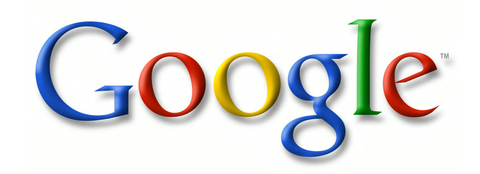
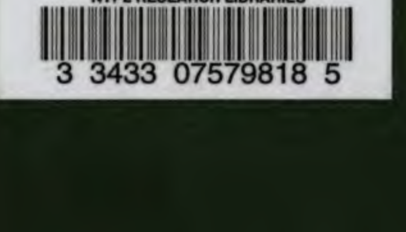
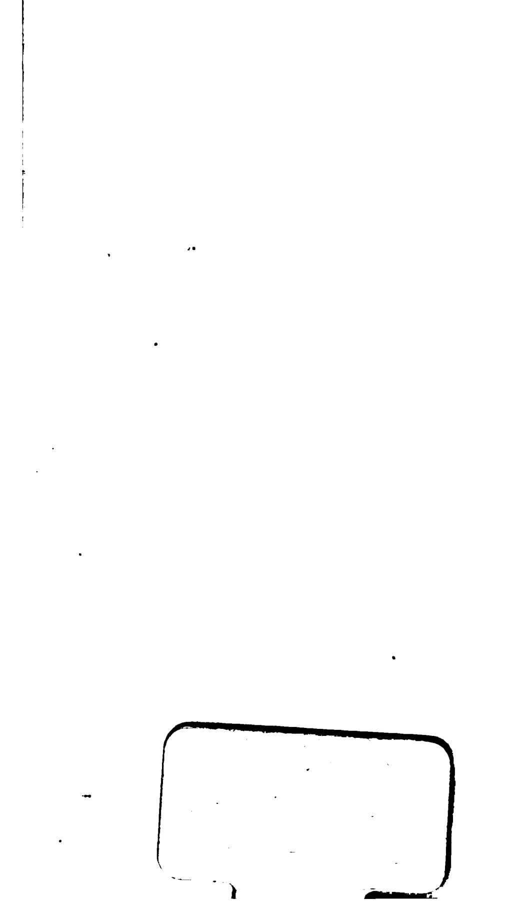
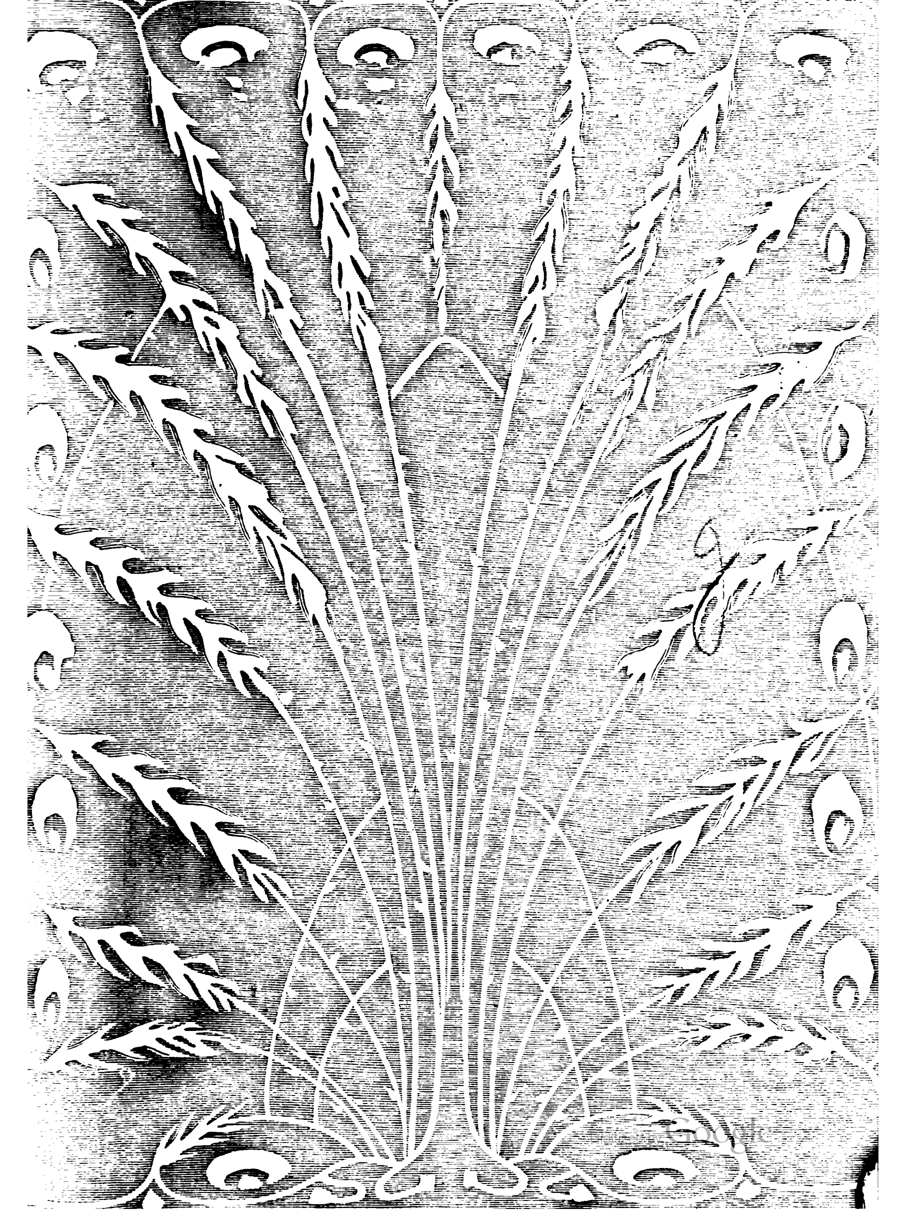



3 3433 07579818 5



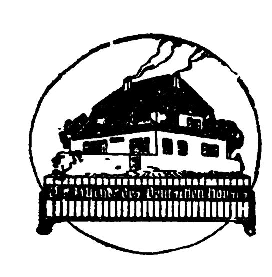


Dieses Buch wurde in der Deutschen
Buch- u. Kunstdruckerei G. m. b. H.
in Zossen gedruckt u. bei der Leipziger
Buchbinderei-Actiengesellschaft
in Leipzig gebunden.

Maupassant

35


DIESES BUCH GEHÖRT:



Maupassant, Novellen

Die Bücher des Deutschen Hauses

Herausgegeben von Rudolf Presber

Zweite Reihe

35. Band



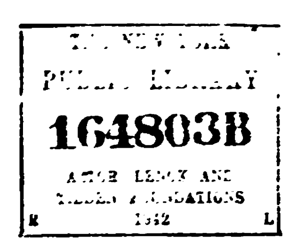
Guy de Maupassant

Ausgewählte Novellen

Autorisierte Übersetzung
von
Friedrich v. Oppeln-Bronikowski

Illustriert von J. R. Melz


1908
Buchverlag fürs Deutsche Haus
Berlin—Leipzig



„Wenn Bücher auch nicht
gut oder schlecht machen, besser
oder schlechter machen sie doch!"

(Jean Paul)

Guy de Maupassant

1850—1893

Mit dem König zu gehen ist nicht mehr die Sehnsucht des Sängers. Dafür haben die Propheten des Geistes mit dem Dichter einen Bund geschlossen. Spinoza-Goethe, Kant-Schiller, Schopenhauer-Wagner, das sind Namen, die zusammen gehören. Eine solche Geistesverwandtschaft besteht auch zwischen Maupassant und dem Pessimismus Schopenhauers. Aber die Kunst des gallischen Dichters tritt für seinen Philosophen ganz anders ein als die des Deutschen. Da bleibt auch kein Restchen von der Philosophie übrig, sie ist ganz dargestelltes Leben geworden. Maupassant vermeidet es mit großer Selbstverleugnung, seine Personen auch nur einen Gedanken aussprechen zu lassen, der ihnen nicht selbst einfallen könnte. Seine pessimistische Weltanschauung ist ganz Handlung geworden, niemals Räsonnement. Er verachtet die Welt, weil er sie verstanden hat, und nun zeigt er, wie diese beste aller Welten sich in jedem einzelnen Falle brutal, sinnlos und erbärmlich aufführt, wie alle unsere Hoffnungen und Ideale sich am Widerstand der kleinen Gemeinschaft, in die uns der Zufall verschlagen hat, brechen wie die Welle an einem Panzerschiff. Er zeigt uns, daß die Gesellschaft, von der wir Anerkennung, Unterstützung für die Verwirklichung edler

Ziele, Beistand in der Not oder auch nur Duldung erwarten, dem rohesten Tyrannen gleicht, bar jeder edlen Regung und selbst wieder gemeine Sklavin von Vorurteilen, über die sie niemals nachgedacht hat. Und damit nicht genug, auch in dem einzelnen siegen stets die schlechten, die Masseninstinkte über die edleren, nach dem Gesetze der Trägheit, da es weniger Mühe kostet, eine allgemeine Schuftigkeit mitzumachen, als sich nutzlos gegen jene Triebe aufzulehnen, die eine so nachhaltige Unterstützung in den Instinkten der Masse und der eigenen Faulheit haben.

Henri René Albert Guy de Maupassant wurde am 5. August 1850 auf Schloß Miromesnil in der Nähe von Dieppe geboren. Sein Vater stammte aus Lothringen, seine Mutter aus der Normandie, wo die Familie seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts ansässig ist. Die Normandie ist also seine engere Heimat, hier hat er seine Kindheit durchlebt und seine Studienzeit, am Meere ist er aufgewachsen, und das Meer bleibt die stille heimliche Liebe seines ganzen Lebens. Das Seminar von Yvetot und das Lyzeum von Rouen, das er als Bakkalaureus verließ, eine tolle, ausgelassene Jugend, ein glückliches Vagabundieren, machen ihn früh reif, weil er zeitig damit begann, Menschen und Leben mit künstlerischen Sinnen zu betrachten. Sehen heißt verstehen, war schon damals seine Devise. „Jene Anstrengung, mit der ich in unbekannte Seelen eindrang, ist ohne Absicht, ohne Unterbrechung, sie ist das Wesentliche an mir. Ich lebe in ihr, ich unterwerfe mich ihr und ich bade mich in den Einflüssen, die mich umgeben.“ In allem Genießen und

Erkennen hat er aber jenen Abstand zu den Dingen und den Menschen gewahrt, der nötig ist, wenn man sie überschauen und nicht ihr Sklave werden will.

Er war zwanzig Jahre alt, als der Krieg ausbrach. Hier sammelte er jene Eindrücke, die er später mit jener unerbittlichen Strenge, die dem Kriege selbst eigentümlich ist, schilderte. Nach dem Friedensschluß trat er ins Marineministerium und dann in das Ministerium de l'instruction publique.

Auch die Kenntnis des Beamtentums und der Verwaltungsangelegenheiten finden wir in seinen Erzählungen verwertet. In diesen zehn Jahren (1870 bis 1880) bereitete er sich planmäßig auf den Beruf des Schriftstellers vor. Seine freie Zeit bringt er in einem Boot auf der Seine zu. Die Theaterstücke, Verse und Novellen bleiben vorerst unveröffentlicht, außer zwei oder drei Novellen und einigen Gedichten. „Ich lerne erst mein Handwerk", gab er zur Antwort, wenn man in ihn drang, etwas herauszugeben. Und er hat sich auch einen Lehrmeister gesucht. Flaubert wurde der einzige Vertraute seiner Studien. Unermüdlich läßt er sich von ihm die Arbeiten korrigieren, die er ihm am Ende jeder Woche vorlegt. Er hat es in der Vorrede zu seinem Roman „Pierre et Jean" selbst beschrieben, wie strenge sein Lehrmeister mit ihm war. Flaubert war der Ansicht, daß für den Schriftsteller alles darauf ankomme, einen Gegenstand oder einen Menschen in einem neuen Bilde zu schildern. Dieses Bild muß so klar und treffend sein, daß dieser so geschilderte Baum, dieses Feuer, diese menschliche Erscheinung,

keinem anderen Baum, keinem anderen Feuer, keinem anderen Menschen gleicht. Man muß nur lange genug vor dem Gegenstand verweilen. Dann entdeckt das Talent, das Genie in dem nichtssagenden Ereignis, in der Gestalt des gewöhnlichsten Menschen etwas, das vor ihm noch niemand gesehen hat. Nur dadurch unterscheidet sich der Künstler von dem Stümper. Der Einfluß Flauberts auf Maupassant entschied über seine Zukunft. Eine grenzenlose Dankbarkeit erfüllte den Schüler. „Ich denke immer an meinen lieben Flaubert und ich sage mir, daß ich nichts dagegen hätte zu sterben, wenn ich wüßte, daß irgendein Mensch so an mich denken wird."

1880 erschien der erste Band „Gedichte", und im selben Jahre „Boule de Suif". Damit beginnt ein Jahrzehnt der erstaunlichsten Fruchtbarkeit, und nirgends mehr ein Schwanken, eine Unebenheit seines Schaffens. Im Gaulois und im Gil Blas erscheint allwöchentlich eine Wochenchronik oder eine Novelle von ihm. In Bänden, die mit gleicher Pünktlichkeit aufeinander folgen, werden diese Novellen das Lesefutter von ganz Europa: 1881 La Maison Tellier; 1882 Mademoiselle Fifi; 1883 Contes de la Bécasse; 1884 Clair de Lune, Miss Harriet, Les Sœurs Rondoli; 1885 Toine, Yvette, Contes du Jour et de la Nuit; 1886 Monsieur Parent, La Petite Roque; 1887 Le Horla; 1888 Le Rosier de Mme. Husson; 1889 La Main Gauche; 1890 L'Inutile Beauté. An Romanen erschienen daneben 1883 Une Vie; 1885 Bel Ami; 1887 Mont Oriol; 1888 Pierre et Jean; 1889 Fort comme la Mort; 1890 Notre Cœur.

Das Leben dieses Mannes ist beschrieben, wenn man eine Aufstellung seiner Werke gibt, denn es erschöpft sich in ihnen vollkommener noch als das eines Balzac. Er lebt abwechselnd in Paris und in Etretat in der Normandie, wo er sich ein Haus baut, La Guillette. Er hat nur noch eine Leidenschaft außer der Arbeit, das ist Reisen. Auf seiner Jacht Bel Ami streift er durch die Meere, ist bald in Algier, bald auf Korsika, bald auf Sizilien. Diesen Reisen verdanken wir Au soleil (1884), Sur l'eau (1888) und La vie errante (1890).

Es gab kein Besinnen in diesem Leben, das dem gewidmet ist, was die Menge mit Ruhm bezeichnet; denn hinter dem Schaffenden stand das drohende Gespenst des Todes. Kein Arzt, keine Bäder konnten ihn heilen; er wußte fast Tag und Stunde voraus, in der ihn der rasende Gehilfe des Königs der Schatten, der geistige Tod, in Banden legen würde. Im Süden, im Jahre 1892, siegte, wie er sich auch sträubte, die verheerende Krankheit über seinen Geist. Ein Diener hinderte ihn, im letzten klaren Moment Hand an sich zu legen. Er starb am 6. Juli 1893 im Hause des Dr. Blanche in Passy.

In unserer Ausgabe hat Freiherr von Oppeln-Bronikowski, der bekannte Maeterlinckübersetzer, einen Band solcher Novellen zusammengestellt, die ohne Bedenken in jeder Hausbibliothek Aufnahme finden können. Der klassische Stil seiner Prosa, der den alten Spielmannsdichtungen entlehnt zu sein scheint, sichert Maupassant eine allererste Stelle unter unseren Hausbüchern. Die modernen Errungenschaften der Psychologie und der verinnerlichten Naturbetrachtungen wurden von

einem strengen Formkünstler zu Sprachbildern zusammengeschweißt, die sich in dem Strom seiner entzückend dahinrauschenden Prosa spiegeln. Wie stark wird man daran erinnert, daß für den Künstler die Sprache dasselbe sein muß, wie für den Bildhauer der Marmor, ein formloser Steinkoloß, aus dem nur der Schaffende Gestalten und Wesen von unserer Art herauszuzaubern vermag.

Im Neinsagen ist eine starke, Werte schaffende Lebenskraft, es ist das Vorrecht der Jugend. Das Leben schwächt den jugendlichen Impuls. Die Gewißheit des Todes führt die meisten jener passiveren Lebensauffassung zu, die, müde im Verneinen, sich mit einem bedächtigen Ja in den kurzen Genuß des Vergänglichen schickt. Maupassants strenge Wesenheit konnte sich nicht schicken. Er litt, wie nur wenige ganz Große, unter dem Zwang der allzu nahen Endlichkeit alles Irdischen. „Es kommt ein Tag, an dem es mit dem Lachen vorüber ist, weil hinter allem der Tod hervorblickt", heißt es in Bel Ami. Diese Lehre hat seitdem in der modernen Literatur Schule gemacht. Aber es hat sich auch hier wieder gezeigt, daß der Schmerz so wenig wie irgendein anderes Lebenselement der Kunst sich nachempfinden läßt. Maupassants Pessimismus ist das steinerne Denkmal eines von der tiefsten Erkenntnis der Vergänglichkeit durchrüttelten Lebens, eine einzige Darstellung des stärksten Willens zum Leben, der gegen die sinnlose Macht des Todes protestiert und mit dem Wutschrei der Ewigkeitssehnsucht ausruft: „Alles, was wir tun, ist ein ewiges Sterben." W. M.



Die Heimkehr

Das Meer peitscht die Küste mit seinem kurzen, eintönigen Wogenschlag. Weiße Wölkchen, von dem heftigen Winde getrieben, jagen über den weiten blauen Himmel wie Vögel hin, und das Dorf, in einer Bodenfalte des Tales, das sich zum Meere hinabzieht, liegt warm in der Sonne.

Am Dorfeingang liegt das Haus der Familie Martin-Lévesque allein am Straßenrand. Es ist eine kleine Fischerhütte mit Lehmwänden und Strohdach, auf dem blaue Schwertlilien wachsen. Ein Gartengeviert, so groß wie ein Taschentuch, in dem Zwiebeln, etwas Kohl, Petersilie und Kerbel wachsen, liegt vor dem Häuschen, durch eine Hecke von der Straße getrennt.

Der Mann ist auf dem Fischfang; die Frau steht vor dem Hause und flickt die Maschen eines großen braunen Netzes, das an der Mauer ausgespannt hängt wie ein riesiges Spinnengewebe. Ein Mädchen von vierzehn Jahren sitzt an der Gartentür auf einem Strohsessel hintenübergelehnt und flickt Wäsche aus, Armeleutewäsche, die bereits eingesetzt und gestopft ist. Ein andres Mädchen, ein Jahr jünger, wiegt in seinen Armen ein ganz kleines Kind, das sich noch nicht bewegen und sprechen kann; und zwei Würmer von zwei bis drei Jahren sitzen

mit dem Hintern auf dem Boden dicht beieinander, wühlen mit unbeholfenen Händchen in der Erde und werfen sich Hände voll Staub ins Gesicht.

Kein Wort wird gesprochen. Nur der Säugling, der eingewiegt wird, plärrt unaufhörlich mit seinem dünnen, scharfen Stimmchen. Eine Katze liegt im Fenster und schläft, und blühende Levkoien bilden am Fuße der Mauer einen schönen Tuff weißer Blumen, den ein Schwarm von Insekten umsummt.

Das Mädchen, das an der Gartentür näht, ruft plötzlich: „Mutter!"

„Was gibt's?" antwortet die Mutter.

„Da ist er wieder."

Sie ängstigen sich seit dem Morgen, weil ein Mann um das Haus herumschweift: ein alter, ärmlich aussehender Mann. Er fiel ihnen auf, als sie den Vater zu seinem Boote begleiteten. Er saß am Grabenrand ihrer Tür gegenüber. Als sie von der Küste zurückkamen, saß er immer noch da und starrte das Haus an.

Er sah krank und sehr elend aus. Eine Stunde lang rührte er sich nicht; dann, als er merkte, daß man ihn für einen Strolch hielt, war er aufgestanden und, ein Bein nachschleppend, fortgegangen.

Bald aber sahen sie ihn langsamen, müden Schrittes zurückkommen; er hatte sich wieder hingesetzt, diesmal etwas weiter ab, als ob er sie beobachtete.

Die Mutter und die Töchter hatten Angst. Namentlich der Mutter war es nicht geheuer, denn sie war eine furchtsame

Seele, und Lévesque, ihr Mann, sollte erst spät abends vom Fischfang zurückkehren.

Er hieß Lévesque; sie trug den Namen Martin, und so hatte man sie beide Martin-Lévesque getauft, und zwar aus folgendem Grunde: Ihr erster Mann war ein Seemann, namens Martin, gewesen, der alljährlich im Sommer zum Stockfischfang nach Neufundland fuhr.

Nach zweijähriger Ehe schenkte sie ihm ein Töchterchen, und sie war schon im sechsten Monat schwanger, als das Schiff, auf dem ihr Mann sich befand, die „Zwei Schwestern", ein Dreimaster aus Dieppe, verscholl.

Man erfuhr nie wieder etwas davon; nicht einer von der Bemannung kehrte zurück; man glaubte also, es sei mit Mann und Maus untergegangen.

Die Martin wartete zehn Jahre lang auf ihren Gatten und zog ihre Kinder mit Mühe und Not auf; und da sie eine tüchtige und brave Frau war, so machte ein Fischer des Ortes, Lévesque, ein Witwer mit einem Knaben, ihr einen Antrag. Sie ehelichte ihn und gebar ihm im Laufe von drei Jahren noch zwei Kinder.

Sie führten ein kärgliches, mühseliges Leben. Das Brot war teuer, und Fleisch war im Hause eine große Seltenheit. Im Winter, während der stürmischen Jahreszeit, gerieten sie beim Bäcker bisweilen in Schulden. Trotzdem ging es den Kindern gut. Man sagte von ihnen:

„Die Martin-Lévesque sind brave Leute. Die Martin arbeitet wie ein Pferd, und Lévesque ist ein Fischer wie keiner."

Das Mädchen, das an der Hecke saß, hub wieder an:

„Es ist, als ob er uns kennte. Es ist vielleicht ein Bettler aus Epreville oder Anzebosc.“

Doch die Mutter irrte sich nicht. Nein, das war keiner aus der Gegend, ganz gewiß nicht!

Er saß unbeweglich wie ein Pfahl und starrte immerfort auf das Haus der Martin-Lévesque. Die Frau wurde schließlich wütend, und da die Furcht sie beherzt machte, ergriff sie eine Schaufel und ging vor die Tür.

„Was macht Ihr da?“ schrie sie den Landstreicher an.

Er antwortete mit heiserer Stimme:

„Ich sitze hier im Schatten. Tu' ich Euch was zuleide?“

„Warum habt Ihr Euch wie ein Spion hier vorm Haus aufgepflanzt?“ fuhr sie fort.

„Ich tue keinem Menschen was Schlimmes,“ erwiderte der Mann. „Ist es vielleicht verboten, sich an die Straße zu setzen?“

Sie wußte ihm darauf keine Antwort zu geben und ging ins Haus zurück.

Der Tag verfloß langsam. Um Mittag verschwand der Mann. Doch um fünf Uhr erschien er wieder. Am Abend ließ er sich nicht mehr blicken.

Lévesque kehrte spät abends heim. Die Frau erzählte ihm das Vorgefallene. Er schloß:

„Das ist irgendein Spürhund oder ein schlechter Kerl.“

Er legte sich unbesorgt schlafen, während seine Frau immerfort an den Schleicher denken mußte, der sie mit so komischen Augen angesehen.

Am nächsten Tage war heftiger Sturm. Der Fischer sah, daß er nicht aufs Meer hinauskonnte, und half seiner Frau beim Netzeflicken.

Um neun Uhr kam das älteste Mädchen, eine Tochter Martins, die Brot geholt hatte, mit bestürzter Miene zurückgelaufen und schrie:

„Mutter, da ist er wieder!“

Die Mutter erschrak und wurde totenblaß.

„Geh doch hin, Lévesque,“ sagte sie zu ihrem Manne, „und sage ihm, er solle uns nicht immer so auflauern; das macht mir den Kopf ganz wirr.“

Lévesque war ein großer Seemann mit ziegelroter Haut und dichtem, rotem Barte. Er hatte blaue Augen mit schwarzer Pupille und einen starken Hals, den er aus Furcht vor dem Wind und dem Regen auf hoher See stets in Wolle gehüllt trug. Er erhob sich ruhig und schritt auf den Herumschleichenden zu.

Sie begannen zu sprechen.

Die Mutter und die Töchter beobachteten sie von weitem voller Angst und Bangen.

Plötzlich stand der Unbekannte auf und kam mit Lévesque auf das Haus zu.

Die Martin wich entsetzt zurück. Ihr Mann sagte zu ihr:

„Gib ihm ein bißchen Brot und ein Glas Apfelwein. Er hat seit vorgestern nichts im Magen.“

Sie traten beide ins Haus, gefolgt von der Frau und den Kindern. Der Landstreicher setzte sich hin und begann gesenkten Hauptes zu essen, während alle ihn anblickten.

Die Mutter musterte ihn im Stehen. Die beiden großen Mädchen, die Töchter Martins, lehnten in der Tür, die eine mit dem Jüngsten auf dem Arme, und sahen ihm beide mit gierigen Blicken zu; und auch die zwei kleinen Kinder, die in der Asche des Herdfeuers saßen, hatten aufgehört, mit dem schwarzen Kochtopf zu spielen, wie um den Fremdling gleichfalls anzugaffen.

Lévesque hatte einen Stuhl genommen und fragte ihn:

„Ihr kommt wohl von weither?"

„Ich komme von Cette."

„So zu Fuß? . . ."

„Jawohl, zu Fuß. Wenn man nichts hat, muß man wohl laufen."

„Und wohin geht die Reise?"

„Hierher."

„Kennt Ihr hier jemand?"

„Wohl möglich."

Sie schwiegen. Er aß langsam, so hungrig er auch war, und trank nach jedem Bissen Brot einen Schluck Apfelwein. Sein Gesicht war verwittert, runzlig und hohl, als hätte er viel durchgemacht.

Plötzlich fragte Lévesque ihn:

„Wie heißt Ihr?"

„Ich heiße Martin."

Ein seltsames Schaudern befiel die Mutter. Sie trat einen Schritt vor, wie um sich den Landstreicher näher anzusehen, und blieb vor ihm stehen, mit herabhängenden Händen

und offenem Munde. Niemand sprach ein Wort. Schließlich hub Lévesque wieder an:

„Seid Ihr von hier?"

„Ich bin von hier."

Und als er endlich aufblickte, begegneten seine Augen denen der Frau und blieben starr an den ihren hängen, als ob ihre Blicke miteinander verknüpft wären.

Plötzlich stieß sie mit veränderter, leiser, zitternder Stimme hervor:

„Bist du mein Mann?"

„Ja, ich bin es," versetzte er langsam.

Er rührte sich nicht und fuhr fort, sein Brot zu kauen.

Lévesque, mehr überrascht als bewegt, stammelte:

„Du bist's, Martin?"

Der andere entgegnete schlicht:

„Ja, ich bin es."

Und der zweite Gatte fragte:

„Woher kommst du denn?"

Der erste antwortete:

„Von der Küste von Afrika. Ich bin an einer Sandbank gescheitert. Wir haben uns zu dritt gerettet, Picard, Vatinel und ich. Dann sind wir von Wilden gefangen worden, die haben uns zwölf Jahre behalten. Picard und Vatinel sind gestorben. Ein reisender Engländer hat mich unterwegs mitgenommen und nach Cette gebracht. Und da bin ich."

Die Martin hatte ihr Gesicht in der Schürze verborgen und weinte.

„Was sollen wir nun anfangen?" stieß Lévesque hervor.

„Bist du ihr Mann?“ fragte Martin.

Und Lévesque antwortete:

„Ja, ich bin es.“

Sie blickten sich an und schwiegen.

Dann schaute Martin die ihn umringenden Kinder an und wies mit einem Kopfnicken auf die beiden Mädchen.

„Sind das meine?“

„Es sind deine,“ antwortete Lévesque.

Er stand nicht auf und umarmte sie nicht; er bemerkte nur:

„Mein Gott, wie groß sie sind!“

„Was sollen wir tun?“ wiederholte Lévesque.

Martin in seiner Verblüffung wußte es ebensowenig. Endlich faßte er einen Entschluß.

„Ich tue, was dir gefällt. Ich will dir kein Unrecht tun. Trotzdem steht es schlimm, was das Haus angeht. Ich habe zwei Kinder, du hast drei, jeder hat seine. Die Mutter, gehört sie mir oder dir? Ich füge mich deinem Wunsch; doch das Haus, das ist mein; das hat mir mein Vater vererbt; ich bin darin geboren, und die Papiere sind beim Notar.“

Die Martin weinte noch immer; sie schluchzte leise in die blaue Leinwand ihrer Schürze. Die beiden großen Mädchen waren näher getreten und blickten ihren Vater bang an.

Er hatte aufgehört zu essen und sagte nun gleichfalls:

„Was soll ich nun tun?“

Lévesque hatte einen Gedanken:

„Wir müssen zum Pfarrer gehen; er wird's entscheiden.“

Martin erhob sich, und wie er auf seine Frau zuschritt, warf diese sich schluchzend an seine Brust.

„Mein Mann! Da bist du! Martin, mein armer Martin, da bist du!"

Und sie umschlang ihn mit beiden Armen, urplötzlich von einem Hauch der Vergangenheit erfaßt, von einer Flut von Erinnerungen an ihre zwanzig Jahre und ihre ersten Umarmungen.

Martin war gleichfalls bewegt und gab ihr einen Kuß auf ihre Haube. Die beiden Kinder am Kamin begannen, da sie ihre Mutter weinen hörten, mit einemmal zu heulen, und das Jüngstgeborene in den Armen der zweiten Tochter Martins schrie mit schriller Stimme wie ein Pfeifer, der falsch bläst.

Lévesque stand abwartend da.

„Nur zu!" sagte er. „Die Sache muß ins klare kommen."

Martin ließ seine Frau los. Und als er seine zwei Töchter ansah, sprach die Mutter zu ihnen:

„Küßt euren Vater doch wenigstens."

Sie kamen beide auf ihn zu, mit trockenen Augen, erstaunt und ein wenig ängstlich. Und er küßte sie, eine nach der andern, auf beide Wangen mit einem derben Bauernkuß. Beim Nahen dieses fremden Mannes stieß das Kleinste ein so durchdringendes Geschrei aus, daß es fast Krämpfe bekam.

Dann gingen die beiden Männer zusammen fort.

Als sie beim Café du Commerce vorbeikamen, schlug Lévesque vor:

„Wollen wir hier einen Tropfen trinken?“

„Ich bin dabei,“ erklärte Martin.

Sie traten ein und setzten sich in die leere Wirtsstube.

„He, Chicot, zwei Doppelkümmel, aber vom guten. Martin ist wieder da, Martin, der meine Frau hatte. Du weißt ja, Martin von den „Zwei Schwestern“, der verschollen war.“

Und der Wirt kam mit drei Gläsern in der einen Hand und der Flasche in der andern herbei, ein dicker, vollblütiger, von Fett aufgedunsener Mann, und fragte mit ruhiger Miene:

„Na, da bist du ja, Martin.“

Und Martin antwortete:

„Da bin ich!“





Der Wächter

Es war nach Tisch. Man erzählte sich Jagdgeschichten und Jagdabenteuer.

Ein alter Freund von uns allen, Bonface mit Namen, ein großer Jäger und Trinker, ein kräftiger, fröhlicher Mann, voller Geist, Verstand und spöttischer, resignierter Philosophie, die sich stets in beißendem Spotte, doch niemals in Traurigkeit kundgab, sagte plötzlich:

„Ich kenne eine Jagdgeschichte, oder vielmehr eine Jagdtragödie, die recht sonderbar ist. Sie hat nichts gemein mit der wohlbekannten Art; ich habe sie deshalb auch nie erzählt, da ich glaubte, sie würde niemand unterhalten.

„Sie ist nicht angenehm, verstehen Sie mich wohl. Ich meine, sie bietet der Neugier nichts, was sie begeistert, bezaubert oder angenehm erregt.

Na also, die Sache ist die:

Ich war damals etwa fünfunddreißig Jahre alt und ein leidenschaftlicher Jäger.

Ich besaß zu jener Zeit ein sehr abgelegenes Gut in der Gegend von Jumièges, von Wäldern umgeben und ausgezeichnet für Hasen und Kaninchen. Ich verbrachte dort nur

vier bis fünf Tage im Jahre, da die Einrichtung mir nicht gestattete, einen Freund mitzunehmen.

Als Wächter hatte ich einen alten Gendarmen angestellt, einen braven Kerl, heftig, streng aufpassend, grimmig gegen Wilddiebe und furchtlos. Er hauste ganz allein, fern von dem Dorfe, in einem Häuschen oder vielmehr in einer Hütte, die im Erdgeschoß aus zwei Räumen, Küche und Keller, und im Oberstock aus zwei Stuben bestand. Eine davon, ein Gelaß, in das gerade ein Bett, ein Stuhl und ein Schrank ging, war für mich reserviert.

Vater Cavalier wohnte in der andern. Wenn ich sagte, er wohnte allein in dem Hause, so habe ich mich schlecht ausgedrückt. Er hatte seinen Neffen bei sich, eine Art Strauchdieb von vierzehn Jahren, der drei Kilometer weit in das Dorf ging, um Lebensmittel zu holen, und der dem Alten bei den häuslichen Geschäften half.

Dieser Mensch, hager, lang und etwas krumm, hatte blondes Haar, so leicht wie die Daunenfedern eines gerupften Huhnes und so spärlich, daß er fast kahl aussah. Außerdem riesige Füße und kolossale Hände.

Er schielte etwas und blickte keinem Menschen ins Gesicht. Er schien mir unter den Menschen zu sein, was die übelriechenden Tiere in der Tierwelt sind. Er war ein Iltis oder ein Fuchs, dieser Schlingel.

Er schlief in einer Art von Loch über der kleinen Treppe, die zu den beiden Stuben hinaufführte.

Bei meinen kurzen Aufenthalten im „Pavillon" jedoch — so nannte ich nämlich das Häuschen — räumte Marius

seinen Unterschlupf einer alten Frau aus Ecorcheville namens Céleste ein, die für mich kochte, denn der Fraß von Vater Cavalier war zu ungenießbar.

Ort und Personen kennen Sie also. Nun das Drama.

Es war Anno 1854, am 15. Oktober; ich entsinne mich des Datums ganz genau und werde es nie vergessen.

Ich verließ Rouen zu Pferde, gefolgt von meinem Hunde Bock, einer großen Bracke aus Poitou mit breiter Brust und starkem Gebiß, der im Gestrüpp herumschnüffelte wie ein Jagdhund von Pont-Audemer.

Ich hatte meinen Reisesack hinter mir auf dem Pferd und meine Flinte umgehängt. Es war ein kalter Tag, ein trüber, stürmischer Herbsttag mit dunklen Wolken, die am Himmel dahinjagten.

Als ich die Höhe von Canteleu hinaufritt, erblickte ich das weite Seinetal, durch das sich der Fluß bis zum Horizont wie eine Schlange fortringelte. Links ragte Rouen mit allen seinen Türmen in den Himmel, und rechts war die Aussicht durch ferne bewaldete Höhenzüge beschränkt. Ich ritt durch den Wald von Roumare, abwechselnd im Schritt und im Trabe, und langte gegen fünf Uhr am „Pavillon" an, wo Vater Cavalier und Céleste mich erwarteten.

Seit zehn Jahren erschien ich so zur gleichen Zeit und in der gleichen Art und Weise, und dieselben Leute begrüßten mich mit denselben Worten:

„Guten Tag, gnädiger Herr. Geht's Ihnen gut?"

Cavalier hatte sich nicht verändert. Er leistete der Zeit

Widerstand wie ein alter Baum; doch Céleste war, namentlich seit den letzten vier Jahren, nicht wiederzuerkennen.

Sie war nach und nach ganz zusammengesunken, wenn auch noch immer tätig, und ging mit so gebeugtem Oberkörper, daß er mit den Beinen fast einen rechten Winkel bildete.

Die Alte, die sehr anhänglich war, schien jedesmal bewegt, wenn sie mich wiedersah; und so sagte sie auch jedesmal, wenn ich wieder fortging:

„Ja, ja, es ist vielleicht das letztemal, gnädiger Herr!"

Und das trostlose, bange Lebewohl der alten Magd, diese verzweifelte Resignation angesichts des unvermeidlichen Todes, der ihr nahe bevorstand, rührte mein Herz jedes Jahr in merkwürdiger Weise.

Ich saß also ab, drückte Cavalier die Hand, und während er mein Pferd nach dem kleinen Stallgebäude führte, trat ich, von Céleste gefolgt, in die Küche, die zugleich als Eßzimmer diente.

Dann kam der Wächter wieder zu uns. Ich sah auf den ersten Blick, daß er anders aussah als sonst. Er hatte eine sorgenvolle, gedrückte und unruhige Miene.

„Na, Cavalier," sagte ich zu ihm, „geht alles nach Wunsch?"

„Ja und nein", brummte er. „Manches geht nicht nach Wunsch."

Ich fragte ihn:

„Was gibt es denn, mein braver Cavalier? Erzählen Sie doch."

Er schüttelte den Kopf.

„Nein, noch nicht, gnädiger Herr. Ich will Ihnen nicht gleich, wenn Sie ankommen, mit meinen Querelen zur Last fallen."

Ich drang in ihn; doch er war um keinen Preis zu bestimmen, es mir vor dem Essen zu sagen. Aus seinen Mienen schloß ich aber, daß es etwas Ernstes sein mußte.

Da ich nicht mehr wußte, was ich mit ihm reden sollte, fragte ich ihn:

„Und das Wild? Gibt es welches?"

„Oh, Wild, ja, das gibt es massenhaft! Sie finden soviel, wie Sie wollen. Gottlob, ich habe aufgepaßt!"

Er sagte das so feierlich, mit einem so verzweifelten Ernst, daß es komisch wirkte. Sein dicker grauer Schnurrbart sah aus, als wollte er ihm von den Lippen fallen.

Plötzlich fiel mir ein, daß ich seinen Neffen noch nicht gesehen hatte.

„Und Marius? Wo ist der denn? Warum läßt er sich nicht blicken?"

Der Wächter fuhr zusammen und blickte mir plötzlich ins Gesicht.

„Na, gnädiger Herr," sagte er, „ich will's Ihnen lieber gleich sagen; ja, es ist besser; gerade wegen ihm habe ich was auf dem Herzen."

„So, so! Na, wo ist er denn?"

„Er ist im Stall, gnädiger Herr; ich habe gewartet, bis er erscheinen sollte."

„Was hat er denn getan?"

„Die Sache ist die, gnädiger Herr . . .“

Der Wächter zauderte. Seine Stimme war verändert; sie bebte, und sein Gesicht war plötzlich von tiefen Runzeln durchzogen, den Runzeln des Alters.

Langsam hub er an:

„Also. Ich habe diesen Winter wohl gemerkt, daß im Forst von Les Roseraies gewildert wurde; aber ich konnte den Kerl nicht fassen. Ich lauerte nächtelang, gnädiger Herr, ganze Nächte lang. Nichts zu finden. Und derweil fing man an, nach Ecorcheville hin zu wildern. Ich wurde ganz mager vor Verdruß. Aber den Wilderer kriegen — unmöglich! Es war, als ob er meine Schritte kannte, der Lump, und meine Absichten.

„Aber eines Tages, als ich Marius' Hose ausbürste, seine Sonntagshose, finde ich vierzig Sous in der Tasche. Wo hatte er die her, der Schlingel?

„Ich dachte acht Tage hin und her, und ich merkte, daß er fortging; er ging immer gerade fort, wenn ich nach Hause kam und mich hinlegte. Jawohl, gnädiger Herr.

„Da spähte ich ihm nach, aber ohne Verdacht auf die Sache, jawohl, ohne Verdacht auf die Sache! Und eines Morgens, als ich mich vor ihm hingelegt hatte, stand ich sofort wieder auf und folgte ihm. Das Nachgehen, das versteht keiner so wie ich, gnädiger Herr.

„Und da hab' ich ihn erwischt, jawohl, den Marius, der auf Ihrem Grund und Boden wilderte, gnädiger Herr, mein Neffe, ich, Ihr Wächter!

„Das Blut stieg mir zu Kopfe, und ich hätte ihn beinah'

auf der Stelle umgebracht, so hab' ich ihn geprügelt. Ha, jawohl, geprügelt! Und habe ihm versprochen, wenn Sie da wären, sollt' er noch eine Tracht in Ihrer Gegenwart kriegen, mit meiner eigenen Hand, damit er sich bessert, als Denkzettel.

„So. Ich bin vor Kummer ganz abgemagert. Sie wissen, was das heißt, wenn einem so ein Schabernack gespielt wird. Aber was hätten Sie an meiner Stelle getan? Sagen Sie mal! Er hat keine Eltern mehr, der Bursche; er hat keinen mehr von seinem Blute als mich. Ich hab' ihn behalten; ich konnt' ihn doch nicht wegjagen, nicht wahr?

„Aber ich habe ihm gesagt, wenn er das noch einmal machte, dann wär' es aus, alles aus; dann gäb's kein Erbarmen mehr. So. Hab' ich's recht gemacht, gnädiger Herr?"

Ich reichte ihm die Hand und antwortete:

„Sie haben's recht gemacht, Cavalier; Sie sind ein braver Mann."

Er stand auf.

„Danke schön, gnädiger Herr. Jetzt will ich ihn holen. Er muß seinen Denkzettel haben, damit er sich bessert."

Ich wußte, daß es vergeblich war, den Alten von seinem Vorhaben abzubringen. Ich ließ ihn also auf seine Weise handeln.

Er ging und holte den Burschen und führte ihn am Ohrzipfel herein.

Ich saß auf einem Strohsessel mit dem ernsten Gesicht eines Richters.

Marius schien mir größer geworden und noch häßlicher als letztes Jahr mit seiner bösen, heimtückischen Miene.

Und seine großen Hände schienen ungeheuer.

Sein Onkel führte ihn vor mich hin und sagte mit seiner barschen Kommandostimme:

„Bitte den Herrn um Verzeihung!"

Der Bursche sprach kein Wort.

Da packte ihn der alte Gendarm unter den Arm, zog ihn über sein Knie und prügelte ihn mit solcher Gewalt auf den Hintern, daß ich aufstand, um seinen Schlägen Einhalt zu tun.

Jetzt brüllte der Bursche:

„Gnade! . . . Gnade! . . . . Gnade! . . . . Ich verspreche . . ."

Cavalier ließ seine Füße auf den Boden herab und zwang ihn durch einen Druck auf die Schultern, in die Knie zu fallen.

„Bitte um Verzeihung!" befahl er.

Der Bursche murmelte mit gesenkten Lidern:

„Ich bitte um Verzeihung."

Dann zog sein Onkel ihn hoch und verabschiedete ihn mit einer Ohrfeige, von der er fast noch einmal umpurzelte.

Er nahm Reißaus und ließ sich den ganzen Abend nicht mehr blicken.

Cavalier schien tiefgebeugt.

„Er hat einen schlechten Charakter", sagte er.

Und während der ganzen Mahlzeit sagte er immerfort:

„Oh, das geht mir so nah, gnädiger Herr, das geht mir so nah!"

Ich versuchte ihn zu trösten, doch umsonst.

Ich legte mich früh zu Bett, da ich bei Tagesanbruch auf die Jagd gehen wollte.

Mein Hund schlief auf dem Fußboden am Ende des Bettes, als ich mein Licht ausblies.

Um Mitternacht weckte mich Bock durch furchtbares Gebell. Ich merkte sofort, daß mein Zimmer voller Rauch war. Ich sprang aus dem Bette, zündete mein Licht an, lief an die Tür und öffnete sie. Ein Flammenwirbel schlug mir entgegen. Das Haus brannte lichterloh.

Ich schlug die dicke Eichenholztür schnell wieder zu, zog meine Unterhose an, drehte mir aus den Bettüchern einen Strick und ließ daran erst meinen Hund zum Fenster herunter; dann, nachdem ich Kleider, Jagdtasche und Flinte hinterher geworfen hatte, entkam ich selbst auf die gleiche Weise.

Und ich fing an, aus Leibeskräften zu schreien:

„Cavalier! Cavalier! Cavalier!"

Doch der alte Gendarm erwachte nicht. Er hatte einen festen Schlaf.

Trotzdem sah ich durch die unteren Fenster, daß das ganze Erdgeschoß nur noch ein feuriger Ofen war, und ich bemerkte, daß es mit Stroh vollgestopft war, um leichter zu brennen.

Man hatte also Feuer angelegt!

Ich begann abermals wütend zu schreien: „Cavalier!"

Da fiel mir ein, daß der Rauch ihn vielleicht erstickte. In einer plötzlichen Erleuchtung schob ich zwei Patronen in meine Flinte und schoß mitten in das Fenster.

Die sechs Scheiben splitterten in die Stube. Diesmal hatte der Alte es gehört; er erschien im Hemde, verstört und vor allem verwirrt durch den Lichtschein, der die ganze Vorderseite seines Hauses tageshell erleuchtete.

Ich schrie ihm zu:

„Ihr Haus brennt! Springen Sie durchs Fenster, schnell, schnell!“

Die Flammen schlugen jäh durch die unteren Fensteröffnungen, leckten an der Mauer empor und erreichten ihn, drohten ihn einzuschließen. Er sprang und fiel auf die Füße wie eine Katze.

Es war hohe Zeit. Das Strohdach krachte mittendurch über der Treppe, die für das Feuer im Unterstock gewissermaßen eine Esse bildete. Eine riesige Feuergarbe lohte in die Luft empor und entfaltete sich wie ein Springbrunnen, der einen Funkenregen rings um die Hütte aussprühte.

In wenigen Sekunden war sie nur noch ein Flammenmeer.

Cavalier fragte niedergeschmettert:

„Wie ist das ausgebrochen?“

Ich antwortete:

„Es ist in der Küche angelegt worden.“

„Wer sollte Feuer angelegt haben?“ murmelte er.

Und ich stieß in plötzlicher Ahnung hervor:

„Marius!“

Der Alte verstand mich. Er stammelte:

„Oh! Jesus Maria! Darum ist er nicht wiedergekommen!“

Doch ein furchtbarer Gedanke schoß mir durchs Hirn.

„Und Céleste? Céleste?" schrie ich.

Er gab keine Antwort, doch das Haus brach vor uns zusammen. Es bildete nur mehr einen dichten, grellen, blendenden Glutberg, einen riesigen Scheiterhaufen, auf dem die Ärmste selbst nur noch eine glühende Kohle, eine Kohle aus Menschenfleisch sein konnte.

Wir hatten keinen einzigen Schrei gehört.

Doch das Feuer sprang auf den nahen Schuppen über. Ich dachte plötzlich an mein Pferd, und Cavalier lief, um es zu befreien.

Kaum hatte er die Stalltür geöffnet, als ein gelenkiger Körper ihm zwischen den Beinen durchschlüpfte und ihn zu Boden riß. Es war Marius, der mit aller Gewalt zu entkommen suchte.

Der Alte war im Nu wieder auf den Beinen. Er wollte dem Elenden nachlaufen, sah aber ein, daß er ihn nicht einholen konnte. Da ergriff ihn eine unbezwingliche Wut; und einem jener unüberlegten, jähen Impulse folgend, die sich weder vorhersehen noch hemmen lassen, ergriff er meine Flinte, die neben ihm auf dem Boden lag, legte an, und ehe ich ein Glied rühren konnte, schoß er los, ohne zu wissen, ob die Waffe geladen war.

Eine der Patronen, die ich hineingesteckt hatte, um den Schreckschuß abzugeben, war nicht losgegangen, und die Ladung traf den Flüchtling mitten in den Rücken. Er brach blutüberströmt zusammen und begann alsbald mit Händen und Knien die Erde zu scharren, als ob er auf allen vieren

weiter laufen wollte, wie tödlich getroffene Hasen, die den Jäger nahen sehen.

Ich stürzte auf ihn los. Der Junge röchelte bereits. Ehe das Haus niedergebrannt war, hatte er sein Leben ausgehaucht, ohne ein Wort hervorzubringen.

Cavalier stand noch immer neben uns, im Hemd, barfüßig, unbeweglich und verstört.

Als die Leute vom Dorfe kamen, führte man meinen Wächter, der sich wie ein Rasender gebärdete, fort.

Ich erschien bei dem Prozeß als Zeuge und erzählte das Geschehene mit allen Einzelheiten, ohne etwas zu ändern. Cavalier wurde freigesprochen, doch verschwand er am selben Tage und verließ die Gegend.

Ich habe ihn nie wiedergesehen.

Das, meine Herren, ist meine Jagdgeschichte."





Das Wrack

Es war am einunddreißigsten Dezember.

Ich kam vom Frühstück mit meinem alten Freunde Georges Garin. Der Diener brachte ihm einen versiegelten Brief mit ausländischen Marken.

„Gestattest du?“ fragte er mich.

„Natürlich.“

Und er begann acht Seiten einer großen englischen Handschrift zu lesen, die kreuz und quer geschrieben war. Er las sie langsam, mit ernster Aufmerksamkeit, mit jener Teilnahme, die man Herzenangelegenheiten widmet.

Dann legte er den Brief auf das Kaminsims und sagte:

„Ja, das ist eine merkwürdige Geschichte, die ich dir nie erzählt habe, trotzdem es eine Liebesgeschichte ist, die mir passiert ist. Ach! es war ein merkwürdiger Neujahrstag. Es ist lange her: zwanzig Jahre ... Denn ich war damals dreißig, und nun bin ich fünfzig! ...

„Ich war damals Vertreter der Schiffsversicherungsgesellschaft, deren Direktor ich jetzt bin. Ich gedachte, den Neujahrstag in Paris zu verbringen, da man ja übereingekommen ist,

diesen Tag zum Festtag zu machen*), als ich vom Direktor den Auftrag erhielt, sofort nach der Insel Ré abzureisen, wo ein Dreimaster von Saint-Nazaire, der bei uns versichert war, soeben gescheitert sei. Es war um acht Uhr morgens. Ich war um zehn Uhr bei der Gesellschaft, um Anweisungen entgegenzunehmen, und am selben Abend fuhr ich mit dem Schnellzuge nach La Rochette, wo ich am nächsten Tage anlangte.

„Ich hatte noch zwei Stunden bis zum Abgang des Dampfers nach Ré, des ‚Jean Guiton'. Ich machte einen Gang durch die Stadt. Dies La Rochette ist wirklich eine sonderbare, großzügige Stadt mit dem Labyrinth seiner Straßen und den endlosen Laubengängen über seinen Bürgersteigen, Bogenhallen wie in der Rue de Rivoli**), doch niedriger. Diese gedrückten und geheimnisvollen Bogengänge scheinen das geblieben zu sein, was sie waren: das Zubehör zu Verschwörern, der altertümliche und eindrucksvolle Hintergrund der alten heldenhaften und blutigen Religionskriege. Es ist immer noch die alte Hugenottenstadt, ernst, verschlossen, ohne stolze Kunstdenkmäler, ohne eines jener herrlichen Bauwerke, die Rouen so großartig machen, doch bemerkenswert durch sein ganzes strenges und auch etwas heimtückisches Gepräge, eine Stadt eigensinniger Kampfnaturen, in der sich der Fanatismus entfalten mußte, die Stadt, in welcher der Glaube der Kalvinisten emporloderte und die Verschwörung der vier Sergeanten entstand.

*) In Frankreich feiert man nicht Weihnachten, sondern Neujahr, und macht sich auch an diesem Tage unsere Weihnachtsgeschenke. D. Übers.

**) In Paris.

„Als ich einige Zeit durch diese eigenartigen Straßen gestreift war, bestieg ich einen kleinen Dampfer, ein schwarzes, bauchiges Schiff, der mich nach der Insel Ré bringen sollte. Er fuhr mit zornigem Prusten ab, zwischen den beiden alten Türmen hindurch, die den Hafen bewachen, durchquerte diesen, verließ die Mole, die von Richelieu erbaut ist, und deren riesige Steinquadern man in der Höhe des Wasserspiegels erblickt, wie ein riesiges Halsband, das die Stadt umschließt; dann wandte er sich schräg nach rechts.

„Es war einer jener trüben Tage, die den Geist bedrücken und niederschmettern, das Herz beengen, jede Kraft und Energie in uns ersticken; ein grauer, eisiger Tag mit schwerem, schmutzfarbenem Nebel, feucht wie Regen, kalt wie Eis und widerlich zu atmen, wie der Brodem einer Kloake.

Unter dieser lastenden Decke von tiefliegendem, düsterem Nebel lag das gelbe, untiefe, sandige Meer dieser endlosen Küstenlinie ohne ein Fältchen, ohne Bewegung und Leben, ein Meer von trübem, fettigem, stehendem Wasser. Der ‚Jean Guiton' rollte etwas nach alter Gewohnheit und durchschnitt diese undurchsichtige, glatte Fläche, indem er ein paar Wellen, etwas Geplätscher, etwas Bewegung hinter sich zurückließ, die bald wieder verebbte.

„Ich fing ein Gespräch mit dem Kapitän an, einem kleinen, kurzbeinigen Manne, der rund war wie sein Schiff und sich ebenso wiegte. Ich fragte ihn nach ein paar Einzelheiten über das Unglück, das ich in Augenschein nehmen sollte. Ein großer, ungeschlachter Dreimaster von Saint-Nazaire, ‚Marie

Joseph', war in einer Sturmnacht auf den Sandbänken der Insel Ré gestrandet.

„Der Sturm hatte das Schiff so weit hinausgerissen — schrieb der Reeder — daß es nicht wieder flott gemacht werden konnte und man alles Bewegliche daran schnell hatte bergen müssen. Ich hatte also die Lage des Wracks festzustellen, seinen mutmaßlichen Zustand vor dem Stranden abzuschätzen, zu beurteilen, ob alles versucht worden war, um es wieder flott zu machen. Ich kam als Vertreter der Versicherungsgesellschaft, um als Gegenzeuge aufzutreten, wenn der Prozeß es erforderte.

„Auf Grund meines Berichtes hatte der Direktor die Maßregeln zu treffen, die er zur Wahrung unserer Interessen für notwendig erachtete.

„Der Kapitän des ‚Jean Guiton' kannte die Angelegenheit genau, da er mit seinem Schiffe an den Rettungsversuchen teilgenommen hatte.

„Er erzählte mir den Hergang des Unglücks, der übrigens sehr einfach war. Die ‚Marie Joseph' war durch einen furchtbaren Windstoß in die Nacht hinausgerissen worden und fuhr ziellos in einem weißschäumenden Meer — einem ‚Milchsuppen-Meer', wie der Kapitän sagte — als sie auf einer jener riesigen Sandbänke strandete, welche die Küsten dieser Gegend zur Ebbezeit in endlose Sandwüsten verwandeln.

„Während ich plauderte, blickte ich mich nach allen Seiten um. Zwischen der Meeresfläche und dem lastenden Himmel blieb ein freier Raum, durch den das Auge ins Weite spähte. Wir fuhren auf Land zu. Ich fragte:

‚Ist das die Insel Ré?‘

‚Jawohl, Herr.‘

„Und plötzlich streckte der Kapitän die Rechte aus und zeigte mir mitten im Meer einen kaum sichtbaren Gegenstand.

‚Halt, da ist Ihr Schiff!‘

‚Die ‚Marie Joseph‘? . . .‘

‚Ja, freilich.‘

„Ich war starr. Dieser schwarze Punkt, kaum sichtbar, den ich für eine Klippe gehalten hätte, schien mir mindestens drei Kilometer von der Küste entfernt.

„Ich begann wieder:

‚Aber Kapitän, das Wasser muß an der Stelle, die Sie mir zeigen, ja hundert Faden tief sein.‘

„Er fing an zu lachen.

‚Hundert Faden, mein Lieber! . . . Keine zwei Faden, sag' ich Ihnen! . . . Wir haben Flut, neun Uhr vierzig‘, fuhr er fort. ‚Wenn Sie im ‚Hotel zum Delphin‘ gefrühstückt haben, gehen Sie von der Küste los, und ich wette, Sie sind um zwei Uhr fünfzig, spätestens drei Uhr an dem Wrack, trockenen Fußes, mein Lieber. Dann haben sie eine Stunde fünfundvierzig bis zwei Stunden, um darauf zu bleiben, nicht etwa länger, sonst sind Sie gefangen. Je weiter das Meer zurücktritt, desto schneller kommt es wieder. Die Küste ist platt wie 'ne Wanze! Um vier Uhr fünfzig kehren Sie um, glauben Sie mir; und um siebeneinhalb Uhr besteigen Sie wieder den ‚Jean Guiton‘ und sind noch am selben Abend im Hafen von La Rochette.‘

„Ich dankte dem Kapitän und setzte mich vorn auf das

Vorderdeck des Dampfers, um mir die kleine Stadt Saint-Martin anzuschauen, der wir schnell näher kamen.

„Sie war wie alle die Miniaturhäfen, welche die Hauptorte all der kleinen Inseln am Rand des Festlandes bilden. Es war ein großes Fischerdorf mit einem Fuß im Wasser, mit dem andern auf dem Lande, das von Fischen und Geflügel, von Gemüsen und Muscheln, Radieschen und Miesmuscheln lebte. Die Insel ist sehr niedrig und wenig bebaut, trotzdem scheint sie stark bevölkert; doch ich begab mich nicht nach dem Innern.

„Nach dem Frühstück ging ich über ein kleines Vorgebirge. Dann, als das Meer rasch ebbte, schritt ich über den Sand auf eine Art von schwarzer Klippe los, die ich in der Entfernung aus dem Wasser herausragen sah.

„Ich ging raschen Schrittes über die gelbe Fläche, die elastisch war wie Fleisch und unter meinen Füßen zu schwitzen schien. Das Meer stand noch eben darauf; jetzt sah ich es weit weg; es zog sich unabsehbar zurück, und die Linie, die den Sand von der See scheidet, war nicht mehr zu erkennen. Mir war, als wohnte ich einem riesigen übernatürlichen Feenstück bei. Eben noch lag der Atlantische Ozean vor mir, dann war er im Strande verschwunden wie Dekorationen in einer Versenkung, und ich ging jetzt mitten in einer Wüste. Nur das Gefühl des Salzhauches blieb mir. Ich roch den Duft des Seegrases, der Wogen, den herben, gesunden Duft der Küste. Ich ging schnell und fror nicht mehr; ich heftete die Augen auf das gescheiterte Wrack, das beim Näherkommen immer größer wurde und jetzt einem riesigen auf den Strand geworfenen Walfische glich.

„Es schien aus dem Boden hervorzukommen und nahm auf dieser ungeheuren gelben Fläche überraschende Verhältnisse an. Endlich erreichte ich es; ich war eine Stunde gegangen. Es lag auf der Seite, auseinandergeborsten, zerbrochen, und zeigte wie ein gefallenes Tier seine zerbrochenen Rippen von geteertem Holze, in denen riesige Nägel saßen. Der Sand hatte es bereits überzogen, war durch alle Fugen gedrungen und umschloß es, besaß es und wollte es nicht wieder freigeben. Es schien im Sande Wurzeln geschlagen zu haben. Der Bug war tief in das sanfte, tückische Ufer eingedrungen, während das Heck in die Luft ragte und die beiden weißen Worte ‚Marie Joseph' auf dem schwarzen Bord wie einen verzweifelten Schrei in den Himmel rief.

„Ich erklomm diesen Schiffskadaver von der niedrigsten Seite aus, gelangte auf das Verdeck und drang in das Innere ein. Durch die zerbrochenen Falltüren und die Lecke in den Seitenwänden fiel der Tagesschein trüb in die langen, düsteren, kellerartigen Räume mit ihren zerstörten Verschalungen. Es war nichts mehr darin als Sand, der auf dem Bretterboden wie ein Estrich lag.

„Ich machte mir Notizen über den Zustand des Schiffes. Ich hatte mich auf ein leeres, zerbrochenes Faß gesetzt und schrieb beim Schein eines breiten Lecks, durch das ich die endlose Strandfläche sehen konnte. Ein seltsamer Schauder, ein Gefühl von Kälte und Einsamkeit, lief mir alle Augenblicke über den Leib; und ich hielt manchmal im Schreiben inne, um dem unbestimmten, geheimnisvollen Geräusch des Wracks zu lauschen, dem Kribbeln der Krabben, welche die

Bordwände mit ihren hakigen Füßen anscharrten, das Geräusch der tausend winzigen Meertierchen, die sich schon in diesem Kadaver eingenistet hatten, und auch das leise, regelmäßige Ticken des Holzwurms, der alle alten Hölzer mit seinem bohrenden Geräusch annagt, aushöhlt und zerstört.

„Plötzlich hörte ich Menschenstimmen ganz nahe vor mir. Ich sprang auf, wie vor einer Geistererscheinung. Einen Augenblick wähnte ich tatsächlich, jetzt würden zwei Ertrunkene aufstehen und mir ihren Tod erzählen. In kürzester Frist hatte ich mich mit kräftigen Klimmzügen auf das Verdeck geschwungen: und ich sah auf dem Vorderteil des Schiffes einen großen Herrn mit drei jungen Mädchen stehen — oder vielmehr einen großen Engländer mit drei Misses. Sie erschraken offenbar noch viel mehr als ich, wie sie dieses behende Wesen aus dem verlassenen Dreimaster auftauchen sahen. Das jüngste der drei Mädchen ergriff die Flucht, die beiden andern schlugen ihre Arme um den Vater; und er für seinen Teil stand offenen Mundes — das einzige Zeichen, das seine Aufregung verriet.

„Nach einer Weile begann er zu sprechen:

‚Aoh, mein Herr, Sie sein der Besitzer von dies Schiff?‘

‚Jawohl, mein Herr.‘

‚Können ich es besuchen?‘

‚Jawohl, mein Herr.‘

„Dann sprach er einen langen englischen Satz, in dem ich nur mehrfach das Wort „Gracious“ vernahm.

„Da er eine Stelle zum Hinaufklettern suchte, zeigte ich ihm die beste und reichte ihm die Hand. Er stieg hinauf;

dann halfen wir den drei jungen Damen, die sich wieder beruhigt hatten. Sie waren reizend, besonders die älteste, eine achtzehnjährige Blondine, frisch wie eine Blume und so zart, so zierlich. Wahrhaftig, hübsche Engländerinnen gleichen zarten Früchten des Meeres. Die, welche vor mir stand, schien aus dem Sande herausgewachsen, ihre Haare hatten dessen Farbe bewahrt. Sie erinnerten mit ihrer köstlichen Frische an die zarten Farben rosiger Muscheln und an den Perlmutterglanz seltener, geheimnisvoller Perlen, die in unbekannten Meerestiefen erblüht sind.

„Sie sprach etwas besser Französisch als ihr Vater und diente uns als Dolmetsch. Ich mußte den Schiffbruch in seinen kleinsten Einzelheiten erzählen und erfand welche hinzu, als wäre ich dabeigewesen. Dann stieg die ganze Familie in das Innere des Wracks hinab. Sobald sie den langen, düsteren, kaum erleuchteten Raum betreten hatten, stießen sie Rufe des Erstaunens und der Bewunderung aus; und mit einem Male hatten Vater und Töchter Skizzenbücher in der Hand, die sie offenbar unter ihren weiten, wasserdichten Kleidern verborgen hatten, und begannen gleichzeitig vier Bleistiftskizzen von diesem traurigen und seltsamen Orte zu zeichnen.

„Sie saßen nebeneinander auf einem vorspringenden Balken, und die vier Skizzenblätter auf den acht Knien begannen sich mit kleinen schwarzen Linien zu füllen, die den halboffenen Rumpf der ‚Marie Joseph' darstellen sollten.

„Die älteste plauderte mit mir, während sie zeichnete, indes ich fortfuhr, das Gerippe des Schiffes zu besichtigen.

„Sie erzählte mir, daß sie den Winter in Biarritz ver-

brächten und daß sie eigens auf die Insel Ré gekommen seien, um sich diesen im Sande versunkenen Dreimaster anzusehen. Sie hatten nichts von dem englischen Hochmut; es waren einfache und brave Narren, ein paar jener ewigen Wanderer, mit denen England die Welt überschwemmt. Der Vater war lang, hager, mit rotem Gesicht, das ein weißer Backenbart einrahmte, das wahre lebendige Sandwich, ein Stück Schinken, in Form eines Menschenhauptes geschnitten, zwischen zwei Haarpolstern; die Töchter hochbeinig wie junge Stelzvögel und ebenso dünn, mit Ausnahme der ältesten, und alle drei reizend, namentlich die größte.

„Sie hatte eine so drollige Art zu sprechen, zu erzählen, zu lachen, zu verstehen und nicht zu verstehen, aufzublicken, um mich zu fragen, mit Augen, blau wie tiefe Wasser, im Zeichnen innezuhalten, um meine Worte zu erraten, sich wieder an die Arbeit zu machen und zu sagen „oh yes“ oder „no“, daß ich endlos geblieben wäre, um ihr zuzuhören und sie anzuschauen.

„Plötzlich flüsterte sie:

‚Ich gehört ein kleine Bewegung auf dieses Schiff.‘

„Ich lauschte und unterschied sofort ein leises, eigentümliches, anhaltendes Geräusch. Was war das? Ich stand auf, um durch die Lucke zu sehen, und stieß einen heftigen Schrei aus. Das Meer war zurückgekehrt; es begann uns einzuschließen!

„Wir waren im Nu auf dem Verdeck. Es war zu spät. Das Wasser umgab uns und lief mit wunderbarer Geschwindigkeit nach der Küste. Nein, es lief nicht, es glitt, kroch, dehnte sich aus wie ein riesiger Fleck. Der Sand war kaum

einige Zoll mit Wasser bedeckt, trotzdem sah man schon nicht mehr die vordringende Linie der unmerklichen Flut.

„Der Engländer wollte hinausspringen; ich hielt ihn zurück. Es war unmöglich, zu fliehen, wegen der tiefen Sümpfe, die wir beim Hinwege hatten umgehen müssen und in die wir beim Rückwege geraten wären.

„Eine Minute erbebten unsere Herzen in Todesangst. Dann begann die kleine Engländerin zu lachen und flüsterte:

‚Jetzt wir die Schiffbrüchigen.‘

„Ich versuchte zu lachen, doch die Furcht lähmte mich, eine feige, scheußliche, niedrige und heimtückische Furcht — ganz wie diese Flut. Alle Gefahren, die uns drohten, standen mir mit einem Schlag vor Augen. Ich hätte „Hilfe!“ rufen mögen. Aber wer hörte es?

„Die beiden kleinen Engländerinnen schmiegten sich an ihren Vater, der das grenzenlose Meer ringsum mit stierem Blick anschaute.

„Und die Nacht sank ebenso rasch als das Meer stieg, eine schwere, feuchte, eisige Nacht.

‚Da ist nichts zu machen,‘ sagte ich, ‚als auf dem Schiff hier zu bleiben.‘

‚Oh yes!‘ pflichtete der Engländer bei.

„Und wir saßen eine Viertelstunde, eine halbe Stunde, ich weiß nicht, wie lange, und starrten auf das gelbe Wasser um uns, das anschwoll, strudelte, gleichsam kochte und auf dem wiedereroberten endlosen Strande zu tanzen schien.

„Eins der jungen Mädchen fror, und wir kamen auf den Gedanken, wieder hinabzusteigen, um uns vor der leichten,

aber eisigen Brise zu schützen, die uns anwehte und uns die Haut wie mit Nadeln stach.

„Ich beugte mich über die Falltür. Das Schiff war voll Wasser. Wir mußten uns also an den Hinterbord schmiegen, der uns etwas Schutz gewährte.

„Die Finsternis umgab uns jetzt, und wir blieben eng aneinandergepreßt, von Dunkel und Wasser umgeben. Ich fühlte die Schulter der kleinen Engländerin an der meinen zittern. Bisweilen klapperten ihre Zähne. Doch ich fühlte auch die sanfte Wärme ihres Körpers durch die Stoffe hindurch, und diese Wärme war mir köstlich wie ein Kuß. Wir hatten aufgehört zu reden; wir saßen unbeweglich, stumm und zusammengekauert wie Tiere in einem Graben, wenn der Sturm weht. Und dennoch: trotz allem, trotz der Nacht, der furchtbaren, wachsenden Gefahr, begann ich mich glücklich zu fühlen, glücklich über die Gefahr und Kälte, glücklich über die langen Stunden voller Bangen und Dunkelheit, die wir auf dieser Planke zubringen sollten, so dicht neben diesem hübschen und anmutigen Mädchen.

„Ich fragte mich nach dem Warum dieses seltsamen Gefühls von Freuden und Wohlbefinden.

„Ja warum? Weiß man es je? Weil sie da war? Wer, sie? Eine unbekannte, junge Engländerin, die ich nicht liebte, die ich gar nicht kannte, und die mich doch rührte und bestrickte! Ich hätte sie retten, mich für sie opfern mögen, hätte tausend Torheiten begangen. Seltsam! Wie kommt es, daß die Gegenwart einer Frau uns so verwirrt? Ist es

die Macht ihrer Anmut, die uns umfängt? Die Verführung der Schönheit und Jugend, die uns berauscht wie Wein?

„Ist es nicht vielmehr eine Art von Berührung der Liebe, der geheimnisvollen Liebe, welche die Wesen unablässig zu vereinen sucht, die ihre Macht erprobt, sobald sich Mann und Frau gegenüber finden, die sie mit Empfindung erfüllt, mit einer wirren, geheimen, tiefen Bewegung, wie man die Erde begießt, damit sie Blumen zeitigt?

„Doch die Stille der Finsternis wurde furchtbar: die Stille des Himmels, denn um uns vernahmen wir ein leises, unbestimmtes, endloses Rauschen, das dumpfe Geräusch des steigenden Meeres und das eintönige Plätschern der Strömung gegen das Schiff.

„Plötzlich vernahm ich ein Schluchzen. Die jüngste Engländerin weinte. Ihr Vater versuchte sie zu trösten, und beide redeten in ihrer Sprache, die ich nicht verstand. Ich erriet, daß er sie beruhigte, und daß sie immer noch Angst hatte.

„Ich fragte meine Nachbarin:

‚Frieren Sie nicht, Miß?‘

‚O, doch. Ich haben sehr kalt.‘

„Ich wollte ihr meinen Mantel geben, sie wies ihn zurück; doch ich hatte ihn ausgezogen und legte ihn der Widerstrebenden um. In dem kurzen Kampfe begegnete ich ihrer Hand, deren Berührung mich angenehm durchschauerte.

„Seit einigen Minuten wurde die Brise stärker und das Klatschen der Wogen gegen die Schiffsplanken lauter. Ich

erhob mich; ein starker Windstoß fuhr mir ins Gesicht. Es wurde stürmisch!

„Der Engländer bemerkte es zur selben Zeit und sagte schlicht:

‚Das war schlimm für uns, dieser ...‘

„Ja, es war sehr schlimm; es war der sichere Tod, wenn die Wellen, selbst schwache Wellen, das Wrack angriffen und erschütterten; denn es war so zerbrochen und aus den Fugen, daß der erste etwas heftige Wogenschlag es zu Trümmern zerschwemmen mußte.

„Da wuchs unsere Angst von Sekunde zu Sekunde, je stärker die Böen einsetzten. Das Meer brandete leicht, und ich sah in der Dunkelheit lange, weiße Schaumkämme auftauchen und verschwinden, während jede Welle an das Gerippe der ‚Marie Joseph‘ anprallte, daß es kurz erzitterte, ein Zittern, das uns bis ins Herz drang.

„Die Engländerin bebte; ich fühlte ihr Zusammenschauern an meinem Leibe, und mich ergriff eine tolle Begier, sie in meine Arme zu schließen.

„Vor uns, rechts, links, hinter uns, glänzten Leuchttürme an den Küsten, gelb, weiß, rot, drohend, wie Riesenaugen, die uns ansahen, belauerten und gierig auf unser Verschwinden harrten. Einer besonders reizte mich. Er erlosch alle dreißig Sekunden und flammte sofort wieder auf: er war wirklich wie ein Auge mit seinem Augenlid, das er unaufhörlich über sein Feuerauge senkte.

„Von Zeit zu Zeit zündete der Engländer ein Streichholz an, um nach der Uhr zu sehen; dann steckte er sie wieder ein.

Plötzlich sagte er zu mir über die Köpfe seiner Töchter hinweg mit überlegenem Ernst:

‚Mein Herr, ich wünsche Ihnen gut neues Jahr.'

„Es war Mitternacht. Ich reichte ihm die Hand; er drückte sie. Dann sprach er einen englischen Satz, und plötzlich begann er mit seinen Töchtern das God save the Queen anzustimmen, das in die stille Nachtluft emporstieg und in der Ferne verhallte.

„Ich hatte Lust, zu lachen; dann wurde ich von einer starken und seltsamen Erregung ergriffen.

„Es lag etwas Finsteres, Großartiges in diesem Sange von Schiffbrüchigen und Todgeweihten, etwas wie ein Gebet und auch etwas Größeres, vergleichbar dem alten erhabenen Ave Caesar, Morituri te salutant.

„Als sie das Lied beendet hatten, bat ich meine Nachbarin, ganz allein eine Ballade zu singen, ein altes Lied, was sie wollte, nur damit wir unsere Angst vergaßen. Sie ging darauf ein, und alsbald stieg ihre helle, jugendliche Stimme in die Nacht empor. Sie sang offenbar etwas Trauriges, denn die langgezogenen Töne verließen nur langsam ihren Mund und schwirrten wie verwundete Vögel über die Wogen.

„Das Meer stieg immer höher und schaukelte bereits unser Wrack. Doch ich dachte nur noch an diese Stimme. Und ich dachte auch an die Sirenen. Wenn ein Schiff bei uns vorbeigekommen wäre, was hätten die Schiffer wohl gesagt? Mein gequälter Geist verirrte sich ins Traumland! Eine Sirene! Ja, war sie nicht wirklich eine Sirene, diese Meer-

jungfrau, die mich auf diesem morschen Schiff festgehalten hatte und sich bald mit mir in die Fluten stürzen würde? . . .

„Da rollten wir alle fünf plötzlich auf das Verdeck: die ‚Marie Joseph' hatte sich auf die rechte Seite gelegt. Die Engländerin war auf mich gefallen, ich hatte sie in meine Arme aufgefangen, und in dem Wahn, mein letzter Augenblick sei gekommen, küßte ich sie ohne Sinn und Verstand mit vollen Lippen wild auf die Wange, die Schläfe und die Haare. Das Schiff rührte sich nicht mehr; auch wir lagen unbeweglich.

„Kate!" sagte der Vater. Die, welche ich in den Armen hielt, antwortete ‚yes' und machte sich mit einer Bewegung los. In diesem Augenblick hätte ich wahrhaftig gewünscht, daß das Schiff mitten zerbarst, damit ich mit ihr ins Wasser fiele.

Der Engländer fuhr fort:

‚Ein bißchen Schaukeln, das nichts gewesen. Ich haben meine drei Töchter unversehrt.'

„Als er die ältere nicht sah, hatte er sie im ersten Moment für verloren gehalten.

„Ich erhob mich langsam, und plötzlich erblickte ich ein Licht auf dem Meere, ganz in unserer Nähe. Ich schrie; man antwortete. Es war ein Boot, das uns suchte; der Hotelwirt hatte unsere Unvorsichtigkeit geahnt.

„Wir waren gerettet. Ich war verzweifelt darüber! Man nahm uns in das Boot auf und brachte uns nach Saint-Martin zurück.

„Der Engländer rieb sich jetzt die Hände und brummte: ‚Gute Abendessen! Gute Abendessen!'

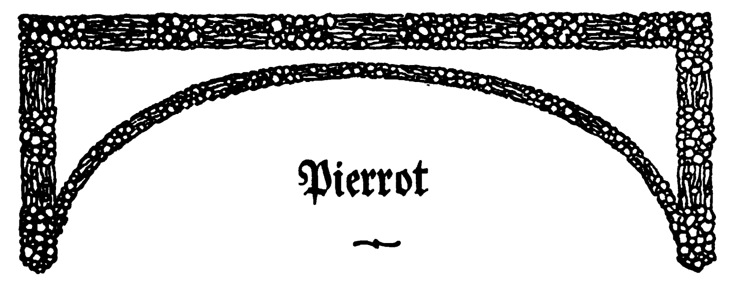
„Wir aßen in der Tat zu Abend. Ich war nicht fröhlich; ich sehnte mich nach der ‚Marie Joseph' zurück.

„Am nächsten Tage trennten wir uns nach vielen Umarmungen und Versprechen, einander zu schreiben. Sie reisten nach Biarritz. Es fehlte wenig, so wäre ich ihnen gefolgt.

„Ich war närrisch; fast hätte ich um das junge Mädchen angehalten. Wären wir auch nur acht Tage zusammengewesen, ich hätte sie bestimmt geheiratet! Wie schwach und unbegreiflich ist der Mensch doch oft!

„Zwei Jahre waren verflossen, ohne daß ich von ihr gehört hätte; dann erhielt ich einen Brief aus New York. Sie war verheiratet und teilte es mir mit. Und seitdem schreiben wir uns alljährlich zu Neujahr. Sie erzählt mir von ihrem Leben, ihren Kindern, ihren Schwestern, nie von ihrem Gatten! Warum? Ja, warum? ... Und ich erzähle ihr immer nur von der ‚Marie Joseph' ... Es ist vielleicht die einzige Frau, die ich geliebt habe ... nein ... die ich hätte lieben können. Ach! ... So geht's ... Weiß man es je ... Die Ereignisse reißen einen fort ... Und dann ... und dann ... geht alles vorüber ... Sie muß jetzt alt sein ... Ich würde sie nicht wiedererkennen ... Ha, damals ... als sie auf dem Wrack war ... welch ein göttliches Geschöpf! Sie schreibt mir, ihre Haare wären ganz weiß ... Mein Gott! ... Das tut mir schrecklich weh ... Ach, ihre blonden Haare ... Nein, die meine lebt nicht mehr ... Wie traurig ist das ... alles!" ...





Pierrot

Madame Lefèvre war eine Frau vom Lande, eine Witwe, eine jener Bauersfrauen mit Bändern und Falbelhut, eine jener Personen, die ungebildet sprechen, in der Öffentlichkeit großartige Manieren entwickeln und unter komischem Äußern, unter lächerlichem Putz ein anspruchsvolles, rohes Gemüt verbergen, wie sie ihre groben roten Hände unter rohseidenen Handschuhen verstecken.

Ihre Magd war ein braves, schlichtes Bauernmädchen namens Rose.

Die beiden Frauen wohnten in einem Häuschen mit grünen Läden an der Straße. Es lag in der Normandie in der Mitte des Landes Caux.

Da sie vor der Wohnung ein schmales Gärtchen besaßen, so zogen sie einige Gemüse.

Eines Nachts nun ward ihnen ein Dutzend Zwiebeln gestohlen.

Sobald Rose den Diebstahl merkte, lief sie zu ihrer Herrin, um es ihr zu melden. Sie kam im wollenen Unterrock heraus. Die Verzweiflung und das Entsetzen waren groß. Man hatte sie bestohlen, Madame Lefèvre bestohlen! Es waren also Diebe in der Gegend, die wiederkommen konnten!

Und die beiden Frauen betrachteten verstört die Spuren der Schritte, schwatzten und sprachen Vermutungen aus. „Halt, sie sind da gegangen. Sie haben die Füße auf die Mauer gesetzt; sie sind in das Beet gesprungen."

Sie waren voller Schrecken für die Zukunft. Wie sollten sie fortan ruhig schlafen!

Der Diebstahl ward ruchbar. Die Nachbarn kamen herbei, konstatierten und beredeten ihrerseits das Vorgefallene, und die beiden Frauen teilten jedem Neuhinzukommenden ihre Beobachtungen und Gedanken mit.

Ein Pächter von nebenan gab ihnen den Rat: sie sollten sich einen Hund halten.

Ja, das war ein Gedanke; sie sollten sich einen Hund halten, und wenn es nur wäre, um sie wachzubellen. Keinen großen Hund, lieber Gott! Was sollten sie mit einem großen Hund anfangen! Sein Unterhalt hätte zuviel gekostet. Aber einen kleinen Hund, einen kleinen Kläffer — das genügte.

Als alle gegangen waren, redete Madame Lefèvre über diesen Fall lange hin und her. Nach reiflicher Überlegung machte sie tausend Einwände; das Bild eines Napfes voll Futter entsetzte sie; denn sie war von jenem sparsamen Schlag der Landfrauen, die stets Pfennige in ihren Taschen tragen, um den Armen auf dem Wege recht sichtbarlich ein Almosen zu geben und Sonntags etwas in den Klingelbeutel zu tun.

Rose, die Tiere gern hatte, machte ihre Gegengründe geltend und verfocht sie mit List und Tücke. Es wurde also beschlossen, einen Hund anzuschaffen, einen ganz kleinen Hund.

Man machte sich auf die Suche, doch man fand nur

große, die Fleischsuppe fraßen, daß es ein Graus war. Der Krämer von Rolleville hatte freilich einen ganz kleinen; aber er verlangte volle zwei Franken Entschädigung für die Kosten seiner Aufziehung. Madame Lefèvre erklärte, sie wollte gern einen Hund füttern, aber keinen kaufen.

Da brachte der Bäcker, der die näheren Umstände kannte, eines Morgens auf seinem Wagen ein merkwürdiges kleines gelbes Tier an, fast ohne Füße, mit einem Krokodilskörper, einem Fuchskopf und einem hochstehenden Schwanz, einem wahren Helmbusch, der so groß war wie das ganze übrige Tier. Madame Lefèvre fand diesen widerlichen Köter, der nichts kostete, reizend. Rose umarmte ihn; dann fragte sie, wie er hieß. Der Bäcker antwortete: „Pierrot".

Er wurde in einer alten Seifenkiste untergebracht und bekam zunächst Wasser zu trinken. Er trank es. Dann bekam er ein Stück Brot. Er aß es. Madame Lefèvre wurde besorgt. Da kam ihr ein Einfall. „Wenn er sich erst ans Haus gewöhnt hat, läßt man ihn frei herumlaufen. Er kann sich dann selbst sein Futter suchen, wenn er die Gegend durchstreift."

Man ließ ihn frei herumlaufen, was aber nicht hinderte, daß er halb verhungert war. Übrigens kläffte er nur, um sein Futter zu fordern; dann aber bellte er hartnäckig.

Jeder Mensch konnte den Garten betreten. Pierrot liebkoste jeden Ankömmling und blieb völlig stumm.

Trotzdem hatte Madame Lefèvre sich an das Tier gewöhnt. Sie fing sogar an, es zu lieben und ihm von Zeit

zu Zeit ein Stück Brot zu geben, das in die Sauce ihres Fleischgerichts getaucht war.

Was sie aber gar nicht bedacht hatte, das war die Steuer, und als man acht Franken von ihr verlangte — acht Franken, heilige Jungfrau! für diesen Köter, der nicht einmal bellte — wäre sie vor Aufregung beinahe ohnmächtig geworden.

Sie beschloß augenblicklich, Pierrot abzuschaffen. Kein Mensch wollte ihn haben; alle Einwohner auf drei Meilen im Umkreise weigerten sich. Da entschied sie sich in Ermangelung eines anderen, ihn „Mergel fressen zu lassen". Alle Hunde, die man los sein will, läßt man „Mergel fressen".

Inmitten einer weiten Ebene erblickt man eine Art von Hütte, oder vielmehr ein kleines Strohdach dicht über dem Boden. Das ist der Eingang zur Mergelgrube. Ein großer Brunnenschacht geht zwanzig Meter senkrecht in die Erde hinab und führt in eine Reihe langer Minengänge.

Diese Grube wird nur einmal jährlich betreten, zu der Zeit, wo die Felder gemergelt werden. Die ganze übrige Zeit dient sie als Kirchhof für verstoßene Hunde; und oft, wenn man an der Mündung vorbeikommt, dringt klägliches Gewinsel, wütendes oder verzweifeltes Gebell, jammervolles Rufen zu einem empor.

Die Hunde der Jäger und Schäfer fliehen entsetzt vom Rande dieses gähnenden Loches; und wenn man sich darüber beugt, steigt ein entsetzlicher Verwesungsgeruch daraus hervor.

Furchtbare Dramen spielen sich in seinem Dunkel ab.

Wenn ein Tier seit zehn oder zwölf Tagen in der Grube mit dem Tode ringt und sich von den eklen Überresten seiner

Vorgänger nährt, wird ein neuer Hund, größer und jedenfalls stärker, plötzlich hinabgestürzt. Dann sind beide allein, hungernd, mit leuchtenden Augen. Sie belauern sich, laufen hintereinander her und zaudern angstvoll. Doch der Hunger peitscht sie; sie fallen sich an, ringen lange und erbittert; und der stärkere frißt den schwächeren, verschlingt ihn bei lebendigem Leibe.

Als es beschlossen war, daß Pierrot „Mergel essen“ sollte, sah man sich nach jemand um, der es besorgte. Der Chausseewärter, der auf der Chaussee hackte, verlangte zehn Sous für den Gang. Diese Forderung erschien Madame Lefèvre unverschämt. Der Laufbursche des Nachbarn begnügte sich mit fünf Sous; auch das war zuviel, und Rose machte den Vorschlag, sie sollten ihn selbst hinbringen. Das wäre auch besser, schon weil er dann unterwegs nicht gequält würde und sein Schicksal nicht ahnte. So wurde denn beschlossen, daß sie spät am Abend zusammen hingehen sollten.

Er bekam an diesem Abend eine gute Suppe mit einem Finger Butter darin. Er verschlang sie bis auf den letzten Tropfen, und da er vor Zufriedenheit mit dem Schwanz wedelte, nahm Rose ihn in ihre Schürze.

Sie gingen mit langen Schritten über die Ebene wie Diebe. Bald erblickten sie die Mergelgrube und erreichten sie. Madame Lefèvre beugte sich herüber und horchte, ob kein Tier darin ächzte. Nein — es war nichts zu hören. Pierrot würde allein sein. Rose umarmte ihn weinend und warf ihn dann in das Loch; beide neigten sich darüber und spannten das Ohr.

Sie hörten zuerst ein dumpfes Geräusch, dann das gellende,

herzzerreißende Klagen eines verletzten Tiers, dann eine Reihe leise Schmerzenslaute, dann ein verzweifeltes Rufen, ein Flehen des Hundes, der den Kopf nach der Öffnung erhob und sie anwinselte.

Er kläffte, oh, er kläffte!

Reue, Entsetzen, eine tolle, unerklärliche Furcht ergriff sie, und sie rannten davon, was sie konnten. Da Rose rascher lief, rief Madame Lefèvre ihr zu: „Warten Sie auf mich, Rose, warten Sie auf mich!“

In der Nacht wurden sie von furchtbaren Albträumen geplagt.

Madame Lefèvre träumte, daß sie sich zu Tisch setzte, um ihre Fleischsuppe zu essen. Als sie den Deckel der Suppenschüssel aufhob, war Pierrot darin. Er schnellte heraus und biß ihr in die Nase.

Sie fuhr im Schlafe auf und glaubte ihn noch kläffen zu hören. Sie horchte; sie hatte sich getäuscht.

Sie schlief wieder ein und träumte, sie wäre auf einer Landstraße, einer endlosen Straße, die sie entlang ging. Plötzlich erblickte sie mitten auf dem Wege einen Korb, einen großen Korb von einem Pachthof, der dort vergessen war; und dieser Korb entsetzte sie.

Schließlich machte sie ihn doch auf, und Pierrot, der darin kauerte, packte ihre Hand und ließ sie nicht mehr los. Sie entfloh voller Bestürzung, und an ihrer Hand hing der Hund, der sich mit seinen Zähnen festgebissen hatte.

Bei Tagesanbruch stand sie auf, fast rasend, und lief nach der Mergelgrube.

Er kläffte; er kläffte immer noch; er hatte die ganze Nacht gekläfft. Sie begann zu schluchzen und rief ihn mit tausend Kosenamen. Er antwortete mit allen zärtlichen Lauten seiner Hundestimme.

Da wollte sie ihn wieder sehen und nahm sich vor, ihn bis zu seinem Lebensende glücklich zu machen.

Sie lief zu dem Brunnengräber, der den Mergel zutage förderte, und erzählte ihm ihren Fall. Der Mann hörte zu, ohne ein Wort zu sagen. Als sie geendet hatte, versetzte er: „Sie wollen Ihren Hund wieder. Das kostet vier Franken."

Sie fuhr hoch; all ihr Schmerz war im Nu verflogen.

„Vier Franken! Dafür ließen Sie sich ja totschlagen! Vier Franken!"

Er antwortete: „Glauben Sie, daß ich meine Seile, meine Kurbeln hinschaffe und das alles raushole, und dann wieder abziehe mit meinem Jungen und mich noch von Ihrem verdammten Köter beißen lasse, nur um den Spaß zu haben, daß Sie ihn wiederkriegen? Dann mußten Sie ihn nicht reinschmeißen."

Sie ging voller Entrüstung. Vier Franken!

Sobald sie daheim war, rief sie Rose und teilte ihr die Ansprüche des Brunnengräbers mit. Rose sagte mehrmals resigniert:

„Vier Franken, Madame, das ist Geld!"

Und hinzusetzend: „Wenn man ihm was zu essen hineinwürfe, dem armen Köter, damit er nicht so krepiert?"

Madame Lefèvre willigte mit Freuden ein, und beide zogen mit einem dicken Butterbrot ab.

Sie zerbissen es zu kleinen Stücken und warfen eins nach dem anderen hinunter, indem sie abwechselnd mit Pierrot sprachen. Und sobald der Hund ein Stück aufgefressen hatte, kläffte er, um das nächste zu bekommen.

Sie kamen am Abend wieder, dann am nächsten Morgen, jeden Tag. Sie waren schließlich nur noch unterwegs.

Eines Morgens jedoch, als sie den ersten Bissen herunterwarfen, hörten sie in dem Graben plötzlich ein furchtbares Gebell. Es waren zwei unten! Man hatte einen andern Hund hinabgestürzt, einen großen!

Rose rief: „Pierrot!“ Pierrot kläffte, kläffte. Da begannen sie, Brot hineinzuwerfen; doch jedesmal vernahmen sie deutlich einen furchtbaren Kampf, dann das klägliche Geschrei Pierrots, der von einem stärkeren, alles verschlingenden Leidensgefährten gebissen wurde.

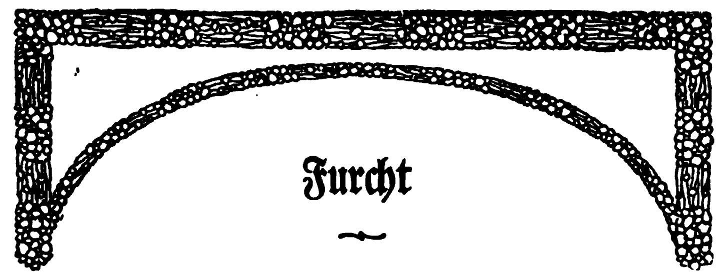
Sie hatten gut rufen: „Pierrot, das ist für dich!“ Offenbar fiel für Pierrot nichts ab.

Die beiden Frauen blickten sich sprachlos an, und Madame Lefèvre versetzte in herbem Tone: „Ich kann doch nicht alle Hunde füttern, die man da reinwirft. Da muß man's halt lassen.“

Der Gedanke an all die Hunde, die auf ihre Kosten leben sollten, schmetterte sie nieder; sie suchte das Weite und nahm sogar den Rest Brot mit, den sie unterwegs aufaß.

Rose folgte ihr und trocknete sich die Augen mit dem Zipfel ihrer blauen Schürze.





Furcht

Wir gingen nach Tisch wieder auf das Verdeck. Das Mittelmeer lag ohne ein Wellchen auf seinem Wasserspiegel, den der volle, milde Mond mit Silber schraffierte. Das große Dampfschiff zog durch den sternbesäten Himmel eine dicke, schwarze Rauchschlange; und hinter uns schäumte das silberne Wasser, durch die rasche Fahrt des schweren Schiffes aufgeworfen und von der Schraube umgewühlt. Es schien sich zu winden und warf einen solchen Lichtstrudel, daß es aussah wie brodelndes Mondlicht.

Wir saßen zu sechst oder acht schweigend und bewundernd da, den Blick nach dem fernen Afrika gerichtet, dem wir entgegenfuhren. Der Major, der mitten unter uns saß und eine Zigarre rauchte, knüpfte plötzlich das Gespräch von der Mahlzeit wieder an.

„Ja, an dem Tage hatte ich Furcht. Mein Schiff saß viele Stunden mit dem Felsblock im Leibe und wurde vom Meer hin und her geworfen. Zum Glück wurden wir gegen Abend von einem englischen Kohlenschiff bemerkt und aufgenommen."

Da sagte ein großer Mann mit verbranntem Gesicht und ernstem Aussehen, einer derer, denen man anmerkt, daß

sie weite, unbekannte Länder durchquert, unaufhörlich Gefahren getrotzt haben, und dessen ruhiges Auge in seiner Tiefe etwas von den fremden Gegenden bewahrt zu haben scheint, die es gesehen hat, einer derer, von denen man ahnt, daß sie durch und durch mutig sind:

„Sie sagen, Sie hätten Furcht gehabt, Major; ich glaub' es nicht. Sie täuschen sich über das Wort und über das Gefühl, das Sie dabei hatten. Ein Mann von Willenskraft hat niemals Furcht vor einer dringenden Gefahr. Er ist aufgeregt, unruhig, ängstlich, aber Furcht ist etwas anderes."

„Donnerwetter!" entgegnete der Major lachend, „ich sage Ihnen, ich hatte Furcht."

Da versetzte der bronzefarbene Mann mit langsamer Stimme:

„Gestatten Sie mir, mich deutlicher auszudrücken! Furcht — und die Beherztesten können sich fürchten — ist etwas Grausiges, eine entsetzliche Empfindung, sozusagen eine Auflösung der Seele, ein schrecklicher Krampf von Hirn und Herz, bei dessen bloßer Erinnerung einen das Grausen erfaßt. Aber dergleichen hat man, wenn man tapfer ist, weder bei einem Angriff, noch angesichts eines unentrinnbaren Todes, noch bei allen bekannten Formen der Gefahr: sondern unter gewissen abnormen Umständen, unter gewissen geheimnisvollen Einflüssen, angesichts unbestimmter Gefahren. Die wahre Furcht, das ist etwas wie eine Rückerinnerung an die phantastischen Schreckbilder der Vergangenheit. Ein Mensch, der an Gespenster glaubt, der in der Nacht eine Erscheinung zu

sehen wähnt, der muß die Furcht in ihrer ganzen grausigen Schrecklichkeit empfinden.

Ich habe einmal eine Ahnung bekommen, was Furcht heißt; es ist etwa zehn Jahre her. Ich habe zum zweitenmal Furcht gehabt im letzten Winter in einer Dezembernacht.

Und doch habe ich so manche Zufälle, manches todverheißende Abenteuer durchgemacht. Ich habe mich oft duelliert. Ich bin von Räubern für tot liegen gelassen worden. Ich bin in Amerika als Insurgent zum Tode durch den Strang verurteilt und an der chinesischen Küste von einem Schiff herab ins Meer geworfen worden. Ich hielt mich jedesmal für verloren, ich war mir darüber sofort klar, ohne Rührung, ja selbst ohne Bedauern.

Doch Furcht ist etwas anderes.

Ich bekam ein Gefühl davon in Afrika. Und doch ist sie ein Kind des Nordens; die Sonne zerstreut sie wie einen Nebel. Das halten Sie fest, meine Herren. Bei den Orientalen gilt das Leben nichts; man ergibt sich sofort in seinen Tod; die Nächte sind klar und leer von den düstern Besorgnissen, die das Hirn in den kalten Ländern beunruhigen. Im Orient kennt man vielleicht die Panik, aber nicht die Furcht.

Nun also: folgendes ist mir in Afrika passiert.

Ich zog durch die Sanddünen südlich von Wargla. Es ist das eins der seltsamsten Länder auf Erden. Sie kennen die gleichmäßigen, graden Sandflächen der endlosen Küstenstriche. Denken Sie sich nun das Meer selbst zu Sand geworden während eines Orkans; stellen Sie sich einen schweigen-

den Ozean mit unbeweglichen Wogen aus gelbem Staub vor, berghoch, ungleich und genau so wie empörte Meereswogen, aber noch größer und geriefelt wie Wassergeäder. Auf dieses tobende, stumme und regungslose Meer fällt die verzehrende Sonne des Südens senkrecht und erbarmungslos herab. Man muß diese Hügel von goldner Asche hinauf und hinab reiten, wieder hinauf und wieder hinab, immer klettern, ohne Ruhe und Schatten. Die Pferde röcheln, sinken bis ans Knie ein und gleiten den andern Abhang der merkwürdigen Hügel wieder hinab.

Wir waren zwei Freunde, gefolgt von acht Spahis und vier Kamelen mit ihren Treibern. Wir sprachen nicht mehr, so erschöpft waren wir von der Hitze, der Anstrengung, und ausgedörrt vor Durst wie diese glühende Wüste. Plötzlich stieß einer unserer Leute eine Art Schrei aus. Alles machte Halt, und wir blieben unbeweglich stehen, gebannt durch eine unerklärliche Naturerscheinung, die den Reisenden in diesen unwirtlichen Landstrichen wohlbekannt ist.

Irgendwo in unserer Nähe, in einer ungewissen Richtung, hörten wir Trommelschlag, den geheimnisvollen Trommelschlag der Dünen. Der Trommler schlug deutlich, bald Wirbel, bald ganz gedämpft, bald aufhörend und sein phantastisches Rasseln von neuem beginnend.

Die Araber blickten sich verstört an, und einer von ihnen sagte in seiner Sprache: „Der Tod ist über uns.“ Und siehe da — plötzlich fällt mein Reisegefährte, mein Freund, fast mein Bruder, kopfüber vom Pferde: vom Sonnenstich getroffen.

Und zwei Stunden lang, während ich ihn umsonst zu

retten suchte, erfüllte mir der unerforschliche Trommler das Ohr mit seinem eintönigen, unterbrochenen und unbegreiflichen Geräusch; und ich fühlte, wie die Furcht, die scheußliche Furcht mir durchs Gebein lief — angesichts dieses geliebten Toten, in diesem sonnenverzehrten Loch zwischen vier Sandbergen, während das unbekannte Echo uns zweihundert Meilen weit von jedem französischen Dorfe den Trommelwirbel zurückwarf.

An jenem Tage begriff ich, was es heißt, Furcht zu haben; ich habe es ein zweites Mal noch deutlicher begriffen."

Der Major unterbrach den Erzähler:

„Verzeihen Sie, mein Herr, aber der Trommler? Wer war das?"

„Ich weiß es nicht," antwortete der Reisende. Die Offiziere, die von diesem seltsamen Geräusch oft überrascht werden, schreiben es im allgemeinen dem vervielfältigten, angeschwollenen, von den Dünentälern übermäßig gesteigerten Widerhall eines Hagels von Sandkörnern zu, die, vom Winde getrieben, gegen trockene Grasbüschel prallen; denn man hat immer gefunden, daß das Phänomen in der Nähe von kleinen, sonnengedörrten Pflanzen entsteht.

Dieser Trommler ist somit nichts andres als eine Fata Morgana der Töne. Das ist alles. Doch ich erfuhr es erst später.

Nun zu meiner zweiten Furchtempfindung.

Es war im letzten Winter in einem Walde im Nordosten Frankreichs. Es wurde zwei Stunden zu früh Nacht, so dunkel war der Himmel. Mein Führer war ein Bauer, der an meiner Seite schritt, auf einem ganz schmalen Wege unter

einem Gewölbe von Fichtenwipfeln, in denen der wütende Wind heulte. Zwischen ihnen sah ich Wolken dahinjagen, als flöhen sie vor etwas Entsetzlichem. Bisweilen bog sich der ganze Wald unter einem gewaltigen Windstoß wie ein Baum und ächzte, als ob er litte; und ich fror trotz meines raschen Schrittes und des schweren Mantels.

Wir sollten bei einem Forstmeister zu Abend essen und nächtigen; sein Haus war nicht mehr weit von uns. Ich ging zur Jagd hin.

Mein Führer blickte bisweilen in die Höhe und brummte: „Trauriges Wetter!“ Dann erzählte er mir von den Leuten, zu denen wir kamen. Der Vater hatte vor zwei Jahren einen Wilderer erschossen, und seitdem war er finster, als ob eine Erinnerung ihn quälte. Seine beiden verheirateten Söhne lebten bei ihm.

Es war düstere Nacht geworden. Ich sah nichts mehr vor mir noch neben mir, und all die aneinanderstoßenden Äste erfüllten die Nacht mit unaufhörlichem Rauschen. Endlich bemerkte ich ein Licht, und alsbald öffnete mein Begleiter eine Tür. Schrille Frauenrufe schollen uns entgegen. Dann fragte eine halberstickte Männerstimme: „Wer geht da?“ Mein Führer nannte seinen Namen, und wir traten ein. Es war ein unvergeßlicher Anblick.

Ein alter weißhaariger Mann mit irrem Blicke, die geladene Flinte in der Hand, stand mitten in der Küche und ließ uns herankommen, während zwei große Burschen, mit Äxten bewaffnet, die Tür besetzt hielten. In den finsteren

Ecken erkannte ich zwei kniende Weiber, das Gesicht gegen die Wand gekehrt.

Wir tauschten ein paar Worte. Der Alte hängte seine Flinte an die Wand und ordnete an, daß mein Zimmer gemacht würde; dann, als die Frauen sich nicht rührten, sagte er plötzlich:

„Sehen Sie, mein Herr, vor zwei Jahren in dieser Nacht habe ich einen Mann erschossen. Vergangenes Jahr ist er wiedergekommen, um mich zu rufen. Ich erwarte ihn auch heute abend."

Und in einem Tone, bei dem ich lächeln mußte, setzte er hinzu: „Wir sind deshalb auch gar nicht in Ruhe."

Ich beruhigte ihn, so gut ich konnte. Ich war glücklich, gerade an dem Abend gekommen zu sein und dem Schauspiel dieses abergläubischen Schreckens beizuwohnen. Ich erzählte Geschichten, und es gelang mir, fast alle zu beruhigen.

Neben dem Kamin lag ein alter, fast blinder Hund mit großem Schnurrbart, einer von denen, die bekannten Gesichtern ähneln, — lag da und schlief, die Schnauze zwischen den Vorderpfoten.

Draußen umtoste der wütende Sturm das Häuschen, und durch ein schmales Fenster, eine Art von Guckfenster neben der Tür, sah ich plötzlich eine ganze Baumgruppe bei grellem Blitzesschein vom Sturm niedergebeugt.

Trotz meiner Bemühungen merkte ich wohl, daß ein tiefer Schrecken diese Leute gefangen hielt, und jedesmal, wenn ich aufhörte zu sprechen, horchten alle Ohren in die Ferne. Ich wurde schließlich müde, diese törichte Angst mit-



anzusehen, und ich wollte mich zu Bett begeben, als der alte Forstmeister plötzlich von seinem Stuhle aufsprang, abermals zur Flinte griff und mit veränderter Stimme stotterte: „Da ist er! Da ist er! Ich höre ihn!“ Die beiden Frauen fielen in ihren Ecken wieder aufs Knie und verbargen ihr Gesicht; und die Söhne ergriffen wieder ihre Äxte. Ich wollte sie noch beruhigen, da fuhr der Hund plötzlich aus dem Schlafe auf, erhob den Kopf, reckte den Hals vor, starrte mit seinen fast erloschenen Augen ins Feuer und stieß ein so todestrauriges Geheul aus, wie es die Wanderer bisweilen des Abends auf dem Felde erbeben macht. Alle Augen richteten sich auf ihn. Er stand jetzt unbeweglich auf seinen Füßen, wie von einer Vision beängstigt, und heulte etwas Unsichtbares, Unbekanntes und offenbar Entsetzliches an, denn sein ganzes Fell sträubte sich. Der Förster war leichenblaß geworden. „Er riecht ihn! Er riecht ihn!“ schrie er. „Er war dabei, als ich ihn erschoß.“ Und die beiden verstörten Frauen begannen alle beide mit dem Hunde zu heulen.

Unwillkürlich rann mir ein kräftiger Schauder den Rücken herab. Das Benehmen des Hundes an diesem Orte, zu dieser Stunde, mitten unter entsetzten Menschen war furchtbar zu sehen.

Eine Stunde lang heulte der Hund so, ohne sich zu rühren; er heulte wie in einem Angsttraum, und die Furcht, die entsetzliche Furcht beschlich mich, die Furcht wovor? Ich weiß es nicht. Es war eben die Furcht, weiter nichts.

Wir blieben unbeweglich, totenblaß und warteten mit gespanntem Ohr und klopfendem Herzen auf ein entsetzliches

Ereignis. Das geringste Geräusch brachte uns außer Fassung. Der Hund begann rings im Zimmer herumzulaufen, beschnupperte die Mauern und heulte nach wie vor. Der Ton machte uns wahnsinnig! Da stürzte der Bauer, der mich geführt hatte, im Übermaß seines wuterfüllten Schreckens auf den Hund, riß eine Tür auf, die auf einen kleinen Hof ging, und warf ihn hinaus.

Er war sofort still; und wir blieben in einer noch entsetzensvolleren Stille zurück. Und plötzlich fuhren wir alle auf einmal empor: ein Etwas schlich an der Außenmauer entlang zum Walde; nun kam es an die Tür und schien sie mit zögernder Hand zu betasten. Dann hörte man während zweier Minuten, die uns wahnsinnig machten, nichts; dann kam es wieder, streifte immerfort an der Mauer entlang und scharrte leicht wie ein Kind mit seinem Nagel; dann erschien plötzlich ein Kopf vor dem Guckfenster, ein weißer Kopf mit leuchtenden Wolfsaugen. Und aus seinem Munde drang ein undeutlicher Laut, ein klägliches Murmeln.

Da krachte ein furchtbares Getöse durch die Küche. Der alte Förster hatte geschossen, und sofort stürzten die Söhne herbei und verschlossen das Guckfenster mit dem großen Tisch, den sie senkrecht davorstellten und mit dem Speiseschrank befestigten.

Und ich schwöre Ihnen, daß ich beim Krachen des Schusses, auf den ich nicht gefaßt war, eine solche Beklemmung von Herz, Seele und Leib hatte, daß mich die Kräfte verließen und ich mich dem Tode nahe fühlte.

Wir blieben bis zum Morgen sitzen, unfähig, uns zu rühren, ein Wort zu sagen, und in einer unsäglichen Betörung zusammengekrampft.

Man wagte den Eingang erst freizumachen, als durch einen Spalt im Fensterladen ein dünner Strahl Tageslicht drang.

Am Fuß der Mauer, vor der Tür, lag der alte Hund, die Schnauze von einer Kugel durchbohrt.

Er hatte sich ein Loch unter dem Zaun gegraben und war so aus dem Hofe entlaufen."

Der Mann mit dem braunen Gesicht schwieg. Dann schloß er:

„Trotzdem lief ich in jener Nacht gar keine Gefahr; doch ich möchte lieber all die Stunden noch einmal erleben, wo ich den furchtbarsten Gefahren trotzte, als die eine Minute des Flintenschusses auf das bärtige Gesicht in dem Guckfenster."





Auf See

Kürzlich stand in den Zeitungen folgende Notiz:

Boulogne sur Mer, 22. Januar.

Man schreibt uns:

„Ein furchtbares Unglück hat unsere Küstenbevölkerung betroffen, die in den zwei letzten Jahren schon so geprüft worden ist. Das Segelboot unter Führung des Besitzers Javel wurde bei der Einfahrt in den Hafen nach Westen geworfen und ist auf den Felsen des Wellenbrechers vor der Mole zerschellt.

Trotz der Bemühungen des Rettungsbootes und der Leinen, die durch Strandraketen geschleudert wurden, sind vier Mann sowie der Schiffsjunge umgekommen.

Das stürmische Wetter dauert fort. Neue Unglücksfälle werden befürchtet."

Wer ist der Besitzer Javel? Ist es der Bruder des Einarmigen?

Wenn der Unglückliche, der, von der Woge erfaßt, vielleicht unter den Trümmern seines Bootes in Stücke zerrissen wurde, derselbe ist, den ich meine, so war er vor nunmehr achtzehn Jahren Zeuge eines anderen Dramas, das so furcht-

bar und einfach war, wie es die gewaltigen Dramen des Meeres stets sind.

Javel, der Ältere, war damals Besitzer eines Sacknetzziehers.

Es ist dies ein Fischerboot ersten Ranges. Fest gebaut, rundbauchig, ewig auf See, ewig von den Wellen umhergerollt wie ein Pfropfen, ewig von den rauhen salzigen Winden des Ärmelkanals gepeitscht, durchschneidet es unermüdlich mit geschwellten Segeln die Wogen und schleppt an der Seite ein großes Netz nach, das den Meeresgrund abharkt und alles Getier ablöst und einsammelt, das in den Klippen schläft, die Schollen und Butten, die platt auf dem Sande liegen, die schweren Krabben mit ihren hakigen Füßen und die Hummern mit ihren spitzen Schnurrbärten.

Wenn die Brise frisch und die Welle kurz ist, läuft das Boot zum Fischfang aus. Das Netz ist der Länge nach an einer großen eisenbeschlagenen Holzstange befestigt, vermittels deren es an zwei Tauen versenkt wird, die an den zwei Bordenden auf Rollen laufen. Und das Boot, das mit dem Winde und der Strömung abfährt, zieht diesen Apparat nach sich, der den Meeresboden verwüstet und zerstört.

Javel hatte seinen jüngeren Bruder, vier Fischer und einen Schiffsjungen an Bord. Er war von Boulogne bei schönem klarem Wetter abgesegelt, um das Sacknetz auszuwerfen.

Bald aber kam der Wind auf, und eine plötzliche Bö zwang das Fischerboot, zu fliehen. Es rettete sich an die englische Küste; doch das empörte Meer brandete gegen die

steilen Kalkufer, stürmte gegen das Land an und machte die Einfahrt in die Häfen unmöglich. Das Fischerboot ging wieder auf hohe See und kehrte nach der französischen Küste zurück. Der Sturm machte nach wie vor die Annäherung an die Molen unmöglich und umgab alle Zufluchtsstätten mit Wogenschaum und Gebrüll und drohender Gefahr.

Der Sacknetzzieher ging wieder aufs offene Meer und tanzte auf dem Rücken der Fluten, die ihn hin und her warfen, ihn schüttelten und mit Wasserbergen peitschten. Trotzdem hielt sich das triefende Schiff wacker; es war an schweres Wetter gewöhnt und irrte so öfters zwischen den beiden benachbarten Küsten vier bis fünf Tage umher, ohne an einer von ihnen landen zu können.

Endlich legte sich der Orkan, als es sich auf hoher See befand; und obwohl die Woge noch hoch ging, befahl der Schiffsbesitzer, das Netz auszuwerfen.

Der ganze Apparat wurde also über Bord geworfen, und zwei Leute vorn, zwei hinten, begannen die Taue auf den Rollen herabzulassen. Er erreichte den Grund, als plötzlich eine hohe Woge das Schiff auf die Seite warf. Der jüngere Javel, der an der vorderen Rolle das Herablassen des Netzes leitete, wankte, und sein Arm geriet zwischen das durch den Anprall einen Augenblick gelockerte Tau und die Rolle, auf der es lief. Er machte eine verzweifelte Anstrengung loszukommen, suchte mit der andern Hand das Tau hochzuheben, doch das Sacknetz schleppte bereits auf dem Meeresgrund, und das straffe Seil gab nicht nach.

Der junge Mann schrie, sich vor Schmerzen krümmend.

Alle kamen herbeigelaufen. Sein Bruder verließ das Steuer. Sie zerrten am Seil und suchten das von ihm gequetschte Glied zu befreien. Umsonst. „Abschneiden", riet ein Seemann und zog aus der Tasche ein breites Messer, das den Arm des jungen Javel mit zwei Schnitten retten konnte.

Aber abschneiden, das hieß das Netz einbüßen, und dies Netz kostete Geld, viel Geld, fünfzehnhundert Franken, und es gehörte Javel dem Älteren, der an seiner Habe hing.

Er schrie aus gequältem Herzen: „Nein, nicht abschneiden. Warte, ich will anluven." Damit stürzte er zum Steuer und drehte die ganze Ruderpinne herum.

Das Boot gehorchte nur halb; das Netz lähmte die Wirkung des Ruders; überdies wurde das Fahrzeug durch den Abtrieb und die Gewalt des Windes fortgerissen.

Der junge Javel war in die Knie gesunken; er blickte verstört und biß die Zähne zusammen. Kein Wort kam über seine Lippen. Sein Bruder kam zurück, aus Furcht vor dem Messer eines Schiffers.

„Warte, warte, schneide nicht!" rief er. „Werft Anker."

Der Anker wurde geworfen, die ganze Kette herabgelassen. Dann begann man das Gangspill zu drehen, damit die Taue des Sacknetzes sich lockerten. Endlich gaben sie nach, und man machte den kraftlosen Arm mit dem blutigen Ärmel los.

Der junge Javel schien geistesgestört. Man zog ihm die Matrosenjacke aus, und etwas Furchtbares kam zum Vorschein: ein Brei von Fleisch, aus dem das Blut in Strömen hervorschoß, als würde es von einer Pumpe getrieben. Da

blickte der junge Mann seinen Arm an und brummte: „Futsch!“

Der Bluterguß begann eine Lache auf dem Verdeck zu bilden. Einer der Schiffer rief: „Er verblutet sich. Die Ader muß unterbunden werden.“

Da nahmen sie einen Strick, einen dicken, braunen, geteerten Strick, legten ihn um das Glied oberhalb der Wunde und schnürten ihn mit aller Gewalt fest. Die Blutströme versiegten allmählich und hörten schließlich ganz auf.

Der junge Javel stand auf; sein Arm hing an seiner Seite herunter. Er nahm ihn mit der andern Hand, hob ihn auf, drehte und schüttelte ihn. Er war völlig gebrochen, die Knochen zermalmt; nur die Muskeln hielten das Glied noch am Körper fest. Er blickte ihn mit düsterem Blick an und schien nachzudenken. Dann setzte er sich auf ein gerefftes Segel, und die Gefährten rieten ihm, die Wunde immerfort zu kühlen, um den Brand zu verhüten.

Man stellte ein Faß neben ihn, und er schöpfte alle Augenblicke ein Glas Wasser heraus und kühlte die furchtbare Verletzung, indem er einen dünnen klaren Wasserstrahl darüberlaufen ließ.

„Du hast's unten bequemer,“ sagte sein Bruder. Er ging hinunter, doch nach einer Stunde kam er wieder herauf, da er sich so allein nicht wohl fühlte. Außerdem war ihm die frische Seeluft lieber. Er setzte sich wieder auf das Segel und fuhr fort, seinen Arm zu begießen.

Der Fischfang war ergiebig. Die platten, weißbauchigen

Fische lagen neben ihm, in Todeskrämpfen zuckend. Er betrachtete sie und kühlte unablässig sein zerquetschtes Glied.

Als man nach Boulogne zurücksegeln wollte, kam eine neue Bö auf, und das Fischerboot setzte seinen tollen Tanz wieder fort, hüpfte und schaukelte auf den Wogen und schüttelte den schwermütigen Verletzten hin und her.

Die Nacht sank. Bis zum Morgengrauen war schweres Wetter. Als die Sonne aufging, war abermals England in Sicht, doch da die See weniger hoch ging, fuhr man lavierend nach Frankreich zurück.

Gegen Abend rief der junge Javel seine Gefährten und zeigte ihnen schwarze Flecken, ein verdächtiges Aussehen von Fäulnis an dem Teile des Gliedes, der ihm nicht mehr gehörte.

Die Schiffer besahen sich den Arm und äußerten ihre Meinung.

„Das kann wohl der Brand sein“, dachte der eine.

„Da muß Salzwasser drauf“, erklärte ein anderer.

Man brachte also Salzwasser herbei und goß es auf die Wunde. Der Verletzte wurde leichenfahl, knirschte mit den Zähnen und krümmte sich ein wenig; aber er schrie nicht.

Dann, als das Brennen nachgelassen hatte, sagte er zu seinem Bruder: „Gib mir dein Messer.“ Der Bruder reichte es ihm.

„Halt mir den Arm hoch, ganz grade. Zieh daran.“

Es geschah, wie er geheißen.

Da begann er sich selbst zu amputieren. Er schnitt vorsichtig, mit Bedacht, und trennte die letzten Sehnen mit der Klinge durch, die scharf war wie ein Rasiermesser. Bald war nur noch ein Armstumpf übrig. Er stieß einen tiefen Seufzer aus und erklärte: „Es mußte sein. Sonst war ich futsch."

Er schien sich erleichtert zu fühlen und atmete kräftig. Dann begann er den Armstumpf wieder mit Wasser zu begießen.

Die Nacht war wieder schlimm und das Landen unmöglich.

Als es tagte, nahm der junge Javel seinen abgeschnittenen Arm und sah ihn lange prüfend an. Die Fäulnis war ausgebrochen. Die Gefährten betrachteten ihn gleichfalls und reichten sich ihn von Hand zu Hand, befühlten ihn, drehten ihn um und berochen ihn.

Sein Bruder riet: „Mußt das gleich ins Meer werfen!"

Da brauste der junge Javel auf: „Ei nein! Ei nein! Das will ich nicht! Das ist mein Eigentum, nicht wahr? Es ist doch mein Arm."

Er nahm ihn wieder und legte ihn zwischen seine Beine.

„Trotzdem wird er verwesen", sagte der ältere Bruder. Da kam dem Verletzten ein Gedanke. Um Fische frisch zu halten, wenn man lange Zeit auf See ist, legt man sie in Fässer voll Salzlake.

Er fragte: „Könnte ich ihn denn nicht in die Salzlake stecken?"

„Ja, das geht", erklärten die andern.

Da entleerte man eins der Fässer, das schon vom Fischfang der letzten Tage voll war, und legte den Arm ganz zu unterst, goß Salzlake darauf und packte die Fische dann wieder einen auf den andern.

Einer der Matrosen riß den Witz: „Wenn er nur nicht mit verkauft wird."

Alles lachte, außer den beiden Javels.

Der Wind ließ immer noch nicht nach. Man lavierte auf der Höhe von Boulogne noch bis zum nächsten Morgen um zehn Uhr. Der Verletzte fuhr fort, seine Wunde zu begießen.

Von Zeit zu Zeit stand er auf und ging von einem Ende des Bootes bis zum andern.

Sein Bruder, der das Steuer führte, folgte ihm mit den Augen und zuckte die Achseln.

Endlich lief das Boot in den Hafen ein.

Der Arzt untersuchte die Wunde und erklärte, sie sei in zufriedenstellendem Zustand. Er verband sie vollständig und ordnete Ruhe an. Doch Javel wollte sich nicht hinlegen, ohne seinen Arm geholt zu haben, und kehrte schleunigst zum Hafen zurück, um das Faß, das er mit einem Kreuz versehen hatte, wiederzufinden.

Man leerte es vor seinen Augen und gab ihm seinen Arm wieder, der sich in der Salzlake gut gehalten hatte. Er war runzlig und frisch. Er schlug ihn in ein Leinentuch ein, das er zu diesem Zwecke mitgebracht hatte, und kehrte heim.

Seine Frau und seine Kinder betrachteten lange diesen Überrest des Vaters, betasteten die Finger, entfernten die Salzstückchen unter den Nägeln; dann ließ man den Schreiner kommen, um einen kleinen Sarg zu machen.

Am nächsten Tage folgte die gesamte Bemannung des Sacknetzziehers der Beisetzung des abgeschnittenen Gliedes. Die beiden Brüder, Seite an Seite, schritten als erste Leidtragende. Der Küster der Gemeinde trug die Leiche unterm Arme.

Der junge Javel gab das Seefahren auf. Er erhielt eine kleine Anstellung im Hafen, und wenn er später von seinem Unfall sprach, so vertraute er seinem Zuhörer ganz leise an: „Wenn mein Bruder das Sacknetz abgeschnitten hätte, dann hätte ich meinen Arm noch, das ist sicher. Aber er dachte an sein Hab und Gut.“





Auf dem Lande

Am Fuße einer Anhöhe kurz vor einem kleinen Badeort lagen zwei Hütten dicht beieinander. Die beiden Bauern arbeiteten schwer auf dem Felde, um ihre Kinder alle großzuziehen. In jedem Hause waren es vier. Die ganze Schar tummelte sich vom Morgen bis zum Abend vor den zwei Türen. Die beiden ältesten waren sechs Jahre und die beiden jüngsten fünfzehn Monate alt; die Heiraten und dann die Geburten hatten in beiden Häusern fast gleichzeitig stattgefunden.

Die beiden Mütter erkannten ihre Jungen in dem Haufen kaum heraus, und die beiden Väter verwechselten sie total. Die acht Namen tanzten in ihrem Kopfe und vertauschten sich fortwährend; und wenn sie einen rufen mußten, geschah es oft, daß die Männer drei riefen, ehe sie den richtigen trafen.

In der ersten der beiden Wohnungen vom Badeort aus wohnten die Tuvaches, die drei Mädchen und einen Knaben hatten; in der anderen Hütte hausten die Vallins, die ein Mädchen und drei Knaben hatten.

Die ganze Gesellschaft lebte kärglich von Suppe, Kartoffeln und frischer Luft. Um sieben Uhr morgens, dann um Mittag und um sieben Uhr abends riefen die Hausmütter ihre Kleinen zusammen, um ihnen ihr Essen zu geben, etwa so,

wie Gänsehüter ihre Herde um sich versammeln. Die Kinder saßen dem Alter nach vor dem Holztisch, der durch fünfzigjährigen Gebrauch wie poliert war. Der jüngste Knirps reichte mit dem Munde kaum bis zur Tischplatte. Man stellte einen Napf vor sie, voll Brot, das im Wasser aufgeweicht war, mit gekochten Kartoffeln, einen halben Kohlkopf und drei Zwiebeln; und die ganze Gesellschaft aß, bis sie satt war. Die Mutter stopfte das Kleinste selbst voll. Etwas Fleisch mit der Fleischbrühe am Sonntag war für alle ein Fest; und der Vater aß an diesem Tage langsamer und erklärte mehrfach: „So möcht ich's alle Tage haben".

Eines Nachmittags im August hielt ein leichter Wagen plötzlich vor den beiden Hütten, und eine junge Dame, die selbst kutschierte, sagte zu dem neben ihr sitzenden Herrn:

„O, schau nur, Henri, diesen Haufen Kinder! Wie hübsch sind sie, wenn sie so im Staube herumkrabbeln."

Der Herr antwortete nicht; er war an diese Bewunderungsausbrüche gewöhnt, die für ihn nur ein Schmerz und fast ein Vorwurf waren.

Die junge Frau fuhr fort:

„Ich muß sie küssen! O! wie gern möcht ich so einen haben, den da, den Kleinsten."

Sie sprang aus dem Wagen, lief auf die Kinder zu, nahm eins von den Jüngsten, das der Tuvaches, in die Arme und küßte es leidenschaftlich auf seine schmutzigen Backen, seine blonden, gescheitelten, mit Erde beschmierten Haare und seine Händchen, die es heftig bewegte, um sich dieser lästigen Liebkosungen zu erwehren.

Dann stieg sie wieder in den Wagen und fuhr in schlankem Trabe davon. Doch in der nächsten Woche kam sie wieder, setzte sich selbst auf die Erde, nahm den Knirps in die Arme, stopfte ihn mit Kuchen voll, schenkte allen übrigen Bonbons und spielte mit ihnen wie ein Gassenkind, während ihr Gatte in dem leichten Fuhrwerk geduldig wartete.

Sie kam zum drittenmal, knüpfte mit den Eltern Bekanntschaft an, erschien täglich wieder, die Taschen voller Näschereien und Soustücke.

Sie hieß Madame d'Hubières.

Eines Morgens, als sie wieder ankamen, stieg ihr Mann mit ihr aus, und ohne sich bei den Kindern aufzuhalten, die sie jetzt gut kannten, betrat sie die Bauernstube.

Die Eltern waren damit beschäftigt, Holz zum Kochen der Suppe zu spalten: sie richteten sich voller Verwunderung hoch, boten Stühle an und warteten. Da begann die junge Frau mit stockender, zitternder Stimme:

„Meine lieben Leute, ich komme zu euch, weil ich gern ... weil ich gern ... Ihren ... Kleinsten mitnehmen möchte."

Die Bauersleute verstanden sie nicht. Sie waren verblüfft und gaben keine Antwort.

Sie schöpfte Atem und fuhr fort:

„Wir haben keine Kinder; wir sind allein, mein Mann und ich ... wir möchten ihn behalten ... wollt ihr?"

Die Bäuerin begann zu begreifen. Sie fragte:

„Sie wollen unseren Charlot haben? O, nein, ganz gewiß nicht."

Da legte sich Herr von Hubières ins Mittel.

„Meine Frau hat sich schlecht ausgedrückt. Wir wollen ihn adoptieren; aber er soll Sie besuchen kommen. Wenn er gut einschlägt, wie zu erwarten ist, so wird er unser Erbe sein. Wenn wir zufällig eigene Kinder haben sollten, würde ihm ein gleiches Erbteil zufallen wie ihnen. Wenn er uns aber unsere Fürsorge nicht lohnt, so geben wir ihm, wenn er großjährig wird, die Summe von zwanzigtausend Franken, die jetzt sogleich bei einem Notar auf seinen Namen deponiert werden soll. Und da auch Sie nicht leer ausgehen sollen, so erhalten Sie bis zu Ihrem Tode eine Rente von hundert Franken monatlich. Haben Sie recht verstanden?"

Die Bauersfrau war wütend aufgestanden.

„Ich soll Ihnen Charlot verkaufen? O nein; um so was bittet man eine Mutter nicht! Sowas! Ha, nein! Das wäre ja 'ne Schande."

Der Mann sagte nichts; er saß ernst da und überlegte. Doch er nickte seiner Frau fortwährend Beistimmung.

Frau von Hubières war trostlos. Sie begann zu weinen, und sich zu ihrem Manne umwendend, stammelte sie mit tränenerstickter Stimme, der Stimme eines Kindes, dem sonst alle Wünsche befriedigt werden:

„Sie wollen nicht, Henri, sie wollen nicht!"

Da machten sie einen letzten Versuch.

„Aber ihr guten Leute, denkt doch an die Zukunft eures Kindes, an sein Glück, an ..."

Die Bäuerin fuhr ihr ergrimmt in die Rede:

„Es ist alles gehört, alles verstanden und alles überlegt ... Gehen Sie raus, und daß ich Sie hier nicht wieder-

sehe. Ist's die Möglichkeit, so ein Kind wie das fortnehmen zu wollen?"

Im Fortgehen bemerkte Frau von Hubières, daß zwei gleich kleine Kinder da waren, und mitten in ihren Tränen fragte sie mit der Hartnäckigkeit einer eigensinnigen und verwöhnten Frau, die nicht warten kann:

„Aber der andere Kleine ist doch nicht Ihrer?"

„Nein," antwortete Vater Tuvache, „der gehört den Nachbarsleuten; wenn Sie wollen, können Sie hingehen."

Damit kehrte er ins Haus zurück, aus dem die wütige Stimme seiner Frau schallte.

Die Vallins saßen bei Tisch und aßen gerade mit Muße Brotschnitten, dünn mit Butter bestrichen, die sie mit dem Messer aus einem zwischen ihnen stehenden Teller nahmen.

Herr von Hubières wiederholte sein Angebot, doch in einschmeichelnderer Weise, mit allerhand oratorischen Kniffen.

Die beiden Bauersleute schüttelten den Kopf; als sie jedoch erfuhren, daß sie hundert Franken im Monat bekommen sollten, blickten sie sich an und befragten sich mit den Augen; sie schienen schon halb umgestimmt.

Sie schwiegen lange in innerem Zwiespalt und Zaudern. Endlich fragte die Frau:

„Was sagst du dazu, Mann?"

„Ich sage, das ist nicht zu verachten," entgegnete er lebhaft.

Da begann Frau von Hubières, die vor Angst bebte, von der Zukunft des Kindes zu sprechen, von seinem Glück und all dem Gelde, das sie später durch den Kleinen bekommen könnten.

Der Mann fragte:

„Und die Rente von zwölfhundert Franken, wird die vor dem Notar versprochen?“

„Ei, gewiß,“ erwiderte Herr von Hubières, „morgen.“

„Hundert Franken im Monat, das reicht nicht aus, um uns den Jungen zu nehmen. Das Kind kann in ein paar Jahren arbeiten; wir wollen hundertzwanzig Franken.“

Frau von Hubières, vor Ungeduld trippelnd, bewilligte sie sofort; und da sie das Kind gleich mitnehmen wollte, gab sie hundert Franken zum Geschenk, während ihr Gatte ein Schriftstück aufsetzte. Der Maire und ein Nachbar, die alsbald herbeigerufen wurden, fungierten als gefällige Zeugen.

Und die junge Frau nahm strahlend das heulende Kind mit, wie man eine Nippsache aus einem Laden mitnimmt.

Die Tuvaches sahen sie von ihrer Haustür aus abfahren, stumm, mit strenger Miene und leisem Bedauern über ihre Weigerung.

▫ ▫

Man hörte nichts mehr von dem kleinen Jean Vallin. Die Eltern erhielten jeden Monat ihre hundertundzwanzig Franken vom Notar. Mit ihren Nachbarn hatten sie sich verzürnt, weil Mutter Tuvache sie mit Schmähungen überhäufte, indem sie unaufhörlich von Tür zu Tür erklärte, man müsse entartet sein, wenn man sein Kind verkaufte. Das wäre etwas Schreckliches, Schmieriges, eine Verderbnis.

Und bisweilen nahm sie ihren Charlot ostentativ in die Arme und schrie, als ob er sie verstände:

„Ich habe dich nicht verkauft. Ich habe meinen Kleinen

nicht verkauft! Ich verkaufe meine Kinder nicht! Ich bin nicht reich, aber verkaufen tu' ich sie nicht!"

Und Jahr auf Jahr schrie sie derart jeden Tag grobe Anspielungen vor ihrer Tür, so daß sie in das Nachbarhaus dringen mußten. Mutter Tuvache glaubte schließlich, sie sei mehr wert als die ganze Gegend, weil sie ihren Charlot nicht verkauft hatte. Und wenn von ihr die Rede war, sagte man:

„Ich weiß wohl, das war verlockend, trotzdem hat sie sich als gute Mutter benommen."

Man nannte sie als Beispiel; und Charlot, der jetzt ins achtzehnte Jahr ging, war in diesem Gedanken aufgewachsen, den er unablässig zu hören bekam, und hielt sich für mehr als seine Altersgenossen, weil er nicht verkauft worden war.

Die Vallins hatten dank der Rente ihr Auskommen. Daher rührte die nicht zu besänftigende Wut der Tuvaches, die sehr arm geblieben waren.

Ihr ältester Sohn war zum Militär eingezogen. Der zweite starb; Charlot blieb allein übrig, um mit dem alten Vater zu arbeiten und die Mutter sowie seine zwei jüngsten Schwestern zu erhalten.

Er war einundzwanzig Jahre alt, als eines Morgens ein eleganter Wagen vor den beiden Hütten anhielt. Ein junger Herr mit goldener Uhrkette stieg aus und gab einer alten Dame mit weißen Haaren die Hand. Die alte Dame sagte zu ihm:

„Da ist's, mein Sohn, im zweiten Hause."

Und er ging zu den Vallins wie in sein Heim.

Die alte Mutter wusch ihre Schürzen; der kranke Vater war am Herd eingenickt. Alle beide blickten auf, und der junge Herr sagte:

„Guten Tag, Papa; guten Tag, Mama."

Sie richteten sich verblüfft auf. Die Bäurin ließ vor innerer Bewegung ihre Seife in das Waschwasser fallen und stammelte:

„Du bist mein Kind, du bist mein Kind?" Er schloß sie in seine Arme und wiederholte: „Guten Tag, Mama." Und der Alte sagte in seinem ruhigen Ton, der ihn nie verließ: „Na, da bist du ja wieder, Jean!" So, als ob er ihn erst vor vier Wochen gesehen hätte.

Als sie sich wiedererkannt hatten, wollten die Eltern ihren Sohn sogleich im Orte zeigen. Man führte ihn zum Maire, zum Beirat, zum Pfarrer, zum Lehrer.

Charlot stand auf der Schwelle seiner Hütte und sah ihn vorbeigehen.

Abends bei der Mahlzeit sagte er zum Alten:

„Ihr müßt nett dumm gewesen sein, daß ihr den Jungen von Vallins habt nehmen lassen."

Seine Mutter wiederholte hartnäckig:

„Ich wollte doch unser Kind nicht verkaufen!"

Der Vater sagte nichts.

„Das ist kein Unglück, wenn man so verkauft wird," entgegnete der Sohn.

Da wallte Vater Tuvache auf:

„Willst du uns noch Vorwürfe machen dafür, daß wir dich behalten haben!"

Und der junge Mann erwiderte brutal:

„Jawohl, ich mache euch Vorwürfe, daß ihr Habenichtse seid. Solche Eltern, wie ihr, das bringt den Kindern Unglück. Ihr verdientet, daß ich euch verließe."

Die arme Frau weinte in ihren Teller. Sie seufzte, während sie ihre Suppe verzehrte, und verschüttete die halben Löffel.

„Ja, man bringt sich um, Kinder großzuziehen!"

Da erwiderte der Bursche roh:

„Lieber wär' ich gar nicht geboren, als so wie jetzt. Wie ich eben den anderen sah, da ist mir das Blut durch die Adern gejagt, und ich habe mir gesagt: Das könnt' ich jetzt sein!"

Er stand auf.

„So! Ich merke, ich tue besser, nicht mehr hierzubleiben. Ich würde euch nur vom Morgen bis zum Abend Vorwürfe machen und euch das Leben verbittern. Denn das, wißt ihr, das kann ich euch nie verzeihen."

Die beiden Alten schwiegen; sie waren niedergeschmettert und weinten.

„Nein," fuhr der Sohn fort, „das wäre zu hart. Lieber geh' ich fort und suche mir mein Leben wo anders!"

Damit öffnete er die Tür. Stimmengeräusch drang herein. Die Vallins feierten die Wiederkehr ihres Sohnes.

Da stampfte Charles mit dem Fuß auf und schrie, zu seinen Eltern gewandt:

„Bauernpack! Fort."

Und er verschwand in die Nacht.

Walter Schnaffs' Abenteuer

Seit Walter Schnaffs Frankreich mit der Invasionsarmee betreten hatte, hielt er sich für den unglücklichsten Menschen. Er war dick, ging nur mit Mühe, prustete stark und litt schrecklich an seinen sehr platten und fetten Füßen. Er war überdies friedliebend und wohlwollend, keineswegs hartherzig oder blutdürstig, hatte vier Kinder, die er zärtlich liebte, und eine junge blonde Frau, nach deren Zärtlichkeiten, Küssen und Fürsorge er sich allabendlich verzweiflungsvoll sehnte. Er stand gern spät auf und ging früh schlafen, aß mit Muße gute Speisen und trank Bier in den Wirtshäusern. Er bedachte zudem, daß alles Holde im Dasein mit dem Leben verschwindet, und hegte in seinem Herzen einen furchtbaren, zugleich instinktiven und wohlbedachten Haß gegen Kanonen, Flinten, Revolver und Säbel, vor allem aber gegen Bajonette; denn er fühlte sich außerstande, diese Waffe rasch genug zu handhaben, um seinen Dickwanst zu verteidigen.

Und wenn die Nacht gekommen war und er, in seinen Mantel gehüllt, neben seinen schnarchenden Kameraden am Boden lag, so dachte er lange an die Seinen, die er daheim zurückgelassen hatte, und an die Gefahren, die ihm in Feindesland drohten. Wenn er fiel, was sollte dann aus seinen

Kindern werden? Wer würde sie ernähren und erziehen? Gegenwärtig waren sie nicht gut gestellt, trotzdem er Schulden beim Ausrücken gemacht hatte, um ihnen etwas Geld zu hinterlassen. Und Walter Schnaffs weinte nicht selten.

Vor der Schlacht fühlte er eine solche Schwäche in seinen Beinen, daß er sich hätte hinfallen lassen, ohne das Schreckbild, daß die ganze Armee ihm über den Leib marschiert wäre. Wenn die Kugeln pfiffen, sträubten sich alle Haare an seinem Körper.

So lebte er seit Monaten in Angst und Schrecken.

Sein Armeekorps rückte in die Normandie ein. Eines Tages wurde er mit einer schwachen Abteilung ausgeschickt, die nur einen Teil des Landes rekognoszieren und sich dann zurückziehen sollte. Die Gegend schien völlig ruhig; nichts ließ auf einen vorbereiteten Widerstand schließen.

Die Preußen stiegen also seelenruhig in ein kleines Tal hinab, das von tiefen Schluchten durchschnitten wurde, als ein heftiges Gewehrfeuer ihnen Halt gebot. Etwa zwanzig fielen, und eine Franktireurbande brach plötzlich aus einem Gehölz hervor und machte einen Bajonettangriff.

Walter Schnaffs stand zuerst unbeweglich. Er war so verblüfft und ratlos, daß er nicht einmal an Flucht dachte. Dann aber ergriff ihn ein tolles Verlangen auszureißen; doch er bedachte auch, daß er nur wie eine Schildkröte vorwärts käme im Vergleich zu den mageren Franzosen, die wie eine Ziegenherde heranhüpften. Da erblickte er sechs Schritte vor sich einen breiten Graben voller Gestrüpp, das mit welkem Laube bedeckt war, und er sprang mit beiden

Füßen hinein, ohne an seine Tiefe zu denken, wie man von einer Brücke in einen Fluß springt.

Er sauste pfeilschnell durch eine dicke Schicht von Winden und scharfen Dornen, die ihm Gesicht und Hände zerrissen, dann fiel er mit dem Steiß schwer auf ein Bett von Steinen.

Er blickte empor und sah den Himmel durch das Loch, das er gemacht hatte. Dieses verräterische Loch konnte ihn verderben; er kroch also vorsichtig, aber so schnell er konnte, auf allen vieren über den Boden dieser tiefen Rinne, geschützt durch das Dornengestrüpp, und entfernte sich von dem Kampfplatz. Dann setzte er sich wieder hin, wie ein Hase, der sich mitten im hohen, dürren Grase duckt.

Eine Zeitlang hörte er noch Schüsse, Geschrei und Wehklagen. Dann ließ das Kampfgetöse nach und hörte ganz auf. Alles wurde wieder ruhig und still.

Plötzlich regte sich etwas vor ihm. Er fuhr entsetzt in die Höhe. Es war ein Vögelchen, das auf einem Ast saß und in den dürren Blättern raschelte. Wohl eine Stunde lang schlug Walter Schnaffs' Herz von diesem Schreck in wilden Schlägen.

Der Abend kam und erfüllte die Schlucht mit Finsternis. Da begann der Soldat nachzudenken. Was sollte er tun? Was sollte aus ihm werden? Wieder zu seiner Truppe stoßen? Aber wie, und auf welchem Wege? Und dann wieder das furchtbare Leben voll Angst und Entsetzen, Strapazen und Leiden fortsetzen, das er seit dem Ausbruch des Krieges führte? Nein, dazu fehlte ihm der Mut. Er hatte nicht mehr die Energie,

um die Märsche zu ertragen und jeden Augenblick in Gefahr zu schweben.

Aber was tun? Er konnte in dieser Schlucht nicht bleiben, bis der Friede geschlossen war. Ganz gewiß nicht. Hätte er nicht essen müssen, so hätte ihn diese Aussicht zwar nicht übermäßig entsetzt; aber er mußte doch essen, täglich essen.

So befand er sich also ganz allein, in Waffen, in Uniform, in Feindesland, fern von denen, die ihn verteidigen konnten. Ein kalter Schauer überlief ihn.

Plötzlich kam ihm der Gedanke: „Wenn ich doch nur gefangen wäre!“ Und sein Herz bebte vor dem Verlangen, vor dem heftigen, maßlosen Verlangen, französischer Kriegsgefangener zu werden! Gefangen! Das heißt gerettet, ernährt, unter Dach und Fach, geschützt vor den Kugeln und Säbeln, ohne eine Möglichkeit von Furcht, in einem guten, wohlbewachten Gefängnis. Gefangen! Welch ein Traum!

Und sofort stand sein Entschluß fest:

„Ich will mich als Gefangener stellen!“

Er erhob sich, entschlossen, seinen Plan auszuführen, ohne eine Minute zu zaudern. Plötzlich aber blieb er unbeweglich stehen, von unangenehmen Gedanken und neuem Entsetzen befallen.

Wo sollte er sich als Gefangener stellen? Wie? In welcher Richtung? Schreckbilder von seinem Tode erfüllten ihm die Seele. Furchtbare Gefahren drohten ihm, wenn er sich allein mit seiner Pickelhaube auf die Felder wagte.

Wenn er Bauern begegnete? Die würden ihn, wenn

sie den verirrten, wehrlosen Preußen erblickten, totschlagen wie einen herumlaufenden Hund! Sie würden ihn umbringen mit ihren Heugabeln, ihren Hacken, Sensen und Spaten. Sie würden ihn zu einer Brühe, einem Teig zerarbeiten, mit der Hartnäckigkeit erbitterter Besiegter.

Wenn er auf Franktireurs stieß? Diese wütenden Kerle ohne Zucht und Ordnung würden ihn zu ihrem Vergnügen herunterknallen, zum Zeitvertreib, um über sein entsetztes Gesicht zu lachen. Er sah sich bereits gegen eine Mauer gestellt, vor sich zwölf Flintenläufe, deren kleine schwarze, runde Löcher ihn anzustieren schienen wie Augen.

Wenn er dem französischen Heer selbst begegnete? Die Spitze würde ihn für einen feindlichen Aufklärer halten, für einen verwegenen, gerissenen alten Soldaten, der allein auf Rekognoszierung gegangen war, und auf ihn schießen. Und er hörte schon das unregelmäßige Knattern hinter den Büschen, während er ohne Deckung mitten auf dem Felde stand. Er sah sich zusammenbrechen, durchlöchert wie ein Sieb von den Kugeln, die er in sein Fleisch eindringen fühlte.

Er setzte sich wieder, voller Verzweiflung. Seine Lage erschien ihm aussichtslos.

Es war Nacht geworden, stumme, schwarze Nacht. Er rührte sich nicht. All die unbekannten, leisen Geräusche der Dunkelheit machten ihn erzittern. Ein Kaninchen, das am Rande seines Baues mit den Hinterpfoten scharrte, hätte Walter Schnaffs fast in die Flucht getrieben. Das Geschrei der Käuzchen zerriß ihm die Seele, jagte ihm jähen Schrecken ein, schmerzhaft wie eine Wunde. Er riß seine dicken Augen auf

und versuchte, im Dunkeln zu sehen. Jeden Augenblick bildete er sich ein, Schritte neben sich zu hören.

Nach endlosen Stunden der Höllenangst gewahrte er durch die Decke der Zweige, daß der Morgen graute. Da fühlte er sich unendlich erleichtert; seine Glieder verloren ihre Spannung und wurden plötzlich matt; sein Herz schlug langsamer; die Augen fielen ihm zu. Er schlief ein.

Als er erwachte, schien es ihm, daß die Sonne mitten am Himmel stand. Es mußte Mittag sein. Kein Geräusch störte die schwermütige Stille der Felder; und Walter Schnaffs empfand heftigen Hunger.

Er gähnte; das Wasser lief ihm im Munde zusammen bei dem Gedanken an die Erbswurst, die schöne Soldatenerbswurst; und sein Magen tat ihm weh.

Er stand auf, machte ein paar Schritte, merkte, daß seine Beine schwach waren, und setzte sich wieder, um nachzudenken. Zwei, drei Stunden lang erwog er noch das Für und Wider, änderte alle Augenblicke seinen Entschluß, fühlte sich mit sich selbst uneins und unglücklich, zwischen den entgegengesetzten Gründen hin und her gerissen.

Ein Gedanke erschien ihm endlich als logisch und praktisch: zu lauern, bis ein einzelner Bauer, ohne Waffen, ohne gefährliche Arbeitswerkzeuge vorüberkam; ihm entgegenzulaufen und sich ihm zu überantworten, indem er ihm klar zu verstehen gab, daß er sich ihm als Gefangener stellte.

Dann nahm er seinen Helm ab, dessen Spitze ihn verraten konnte, und steckte den Kopf mit unendlicher Vorsicht aus dem Loche hervor.

Keine Seele zeigte sich im Gesichtskreis. Rechts in der Ferne lag ein kleines Dorf, aus dessen Dächern Rauch emporstieg, der Rauch der Küchen! Links erblickte er am Ende einer langen Baumreihe ein Schloß mit vier Türmchen.

Er wartete bis zum Abend, litt furchtbar, sah nichts als den Flug der Raben, hörte nichts als das dumpfe Knurren seiner Eingeweide.

Und die Nacht sank herab.

Er streckte sich in der Tiefe seines Schlupfwinkels aus und schlief ein. Es war ein fieberhafter Schlaf voller Albträume, der Schlaf eines hungrigen Menschen.

Das zweite Morgenrot ging über seinem Haupte auf. Er hielt wiederum Ausschau. Aber die Felder blieben öde wie am vorigen Tage, und eine neue Furcht erfüllte Walter Schnaffs' Geist, die Furcht des Hungertodes. Er sah sich auf dem Grunde seines Loches mit geschlossenen Augen auf dem Rücken liegen. Dann kamen Tiere, kleine Tiere aller Art an seinen Leichnam herangekrochen und begannen ihn zu verzehren, griffen ihn überall zugleich an, schlüpften unter seine Kleider, um seine kalte Haut anzunagen. Und ein großer Rabe hackte ihm mit seinem spitzen Schnabel die Augen aus.

Da wurde er wahnsinnig vor Angst. Er bildete sich ein, er würde vor Schwäche umfallen und könnte nicht mehr gehen. Und schon schickte er sich an, nach dem Dorfe zu stürzen, entschlossen, allem zu trotzen und alles zu wagen — da erblickte er drei Bauern, die mit ihren Heugabeln über

dem Rücken auf die Felder zogen, und er duckte sich wieder in seinen Schlupfwinkel.

Doch als der Abend sich dunkel auf die Fluren senkte, kroch er langsam aus dem Graben hervor und machte sich auf den Weg, gebückt, voller Angst, mit pochendem Herzen. Er schritt auf das ferne Schloß zu, denn es erschien ihm ratsamer, da hineinzukommen, als in das Dorf, das ihm furchtbar erschien wie eine Tigerhöhle.

Die Fenster im Erdgeschoß waren erleuchtet. Eins davon stand sogar offen, und ein kräftiger Bratengeruch entquoll ihm, ein Geruch, der Walter Schnaffs jäh in die Nase und bis auf den Grund seines Bauches drang, der ihn zusammenkrampfte, ihn lechzen ließ, ihn unwiderstehlich anlockte und einen verzweifelten Wagemut in sein Herz legte.

Und plötzlich, ohne nachzudenken, erschien er behelmt in dem Fensterrahmen.

Acht Dienstboten saßen um einen großen Tisch und schmausten. Da plötzlich riß ein Dienstmädchen den Mund auf, ließ ihr Glas fallen und stierte ihn an. Alle Blicke folgten dem ihren.

Sie erblickten den Feind!

Gott im Himmel! Die Preußen griffen das Schloß an!

Ein Schrei erscholl, ein einziger Schrei aus acht Kehlen in verschiedener Tonart, ein furchtbarer Schreckensschrei. Dann ein lärmendes Aufstehen, ein Geschubse und Gedränge, eine kopflose Flucht nach der Tür im Hintergrund. Stühle wurden umgeworfen, die Männer rempelten die Frauen um und setzten über sie fort. In zwei Sekunden war das Zimmer

leer und verlassen, und die wohlbesetzte Tafel stand allein vor Walter Schnaffs, der immer noch verblüfft in dem Fenster stand.

Nach ein paar Augenblicken des Zauderns kletterte er über die Fensterbank und ging auf die Teller los. Sein gewaltiger Hunger ließ ihn in Fieberschauern erzittern: doch ein Schrecken hielt ihn zurück, lähmte ihn noch. Er horchte. Das ganze Schloß schien zu zittern. Türen wurden geschlossen, rasche Schritte liefen über den Fußboden über ihm. Der Preuße lauschte gespannt diesem wirren Geräusch; dann vernahm er dumpfe Schläge, wie wenn Körper auf den weichen Boden am Fuße der Mauern fielen, menschliche Körper, die aus dem ersten Stock herabsprangen.

Dann hörte jede Bewegung, jeder Lärm auf, und das große Schloß wurde still wie ein Grab.

Walter Schnaffs setzte sich vor einen unberührten Teller und begann zu essen. Er aß riesige Bissen, als fürchtete er, vorzeitig unterbrochen zu werden und nicht genug verschlingen zu können. Mit beiden Händen steckte er die Stücke in seinen aufgesperrten Mund wie in einen Trichter; ganze Packen von Nahrungsmitteln verschwanden Schlag auf Schlag in seinem Magen und blähten ihm im Durchrutschen die Kehle auf. Bisweilen hielt er inne, nahe daran, zu platzen wie eine zu volle Röhre. Er griff nach dem Apfelweinkrug und schwemmte sich die Speiseröhre aus, wie man ein verstopftes Leitungsrohr ausspült.

Er leerte alle Teller, alle Schüsseln und alle Flaschen. Übersättigt von Trank und Speise, stumpfsinnig, rot, mit

verwirrtem Geist und fettigem Munde, von Rülpsen erschüttert und unfähig, einen Schritt zu machen, knöpfte er seine Uniform auf, um Atem zu schöpfen. Die Augen fielen ihm zu, sein Kopf wurde schwer; er legte seine Stirn in die auf dem Tische gekreuzten Arme und verlor allmählich den Sinn für die Dinge der Wirklichkeit.

□ □

Das letzte Viertel des Mondes glänzte fahl am Horizont über den Baumwipfeln des Parks. Es war die kälteste Stunde vor Tagesanbruch.

Schatten hüpften durch die Büsche, stumm und zahlreich; und bisweilen blitzte ein Mondstrahl an einer dunklen stählernen Spitze auf.

Das verlassene Schloß ragte wie ein riesiger schwarzer Schattenriß auf. Zwei Fenster im Erdgeschoß waren allein noch erleuchtet.

Plötzlich schrie eine Donnerstimme:

„Marsch, marsch! In drei Teufels Namen, zum Sturm, Jungens!“

Und im Nu brachen die Türen, die Läden und Scheiben ein unter einem Menschenstrom, der vorwärts stürzte, alles zerschlug und zerbrach und das Schloß überschwemmte. Im Handumdrehen waren fünfzig bis an die Zähne bewaffnete Soldaten in die Küche gesprungen, in der Walter Schnaffs friedlich ruhte, hatten ihm fünfzig geladene Flinten auf die Brust gesetzt, warfen ihn kopfüber, rollten ihn über den Boden hin, packten und fesselten ihn vom Kopf bis zu Füßen.

Er keuchte vor Bestürzung, zu verschlafen, um zu begreifen, was vorging, geschlagen, mit dem Kolben gestoßen und wahnsinnig vor Furcht.

Und plötzlich setzte ihm ein dicker, goldverbrämter Offizier den Fuß auf den Bauch und schrie:

„Sie sind mein Gefangener, ergeben Sie sich!“

Der Preuße verstand nur das eine Wort: „Gefangener“ und stöhnte: „Ja! Ja! Ja!“

Er wurde aufgehoben, auf einem Stuhl festgebunden und von seinen Bezwingern, die wie Walfische schnauften, neugierig untersucht. Mehrere mußten sich setzen; sie konnten nicht mehr vor Aufregung und Mattigkeit.

Er lächelte jetzt, lächelte in der Gewißheit, endlich gefangen zu sein.

Ein anderer Offizier trat ein und meldete:

„Herr Oberst, der Feind ist geflohen. Mehrere scheinen verwundet. Wir bleiben Herr des Platzes.“

Der Dicke wischte sich die Stirn und schrie: „Sieg!“

Dann zog er ein kleines Kaufmannsnotizbuch aus der Tasche und schrieb:

„Nach erbittertem Kampf haben die Preußen sich zurückziehen müssen, unter Mitnahme von Toten und Verwundeten, die auf fünfzig Kampfunfähige geschätzt werden. Mehrere sind in unsere Hände gefallen.“

Der junge Offizier fragte:

„Welche Anordnungen soll ich treffen, Herr Oberst?“

Der Oberst antwortete:

„Wir wollen uns zurückziehen, um einem neuen Vorstoß des Gegners mit Artillerie und überlegenen Kräften auszuweichen."

Und er gab den Rückzugsbefehl.

Die Kolonne formierte sich im Dunkeln unter den Schloßmauern und trat ihren Marsch an. Walter Schnaffs wurde geknebelt und, von sechs Kriegern mit geladenem Revolver gehalten, in die Mitte genommen.

Patrouillen wurden vorausgeschickt, um die Straßen aufzuklären. Man marschierte vorsichtig und machte von Zeit zu Zeit Rast.

Als der Tag anbrach, langte man vor der Unterpräfektur von La Roche-Oysel an, dessen Nationalgarde diesen Handstreich vollbracht hatte.

Die Bevölkerung wartete bang und im höchsten Maße aufgeregt. Als man den Helm des Gefangenen erblickte, brach ein furchtbares Geschrei aus. Die Frauen reckten die Arme empor, alte Weiber weinten, ein Großvater warf dem Preußen seine Krücke an den Kopf und verletzte dadurch einen seiner Wächter an der Nase.

Der Oberst schrie:

„Paßt auf, daß dem Gefangenen nichts geschieht!"

Endlich kam man vor das Stadthaus. Das Gefängnis wurde geöffnet und Walter Schnaffs, seiner Fesseln ledig, hineingeworfen. Zweihundert Bewaffnete zogen vor dem Gebäude auf Wache.

Da begann der Gefangene, trotz der Symptome von Verdauungsstörung, die ihn seit einiger Zeit quälten, wie toll vor Freude zu tanzen, wild zu tanzen, mit Händen und Füßen, mit wahnsinnigem Schreien — bis er erschöpft am Fuß einer Wand zusammensank.

Er war gefangen, gerettet!

Derart ward das Schloß von Champignet zurückerobert, nachdem der Feind es nur sechs Stunden besetzt hatte.

Der Oberst und Tuchhändler Ratier, der diesen Handstreich an der Spitze der Nationalgarde von La Roche-Oysel ausgeführt hatte, erhielt einen Orden.





Die Stuhlflechterin

Das Diner am Tage der Jagderöffnung beim Marquis von Bertrans ging zu Ende. Elf Jäger, acht junge Frauen und der Landarzt saßen um den großen, hell erleuchteten Tisch, der mit Früchten und Blumen bedeckt war.

Das Gespräch kam auf die Liebe, und eine heftige Diskussion entbrannte, die ewige Streitfrage, ob man wirklich nur einmal oder mehrmals lieben könnte. Man führte Beispiele von solchen auf, die nur eine einzige, ernste Liebe gehabt hatten; man führte auch Beispiele von anderen auf, die oft und heftig geliebt hatten. Die Herren waren im allgemeinen der Ansicht, daß die Leidenschaft ebenso wie die Krankheiten denselben Menschen mehrmals treffen kann, und zwar tödlich treffen, sobald ein Hindernis sich vor ihr erhebt. Obwohl diese Art der Auffassung nicht zu bestreiten war, so behaupteten doch die Damen, deren Meinung sich weit mehr auf die Poesie als auf die Beobachtung stützte, daß die Liebe, die wahre Liebe, die große Liebe den Sterblichen nur einmal geschenkt würde, daß diese Liebe dem Blitz gliche, und daß ein Herz, das von ihr getroffen würde, in der Folge so leer, so verwüstet und ausgebrannt bliebe, daß kein anderes starkes Gefühl, ja, nicht einmal ein Liebes*traum*, darin Wurzeln schlagen könnte.

Der Marquis, der viel geliebt hatte, bekämpfte diesen Glauben lebhaft.

„Ich sage Ihnen, man kann mehrmals lieben, mit aller Kraft und aus tiefster Seele. Sie führen da Menschen auf, die aus Liebe gestorben sind, zum Beweis für die Möglichkeit einer zweiten Leidenschaft. Darauf antworte ich: Wenn sie nicht die Dummheit begangen hätten, sich selbst umzubringen, wodurch sie sich jede Möglichkeit eines Rückfalles benahmen, so wären sie geheilt worden; und sie hätten von neuem angefangen zu lieben, und immer wieder, bis zu ihrem natürlichen Tode. Es ist mit der Liebe wie mit dem Trunk. Wer getrunken hat, trinkt weiter; wer geliebt hat, liebt weiter. Es ist das eine Temperamentsfrage."

Man rief den Doktor als Schiedsrichter auf, einen alten Pariser Arzt, der sich aufs Land zurückgezogen hatte, und bat ihn um seine Meinung.

Eigentlich hatte er keine:

„Wie der Marquis sagt, ist das eine Temperamentsfrage. Was mich betrifft, so habe ich eine Leidenschaft kennen gelernt, die fünfundzwanzig Jahre währte, ohne einen Tag aufzuhören, und die erst mit dem Tode erlosch."

Die Marquise klatschte in die Hände.

„Das ist schön! Welch ein Traum, so geliebt zu werden! Welches Glück, fünfundzwanzig Jahre lang mit dieser hartnäckigen und durchdringenden Leidenschaft geliebt zu werden! Wie glücklich hat der sein müssen, wie hat er das Leben segnen müssen, der so angebetet wurde!"

„In der Tat, Frau Marquise," lächelte der Arzt, „Sie täuschen sich nicht über den Punkt, daß das geliebte Wesen ein Mann war. Sie kennen ihn, es ist Herr Chouquet, der Apotheker des Ortes. Die Frau haben Sie auch gekannt, es ist die alte Stuhlflechterin, die alljährlich aufs Schloß kam. Doch ich will mich deutlicher ausdrücken."

Die Begeisterung der Damen war dahin, und ihre verächtlichen Mienen sagten „Pah!", gleich als ob die Liebe nur zarte und vornehme Wesen treffen könnte, die allein des Anteils der guten Gesellschaft würdig sind. —

Der Arzt fuhr fort:

„Vor drei Monaten wurde ich zu der alten Frau gerufen — an ihr Totenbett. Sie war abends zuvor in dem Wagen angekommen, der ihr als Haus diente, gezogen von dem Klepper, den Sie gesehen haben, und begleitet von ihren beiden großen, schwarzen Hunden, ihren Freunden und Wächtern. Der Pfarrer war bereits da. Sie machte uns zu ihren Testamentsvollstreckern, und um uns den Sinn ihres letzten Willens zu entschleiern, erzählte sie uns ihr ganzes Leben. Ich kenne nichts Eigenartigeres und Erschütternderes.

Ihr Vater war Stuhlflechter und ihre Mutter Stuhlflechterin. Sie hat nie eine Behausung auf festem Boden gehabt.

Als kleines Kind trieb sie sich in Lumpen, voll Ungeziefer und Schmutz herum. Am Dorfeingang neben dem Straßengraben wurde Halt gemacht; der Wagen wurde ausgespannt; das Pferd weidete; der Hund schlief, die Schnauze zwischen den

Füßen, und das kleine Mädchen kollerte sich am Boden, während die Eltern im Schatten der Ulmen am Straßenrand alle alten Stühle des Dorfes ausflickten. Geredet wurde in diesem wandernden Hause kaum. Nach den nötigsten Verabredungen, wer in die Häuser gehen und den wohlbekannten Ruf: „Stuhlflicker!“ erschallen lassen sollte, begann man Stroh zu drehen, Seite an Seite oder einander gegenübersitzend. Lief die Kleine zu weit oder suchte mit einem Dorfbuben anzubandeln, so rief die wütige Stimme des Vaters sie zurück: „Willst du wohl herkommen, Spitzbübin!“ Das waren die einzigen Zärtlichkeitsausdrücke, die sie zu hören bekam.

Als sie heranwuchs, schickte man sie zum Einsammeln der beschädigten Stuhlsitze aus. So knüpfte sie von Ort zu Ort ein paar Bekanntschaften mit den Gassenjungen an; nun aber waren es die Eltern ihrer neuen Freunde, die ihre Kinder barsch zurückriefen: „Willst du wohl herkommen, Schlingel! Daß ich dich nicht wieder mit dem Bettelpack reden sehe! . . .“

Oft warfen die kleinen Buben sie mit Steinen.

Mildtätige Damen hatten ihr ein paar Sous geschenkt. Sie hob sie sorgfältig auf.

Eines Tages — sie war damals elf Jahre —, als sie durch unsern Ort kam, traf sie hinter dem Kirchhof den kleinen Chouquet; er weinte, weil ein Spielgefährte ihm zwei Heller gestohlen hatte. Diese Tränen eines kleinen Bürgersohnes, eines von denen, die sie sich in ihrem kleinen Vagabundenhirn als stets zufrieden und glücklich vorstellte, brachten sie außer Fassung. Sie trat an ihn heran, und als sie den Grund seines Kummers erfuhr, schüttete sie ihm alle ihre Ersparnisse, sieben

Sous, in die Hände. Er nahm sie natürlich und trocknete seine Tränen. Da hatte sie in ihrem Freudentaumel die Verwegenheit, ihn zu küssen. Da er aufmerksam sein Geld betrachtete, ließ er es geschehen. Und da sie sich weder zurückgestoßen noch geschlagen sah, so begann sie von neuem; sie umarmte ihn mit beiden Armen und drückte ihn an ihr Herz. Dann entfloh sie.

Was ging in diesem armseligen Köpfchen vor sich? Hat sie sich an diesen Knirps gehängt, weil sie ihm ihr Vagabundenvermögen geopfert oder weil sie ihm ihren ersten zärtlichen Kuß gegeben hatte? Das Geheimnis ist für die Kinder das gleiche wie für die Erwachsenen.

Monatelang träumte sie von der Kirchhofsecke und dem Buben. In der Hoffnung, ihn wiederzusehen, bestahl sie ihre Eltern, mauste hier und dort einen Sou, beim Stuhlflicken, beim Einkauf von Nahrungsmitteln.

Als sie wiederkam, hatte sie zwei Franken in der Tasche, doch sie erblickte den Apothekerssohn nur flüchtig hinter den Fenstern des väterlichen Ladens. Er stand fein säuberlich zwischen einem roten Glasbecher und einem Bandwurm in Spiritus.

Sie liebte ihn nun noch mehr, bestochen, erregt und begeistert durch den Glanz des farbigen Wassers und den Strahlenglanz der leuchtenden Kristalle.

Die Erinnerung daran blieb ihr unauslöschlich, und als sie ihn im nächsten Jahr hinter der Schule wiedertraf, wie er mit seinen Gefährten mit Murmeln spielte, stürzte sie sich mit solcher Heftigkeit auf ihn, daß er anfing vor Furcht zu heulen.

Dann gab sie ihm ihr Geld, um ihn zu beruhigen: drei Franken zwanzig, einen wahren Schatz, den er mit großen Augen ansah.

Er nahm das Geld und ließ sich liebkosen, soviel sie wollte.

So schüttete sie ihm noch vier Jahre lang alle ihre Ersparnisse in den Schoß, und er steckte sie gewissenhaft ein, als Entgelt für die bewilligten Küsse. Einmal waren es dreißig Sous, ein andermal zwei Franken, ein drittes Mal zwölf Sous (sie weinte vor Schmerz und Demütigung, aber das Jahr war schlecht gewesen), und das letztemal fünf Franken, ein dickes, rundes Silberstück, über das sie zufrieden lachte.

Sie dachte nur noch an ihn; und er erwartete ihre Rückkehr mit einer gewissen Ungeduld und lief ihr entgegen, wenn er sie erblickte, was das Herz des Kleinen noch höher schlagen ließ.

Dann verschwand er. Er war in die Schule gekommen. Sie brachte es durch geschickte Fragen heraus. Nun wandte sie eine unendliche Diplomatie auf, um den Reiseweg ihrer Eltern abzuändern und es so einzurichten, daß sie während der Ferien durch unsern Ort kamen. Das gelang ihr endlich nach einem Jahr der List. Sie hatte ihn also zwei Jahre nicht gesehen, und sie erkannte ihn kaum wieder, so war er verändert, gewachsen, verschönert und stolz in seinem Schülerjackett mit goldenen Knöpfen.

Er tat so, als sähe er sie nicht, und schritt stolz an ihr vorüber.

Zwei Tage lang weinte sie, und fortan litt sie endlos darunter.

Alljährlich kam sie wieder, ging an ihm vorüber, wagte

ihn aber nicht zu grüßen, und er würdigte sie nicht einmal eines Blickes. Sie liebte ihn leidenschaftlich. Sie sagte zu mir: ‚Er ist der einzige Mann, den ich auf Erden angesehen habe, Herr Doktor; ich wußte nicht einmal, ob die anderen vorhanden waren.‘

Ihre Eltern starben. Sie blieb bei ihrem Handwerk, nahm sich aber zwei Hunde statt des einen, zwei bissige Hunde, denen man nicht zu trotzen wagte.

Eines Tages, als sie wieder durch den Ort kam, wo sie ihr Herz gelassen hatte, sah sie eine junge Frau am Arm ihres Geliebten aus dem Chouquetschen Laden kommen. Es war seine Frau. Er war verheiratet.

Am selben Abend warf sie sich in den Teich, der auf dem Platz der Mairie liegt. Ein verspäteter Trunkenbold fischte sie heraus und brachte sie nach der Apotheke. Der junge Chouquet kam im Schlafrock herunter, um sie zu behandeln. Er tat so, als ob er sie nicht erkannte, zog sie aus, rieb sie, dann sagte er in barschem Tone: ‚Ei, Sie sind verrückt! Wie kann man so töricht sein!‘

Das genügte, um sie gesund zu machen. Er hatte mit ihr gesprochen! Sie war lange Zeit glücklich.

Er wollte kein Entgelt für seine Bemühungen annehmen, wiewohl sie durchaus darauf bestand, ihn zu bezahlen.

So verfloß ihr ganzes Leben. Sie flickte Stühle aus und dachte an Chouquet. Alljährlich erblickte sie ihn hinter seinen Fensterscheiben. Sie nahm die Gewohnheit an, Vorräte an kleinen Arzeneien bei ihm zu kaufen. Auf diese

Weise sah sie ihn aus nächster Nähe, sprach mit ihm und gab ihm außerdem noch Geld.

Wie ich Ihnen zu Anfang sagte, starb sie dies Frühjahr. Sie erzählte mir diese ganze traurige Geschichte und bat mich dann, ihm, den sie so geduldig geliebt hatte, alle Ersparnisse ihres Lebens auszuhändigen, denn sie hatte nur für ihn gearbeitet, wie sie sagte, ja, sogar gehungert, um zu sparen und sicher zu sein, daß er wenigstens einmal an sie denken würde — wenn sie tot wäre.

Sie übergab mir also 2327 Franken. Ich ließ dem Herrn Pfarrer die 27 Franken für die Beerdigung und nahm den Rest mit, als sie den letzten Atemzug getan hatte.

Am Tage darauf ging ich zu Chouquets. Sie hatten gerade gefrühstückt und saßen einander gegenüber, dick und rot, nach der Apotheke riechend, selbstgewiß und zufrieden.

Man bat mich, Platz zu nehmen, bot mir einen Kirsch an, den ich trank. Dann begann ich meine Rede mit bewegter Stimme, überzeugt, daß sie weinen würden.

Sobald er begriff, daß diese Landstreicherin, diese Stuhlflechterin ihn geliebt hatte, sprang er vor Entrüstung auf, als hätte sie ihm seinen guten Ruf, die Achtung der ehrbaren Leute, seine innere Ehre gestohlen, etwas Unantastbares, das ihm teurer war als das Leben.

Seine Frau, ebenso wütend wie er, sagte ein über das andere Mal: ‚Diese Bettlerin! Diese Bettlerin! Diese Bettlerin!‘ . . . Sie fand keine anderen Worte.

Er war aufgestanden und ging mit großen Schritten hinter dem Tisch auf und ab. Seine griechische Mütze war

ihm auf das eine Ohr gerutscht. Er sprach abgerissen: ‚Begreift man das, Doktor? — Das sind schreckliche Geschichten für einen Mann! Was tun? Ach, hätt' ich das nur zu ihren Lebzeiten gewußt, ich hätte sie durch die Gendarmen festnehmen und sie einsperren lassen. Und sie wäre nicht aus dem Gefängnis herausgekommen, dafür bürge ich Ihnen!'

Ich war verblüfft über das Ergebnis meines pietätvollen Schrittes. Ich wußte nicht, was ich tun, noch was ich sagen sollte. Doch ich mußte meinen Auftrag zu Ende führen. Ich schloß also: ‚Sie hat mich beauftragt, Ihnen ihre Ersparnisse zu übergeben, die zweitausenddreihundert Franken betragen. Da Ihnen das eben Erzählte sehr peinlich zu sein scheint, so wäre es vielleicht das beste, man gäbe das Geld den Armen.'

Sie blickten mich an, Mann und Frau, wie vom Donner gerührt.

Ich zog das Geld aus der Tasche, elendes Geld aus aller Herren Ländern und von allerhand Prägung, Gold- und Sousstücke durcheinander. Dann fragte ich: ‚Was bestimmen Sie darüber?'

Frau Chouquet tat zuerst den Mund auf: ‚Nun, da es der letzte Wille dieser Frau war ... so scheint es mir, daß wir es kaum ausschlagen können.'

Der Gatte, leicht verwirrt, setzte hinzu: ‚Wir könnten damit etwas für unsere Kinder anschaffen.'

Ich sagte in trockenem Tone: ‚Wie Sie wollen.'

‚Geben Sie es nur her,' fing er wieder an, ‚da Sie ja

damit betraut waren. Wir finden schon eine Art und Weise, es zu einem guten Werk zu verwenden.'

Ich übergab das Geld, grüßte und ging.

Am nächsten Tage kam Chouquet zu mir und fragte unvermittelt: ‚Aber sie hat doch ihren Wagen hier gelassen, diese ... diese Frau. Was soll mit dem Wagen geschehen?'

‚Nichts. Nehmen Sie ihn, wenn Sie wollen.'

‚Famos. Das paßt mir gerade. Ich werde eine Hütte für meinen Gemüsegarten daraus machen.'

Er ging. Ich rief ihn zurück. ‚Sie hat auch ihr altes Pferd und ihre beiden Hunde hier gelassen. Wollen Sie sie haben?' Er blieb überrascht stehen. ‚O nein! Ei, was soll ich damit? Verfügen Sie darüber nach Belieben.' Und er lachte. Dann reichte er mir die Hand, und ich drückte sie. Was wollen Sie? Arzt und Apotheker an einem Ort dürfen keine Feinde sein.

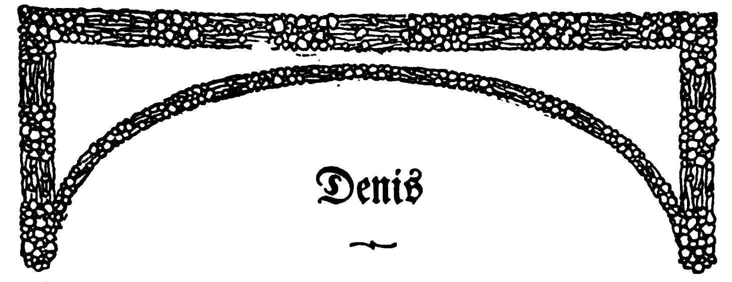
Ich habe die Hunde für mich behalten. Der Pfarrer, der einen großen Hof hat, nahm das Pferd. Der Wagen dient Chouquet als Hütte, und für das Geld hat er fünf Eisenbahnobligationen angeschafft.

Das ist die einzige tiefe Liebe, der ich in meinem Leben begegnet bin."

Der Arzt schwieg.

Da seufzte die Marquise mit Tränen in den Augen: „Gewiß, nur die Frauen wissen, was Liebe ist!"





Denis

Herr Marambot öffnete den Brief, den ihm Denis, sein Diener, überbrachte, und lächelte.

Denis war seit zwanzig Jahren im Hause, ein kleiner, untersetzter, gedrungener Mann, den man in der ganzen Gegend als Muster eines Dieners hinstellte.

„Ist der Herr zufrieden?" fragte er. „Hat der Herr eine gute Nachricht bekommen?"

Herr Marambot war nicht reich. Früher Dorfapotheker und unverheiratet, lebte er von einer kleinen, sauer erworbenen Rente, während er den Bauern Drogen verkaufte.

„Ja, mein Sohn. Vater Malois schrickt zurück vor dem Prozeß, mit dem ich ihm drohe. Morgen bekomme ich mein Geld. Fünftausend Franken — das wird der Kasse eines alten Junggesellen wohltun."

Und Herr Marambot rieb sich die Hände. Er war ein Mann von resignierter Gemütsart, eher traurig als lustig, unfähig zu langer Willensanspannung und nachlässig in seinen Geschäften.

Er hätte ohne Zweifel größeren Wohlstand erreichen können, indem er sich den Tod von Kollegen in größeren Städten zunutze machte, ihren Platz einnahm und ihre Kund-

schaft mit übernahm. Doch er war zu träge zum Umziehen, und der Gedanke an all die Maßnahmen, die nötig waren, hatte ihn jedesmal abgeschreckt. Er überlegte sich die Sache zwei Tage, dann sagte er weiter nichts als: „Basta! Das nächste Mal. Ich verliere nichts beim Warten. Ich finde vielleicht etwas Besseres."

Denis dagegen trieb seinen Herrn an, etwas zu unternehmen. Er war von tätigem Charakter und wiederholte immer wieder:

„O, wenn ich nur das Grundkapital gehabt hätte, ich hätte mein Glück gemacht. Nur tausend Franken, und mein Geschäft wäre gemacht."

Herr Marambot lächelte, ohne zu antworten, und ging in seinem Gärtchen spazieren, die Hände auf dem Rücken, in Sinnen verloren.

Denis sang den ganzen Tag hindurch seelenvergnügt allerlei Volkslieder und Rundreime. Er entfaltete sogar eine ungewohnte Tätigkeit, denn er putzte die Fensterscheiben am ganzen Hause mit großem Eifer, während er seine Lieder aus voller Kehle hervorschmetterte.

Herr Marambot, erstaunt über seine Betriebsamkeit, sagte mehrmals lächelnd:

„Wenn du so weiter machst, mein Sohn, behältst du keine Arbeit für morgen."

Am nächsten Morgen um neun Uhr gab der Postbote Denis vier Briefe für seinen Herrn, darunter einen sehr schweren. Herr Marambot schloß sich sofort in sein Zimmer

ein, bis tief in den Nachmittag. Dann gab er seinem Diener vier Briefe für die Post. Einer davon war an Herrn Malois gerichtet, es war ohne Zweifel die Quittung für sein Geld.

Denis stellte seinem Herrn keine Fragen; er schien an diesem Tage ebenso finster und traurig, wie er am Tage zuvor fröhlich gewesen war.

Es wurde Nacht; Herr Marambot ging zur gewöhnlichen Zeit zur Ruhe und schlief ein.

Ein eigentümliches Geräusch weckte ihn auf. Er setzte sich sofort in seinem Bette aufrecht und horchte. Da plötzlich ging seine Tür auf, und Denis erschien auf der Schwelle, in der einen Hand ein Licht, in der anderen ein Küchenmesser. Er hatte große, starre Augen; seine Lippen und Backen waren verzerrt wie bei Leuten, die von einer furchtbaren Gemütsbewegung erfaßt sind, und so bleich wie ein Gespenst.

Herr Marambot war sprachlos. Er glaubte, Denis nachtwandelte, und wollte aufstehen, um ihm entgegenzulaufen — als der Diener das Licht ausblies und sich auf das Bett stürzte. Sein Herr streckte ihm die Hände entgegen, um den Angriff zu hemmen, und fiel dabei hintenüber; dann suchte er die Hände seines Dieners zu packen, um die hastigen Stiche, die dieser gegen ihn führte, zu parieren. Er glaubte, er wäre verrückt geworden.

Das Messer verletzte ihn das erstemal an der Schulter, das zweitemal an der Stirn, das drittemal an der Brust. Er wehrte sich verzweifelt, schlug mit den Händen in der Dunkelheit um sich, trat mit den Füßen und rief:

„Denis! Denis! Bist du toll? Ei, Denis!“

Denis keuchte. Er stach beharrlich auf ihn los, bald von einem Fußtritt, bald von einem Faustschlag zurückgestoßen, und sich immer wieder auf seinen Herrn werfend. Herr Marambot erhielt noch zwei Wunden am Bein und eine am Leib. Da plötzlich schoß ihm ein Gedanke durchs Hirn, und er begann zu rufen:

„Hör doch auf! Hör doch auf, Denis. Ich habe das Geld ja nicht gekriegt!"

Sofort hielt Denis inne, und sein Herr hörte in der Dunkelheit ein keuchendes Atmen.

Herr Marambot fuhr sogleich fort:

„Ich habe nichts gekriegt. Herr Malois zieht sein Versprechen zurück; es wird zum Prozeß kommen; zu dem Zweck hast du die Briefe auf die Post gebracht. Lies lieber die, welche auf meinem Schreibtisch liegen."

Und mit der letzten Kraft griff er nach den Streichhölzern auf seinem Nachttisch und zündete das Licht an.

Er war blutbedeckt. Rote Blutspritzer bedeckten die Wände. Das Bettzeug, die Vorhänge, alles war rot. Auch Denis blutete vom Kopf bis zu den Füßen; er stand mitten im Zimmer.

Als Herr Marambot das alles sah, glaubte er sich dem Tode geweiht und verlor das Bewußtsein.

Bei Tagesanbruch kam er wieder zu sich. Es dauerte eine Weile, bis er seiner Sinne mächtig war, bis er begriff, was geschehen war, und sich erinnerte. Doch plötzlich fielen ihm das Attentat und seine Wunden wieder ein, und eine so gewaltige Furcht ergriff ihn, daß er die Augen schloß, um

nichts zu sehen. Nach einer Weile legte sich sein Entsetzen, und er dachte nach. Er war nicht sofort gestorben, er konnte also wieder genesen. Er fühlte sich schwach, sehr schwach, doch ohne empfindliche Schmerzen, obwohl er an mehreren Körperstellen ein merkliches Mißbehagen empfand, so, als würde er gekniffen. Er fühlte sich eiskalt und ganz naß, auch zusammengeschnürt und wie in Binden eingewickelt. Er dachte, diese Nässe käme von dem vergossenen Blute; und bange Schauder schüttelten ihn bei dem entsetzlichen Gedanken an die rote Flüssigkeit, die aus seinen Adern gespritzt war und das Bett besudelt hatte. Der Gedanke, diesen schauerlichen Anblick noch einmal zu haben, brachte ihn außer Fassung, und er hielt die Augen gewaltsam geschlossen, als ob sie sich wider seinen Willen öffnen würden.

Was war aus Denis geworden? Er hatte wahrscheinlich das Weite gesucht.

Aber was sollte er nun beginnen, er, Marambot? Aufstehen? Hilfe rufen? Aber wenn er eine einzige Bewegung machte, so brachen seine Wunden ohne Zweifel wieder auf, und er mußte sich verbluten und tot umfallen.

Plötzlich hörte er, wie an die Schlafzimmertür gestoßen wurde. Das Herz stand ihm still. Das war sicher Denis, der ihm den Todesstoß geben wollte. Er hielt den Atem an, damit der Mörder glaubte, er sei schon tot, und das Mordwerk sei vollbracht.

Er fühlte, wie sein Bettuch hochgehoben wurde; dann betastete man seinen Leib. Ein heftiger Schmerz an der Hüfte ließ ihn erbeben. Jetzt wusch man ihn ganz behutsam mit

Wasser. Man hatte also das Verbrechen entdeckt und pflegte ihn, wollte ihn retten. Eine tolle Freude ergriff ihn; doch mit einem Rest von Vorsicht nahm er sich vor, nicht zu zeigen, daß er wieder zu sich gekommen war, und er öffnete ein Auge, nur eins, mit der größten Vorsicht.

Er erkannte Denis, der neben ihm stand, den leibhaftigen Denis! Erbarmen! Er klappte hastig das Auge wieder zu.

Denis! Was machte er nun? Was wollte er? Welchen schrecklichen Plan nährte er jetzt?

Was er tat? Ei — er wusch ihn, um die Blutspuren zu entfernen. Dann würde er ihn jedenfalls im Garten verscharren, zehn Fuß unter der Erde, damit man ihn nicht entdeckte! Oder vielleicht im Keller, unter den Weinflaschen!

Und Herr Marambot begann so stark zu zittern, daß alle seine Glieder flogen.

Er sagte sich: „Ich bin verloren, verloren!" Und er kniff verzweifelt die Augen zu, damit er den letzten Stich nicht kommen sah. Er erfolgte nicht. Denis hob ihn jetzt auf und umwickelte ihn mit Leinwand. Dann begann er die Wunde am Bein sorgfältig zu waschen, wie er es von seinem Herrn gelernt hatte, als dieser Apotheker war.

Jetzt gab es kein Bedenken mehr für einen Mann seines Berufes: sein Diener, der ihn hatte ermorden wollen, suchte ihn jetzt zu retten.

Da gab Herr Marambot ihm mit ersterbender Stimme den praktischen Rat:

„Wasche und pflege die Wunde mit Steinkohlenteer."

Denis antwortete: „Das tue ich, Herr."

Herr Marambot schlug beide Augen auf.

Es war keine Spur von Blut mehr da, weder auf dem Bett, noch im Zimmer, noch an dem Mörder. Der Verwundete war in weiße Tücher gebettet.

Die beiden Männer blickten sich an.

Endlich versetzte Herr Marambot sanft:

„Du hast ein großes Verbrechen begangen."

„Ich bin dabei, es wieder gutzumachen, Herr," erwiderte Denis. „Wenn Sie mich nicht anzeigen, werde ich Ihnen treu dienen wie bisher."

Es war jetzt nicht der Augenblick, seinen Diener zu reizen. Herr Marambot versetzte, indem er die Augen wieder schloß:

„Ich schwöre dir, dich nicht anzuzeigen."

▫ ▫

Denis rettete seinen Herrn. Er schlief Tag und Nacht nicht, wich nicht aus dem Krankenzimmer, machte ihm Arzneien, Tränke, fühlte ihm den Puls, zählte ängstlich den Pulsschlag und pflegte ihn mit der Geschicklichkeit eines Krankenwärters und der Hingebung eines Sohnes.

Alle Augenblicke fragte er:

„Nun, Herr, wie geht es Ihnen?"

Herr Marambot antwortete mit schwacher Stimme:

„Etwas besser, mein Sohn, ich danke dir."

Und wenn der Kranke des Nachts aufwachte, sah er oft seinen Wächter in sein Kissen weinen und sich schweigend die Augen trocknen.

Nie war der alte Apotheker so gut gepflegt, so verhätschelt und verzogen worden. Anfangs hatte er sich gesagt:

„Sobald ich genesen bin, schaffe ich mir den Kerl vom Halse."

Jetzt, wo er Rekonvaleszent war, verschob er den Augenblick der Trennung von Tag zu Tag. Er bedachte, daß kein Mensch ihm so viele Rücksichten und Aufmerksamkeiten erweisen würde, daß er diesen Burschen durch die Furcht im Zaum hielte, und er eröffnete ihm, daß er bei einem Notar ein Testament deponiert hätte, das ihn dem Gericht anzeigte, wenn ihm abermals etwas zustieße.

Diese Vorsicht schien ihn in Zukunft vor jedem neuen Attentat zu schützen; und er fragte sich nun, ob es nicht sogar klüger sei, diesen Menschen bei sich zu behalten, um ihn stets unter Augen zu haben.

Wie früher, wenn er zauderte, eine größere Apotheke zu übernehmen, konnte er zu keinem Entschluß kommen.

„Es wird immer noch Zeit sein," sagte er sich.

Denis fuhr fort, sich als Diener ohnegleichen zu erweisen. Herr Marambot war genesen. Er behielt ihn.

Eines Morgens nun, als er eben gefrühstückt hatte, hörte er plötzlich lauten Lärm in der Küche. Er lief hin. Denis wehrte sich in den Händen zweier Gendarmen. Der Sergeant machte feierlich Notizen in sein Buch.

Sobald er seinen Herrn erblickte, begann der Diener zu schluchzen und rief:

„Sie haben mich angezeigt, Herr; das ist nicht recht, nach dem, was Sie mir versprochen hatten. Sie haben Ihr Ehrenwort gebrochen, Herr Marambot; das ist nicht recht . . .“

Herr Marambot war verblüfft und verzweifelt, so verdächtigt zu werden. Er erhob die Hand:

„Ich schwöre dir, mein Sohn, ich habe dich nicht angezeigt. Ich begreife nicht, wie die Herren Gendarmen zur Kenntnis deines Mordversuches an mir gekommen sind.“

Der Sergeant fuhr auf:

„Sie sagen, er hätte Sie ermorden wollen, Herr Marambot?“

Der Apotheker antwortete verwirrt:

„Freilich . . . Aber ich habe ihn nicht angezeigt . . . Ich habe nichts gesagt . . . Ich schwöre Ihnen, ich habe nichts gesagt . . . Er hat mir seitdem treu gedient . . .“

Der Sergeant versetzte streng:

„Ich nehme Notiz von Ihrer Aussage. Das Gericht wird dies neue Motiv zu würdigen wissen, von dem ich nichts wußte, Herr Marambot. Ich bin nur beauftragt, Ihren Diener wegen Diebstahls zweier Enten zu arretieren, die er heimlich Herrn Duhamel entwendet hat. Zeugen für das Delikt sind vorhanden. Ich bitte um Entschuldigung, Herr Marambot. Ich werde von Ihrer Erklärung Anzeige erstatten.“

Und zu seinen Leuten gewandt, kommandierte er:

„Marsch, vorwärts!“

Die beiden Gendarmen führten Denis ab.

Der Advokat hatte auf Wahnsinn plädiert und beide Delikte zur Unterstützung seiner Beweisführung durch einander motiviert. Er hatte klar und deutlich bewiesen, daß der Diebstahl der zwei Enten aus dem gleichen Geisteszustand entsprossen war, wie die acht Messerstiche auf Herrn Marambot. Er hatte alle Phasen dieses vorübergehenden Zustandes von Geistesverwirrung scharf analysiert und es als zweifellos hingestellt, daß dieser nach einer Behandlung von einigen Monaten in einem guten Irrenhause aufhören würde. Er hatte in begeisterten Ausdrücken von der anhaltenden Hingebung dieses ehrbaren Dieners gesprochen, von der unvergleichlichen Fürsorge, die er seinem in momentaner Geistesstörung verwundeten Herrn erwiesen hätte.

Herr Marambot, durch diese Erinnerung bis ins tiefste Herz gerührt, fühlte, wie seine Augen feucht wurden.

Der Advokat bemerkte es, öffnete die Arme in pathetischer Bewegung, entfaltete seine weiten Ärmel wie ein Paar Fledermausflügel und rief mit bebender Stimme:

„Sehen Sie, sehen Sie, sehen Sie, meine Herren Geschworenen, sehen Sie nur diese Tränen. Was habe ich noch für meinen Klienten zu sagen? Welche Rede, welches Argument, welche Begründung wöge die Tränen seines Herrn auf? Sie sprechen lauter als ich, lauter als das Gesetz, sie schreien: „Vergebung für den, der eine Stunde vom Wahnsinn befallen war! Sie flehen, sie sprechen frei, sie segnen!"

Er schwieg und setzte sich.

Der Präsident wandte sich an Marambot, der sehr zugunsten seines Dieners ausgesagt hatte, und fragte ihn:

„Aber schließlich, mein Herr, wenn man auch annimmt, daß Sie diesen Mann für geistesgestört hielten, so erklärt sich damit doch nicht, daß Sie ihn behalten haben. Er bedrohte Sie doch weiter."

Marambot antwortete, indem er sich die Augen trocknete:

„Was wollen Sie, Herr Präsident, es ist in diesen Zeitläufen so schwer, Dienstboten zu finden . . . ich hätte keinen besseren gefunden."

Denis wurde freigesprochen und auf Kosten seines Herrn in eine Irrenanstalt gebracht.





Die Strippe

Auf allen Straßen der Umgegend strömten Bauern und Bäuerinnen nach Goderville, denn es war Markttag in dem Flecken. Die Männer gingen mit ruhigen Schritten und beugten den ganzen Körper vornüber bei jedem Schritt ihrer langen Beine, die krumm und schief waren durch harte Arbeit, durch das Drücken auf den Pflug, das auch die linke Schulter in die Höhe treibt und die Hüften verbiegt, — durch das Mähen des Korns, bei dem man breitbeinig vorwärts schreitet, um fest im Gleichgewicht zu stehen, — durch all die langsame und mühselige Feldarbeit. Ihre gestärkte blaue Bluse glänzte wie lackiert. Sie war an Hals und Handgelenken mit einer kleinen Stickerei aus weißem Garn verziert und blähte sich um ihren knochigen Körper wie ein zum Aufstieg bereiter Luftballon, aus dem ein Kopf, zwei Arme und Füße hervorsahen.

Die einen zogen an einem Strick eine Kuh oder ein Kalb. Und die Bäuerinnen schritten hinter dem Tier und schlugen ihm mit einem grünen Zweige gegen die Flanken, um seinen Schritt zu beschleunigen. An ihrem Arm hingen große Körbe, aus denen hier Hühnerköpfe, dort Entenköpfe hervorsahen. Sie hatten einen schnelleren, lebhafteren Gang als ihre

Männer, eine steife, gerade Taille mit einem enganliegenden Brusttuch, das auf ihrer flachen Brust mit einer Nadel festgesteckt war, und um den Kopf ein weißes, fest auf die Haare gedrücktes Leinentuch, darüber eine Haube.

Dann kam ein zweirädriger Wagen mit Sitzbänken vorbei, gezogen von einem Klepper, dessen zackelnder Trab die Insassen merkwürdig schüttelte: zwei Männer, die nebeneinander saßen, und im Rücksitz des Wagens eine Frau, die sich auf den Rand klemmte, um das harte Stuckern zu lindern.

Auf dem Marktplatz von Goderville drängte sich eine Menge, ein Gewimmel von Menschen und Vieh durcheinander. Die Hörner der Rinder, die langhaarigen Zylinderhüte der reichen Bauern und die Hauben der Bäuerinnen ragten über den Schwarm hinaus. Und die schreienden, schrillen, kläffenden Stimmen verschmolzen zu einem ununterbrochenen wilden Getöse, das bisweilen eine Lachsalve aus der strammen Brust eines lustigen Bauern oder das lange Blöken einer an eine Mauer angebundenen Kuh übertönte.

Das alles duftete nach Stall, Milch und Dünger, Schweiß und Heu, nach dem bitteren, scheußlichen Menschen- und Tiergeruch, welcher der Landbevölkerung eigen ist.

Meister Hauchecorne von Bréauté langte soeben in Goderville an und lenkte seine Schritte nach dem Marktplatz — als er am Boden ein Stückchen Schnur erblickte. Meister Hauchecorne, als echter Normanne ein sparsamer Mann, bedachte, daß alles, was zu brauchen ist, des Aufhebens wert sei; er bückte sich also mühsam, denn er war gichtleidend,

hob die Strippe vom Boden auf und wollte sie eben sorgfältig zusammenrollen, als er auf der Schwelle seiner Tür Meister Malaudain, den Sattler, erblickte, der ihm zusah. Sie hatten einen Streit wegen eines Halfters miteinander gehabt und waren sich seitdem feind geblieben, da beide nachträgliche Naturen waren. Meister Hauchecorne empfand eine Art von Scham, daß sein Feind ihn so sah, wie er im Schmutz ein Stückchen Bindfaden aufhob. Er versteckte seinen Fund hastig unter seiner Bluse, dann in seiner Hosentasche; darauf tat er so, als ob er auf dem Boden noch etwas suchte, was er nicht fand, und ging dann nach dem Marktplatz, den Kopf vorgestreckt, durch seine Gichtschmerzen zusammengeknickt.

Er verschwand sofort in der schreienden, sich langsam bewegenden Menge, die sich unter endlosem Feilschen hin und her drängte. Die Bauern befühlten die Kühe, gingen fort, kamen wieder, mit dummen Gesichtern, stets in der Furcht, betrogen zu werden, stets unschlüssig dem Verkäufer ins Auge spähend und unablässig bestrebt, die List des Mannes und die Mängel des Tieres herauszukriegen.

Die Frauen hatten ihre großen Körbe vor sich hingestellt und ihr Geflügel hervorgezogen, das mit zusammengebundenen Füßen, entsetztem Blick und scharlachrotem Kamme am Boden lag.

Sie hörten die Angebote an, blieben bei ihrem Preise, mit kalter Miene, gleichgültigem Gesicht, oder schrien auch, wenn der Kunde sich entfernte, in plötzlichem Eingehen auf sein Gebot:

„Ausgemacht, Meister Anthime; ich geb' es Ihnen!"

Allmählich leerte sich dann der Platz, und als das Angelusläuten die Mittagsstunde verkündete, begaben sich die Nachzügler in die Wirtshäuser.

Die große Wirtsstube bei Jourdain war voll von Essern und der weite Hof voll von Gefährten aller Art, von Handkarren, zweirädrigen Einspännern, Wagen mit Sitzbänken, Tilburys und namenlosen Karreten, die gelb von Schmutz, entstellt und geflickt waren und ihre Deichseln wie zwei Arme zum Himmel hoben oder umgekehrt die Nase in die Erde steckten und den Hintern emporreckten.

Dicht hinter den sitzenden, schmausenden Gästen loderte in dem riesigen Kamin ein helles Feuer und schmorte die Rücken der in langer Reihe dasitzenden Esser. Die Bratspieße drehten sich, beladen mit Hühnern, Tauben und Hammelkeulen, und ein leckerer Braten- und Saucegeruch entströmte dem gerösteten Fleisch, stieg von dem Herd auf, erweckte den Frohsinn und machte die Lippen feucht.

Die ganze Aristokratie vom Pfluge aß dort bei Meister Jourdain, dem Gastwirt und Roßtäuscher, einem wohlhabenden Spitzbuben.

Die Schüsseln wurden aufgetragen und leerten sich wie die Kannen von gelbem Apfelwein. Ein jeder erzählte von seinen Geschäften, seinen Ein- und Verkäufen. Man erfuhr das Neueste von der Ernte. Das Wetter war gut für das Heu, aber etwas zu feucht für das Getreide.

Plötzlich ertönte ein Trommelwirbel im Hof vor dem Hause. Sofort sprang alles auf, außer ein paar Gleich-



gültigen, und lief an die Tür, an die Fenster, mit vollem Munde und der Serviette in der Hand.

Als der Ausrufer mit Trommeln aufgehört hatte, schmetterte er mit abgerissener Stimme und falschen Satzpausen heraus:

„Es wird den Einwohnern von Goderville und allen... zum Markte anwesenden Personen kundgegeben, daß heute morgen auf dem Wege nach Beuzeville, zwischen ... neun Uhr und zehn Uhr eine Brieftasche aus schwarzem Leder verloren worden ist, enthaltend fünfhundert Franken und Geschäftspapiere. Es wird gebeten, sie unverzüglich... nach der Mairie zu bringen oder Meister Fortuné Houlbrèque von Manneville abzugeben. Der Finder erhält zwanzig Franken Belohnung."

Dann entfernte sich der Mann. Man hörte in der Ferne noch einmal dumpfen Trommelwirbel und die gedämpfte Stimme des Ausrufers.

Alles begann von diesem Vorfalle zu reden und die Aussichten Meister Houlbrèques zur Wiedererlangung oder Nichtwiedererlangung seiner Brieftasche aufzuzählen.

Und die Mahlzeit wurde beendet.

Man trank gerade den letzten Rest Kaffee, als der Gendarm auf der Schwelle erschien und fragte:

„Ist Meister Hauchecorne von Bréauté hier?"

Meister Hauchecorne saß am andern Ende des Tisches. Er antwortete:

„Hier bin ich."

Und der Gendarmeriewachtmeister fuhr fort:

„Meister Hauchecorne, wollen Sie mir gefälligst zur Mairie folgen. Der Herr Bürgermeister wünscht Sie zu sprechen.“

Überrascht und unruhig stürzte der Bauer seinen Schnaps in einem Zuge herunter, erhob sich und machte sich auf den Weg, noch gebückter als am Morgen, denn die ersten Schritte nach jeder Mahlzeit wurden ihm besonders sauer.

„Hier bin ich! Hier bin ich!“ wiederholte er mehrere Male und folgte dem Gendarmen.

Der Bürgermeister erwartete ihn, in einem Lehnstuhl sitzend. Es war der Notar des Ortes, ein dicker, gravitätischer Mann mit pathetischen Redensarten.

„Meister Hauchecorne,“ begann er, „man hat gesehen, wie Sie heute morgen die Brieftasche, die Meister Houlbrèque von Manneville auf der Straße nach Beuzeville verloren hat, aufhoben.“

Der Bauer war sprachlos. Er starrte den Bürgermeister an, schon durch diesen Verdacht erschreckt, der auf ihm lastete, ohne daß er begriff, wie dies möglich war.

„Ich, ich hätte die Brieftasche aufgehoben?“

„Jawohl, Sie selbst.“

„Auf Ehrenwort, ich weiß überhaupt nichts davon.“

„Man hat Sie gesehen.“

„Man hat mich gesehen, mich? Wer hat mich denn gesehen?“

„Herr Malaudain, der Sattler.“

Da kam dem Alten der Vorfall vom Morgen in die Erinnerung, er begriff alles und versetzte zornrot:

„Er hat mich gesehen, dieser Bettler! Er hat gesehen, wie ich die Strippe hier aufhob, sehen Sie hier, Herr Bürgermeister."

Damit durchwühlte er seine Tasche und zog das Endchen Bindfaden hervor.

Doch der Bürgermeister schüttelte ungläubig den Kopf.

„Sie werden mir doch nicht vorreden, Meister Hauchecorne, daß Herr Malaudain, der ein glaubwürdiger Mann ist, diese Strippe für eine Brieftasche gehalten hat."

Der Bauer erhob wütend die Hand, spuckte zur Seite, um seine Ehre zu bezeigen, und erklärte:

„Es ist trotzdem die Wahrheit vor Gott, die heilige Wahrheit, Herr Bürgermeister. Das wiederhole ich auf das Heil meiner Seele."

Der Bürgermeister fuhr fort:

„Nachdem Sie den Gegenstand aufgehoben hatten, suchten Sie noch länger im Schmutz, ob nicht ein Geldstück herausgefallen wäre."

Der Biedermann erstickte fast vor Entrüstung und Furcht.

„Wenn man derartige Lügereien machen kann, um einen Ehrenmann zu verleumden . . . Wenn man so etwas sagen kann! . . . Wenn man so etwas sagen kann! . . ."

Seine Beteuerungen waren umsonst, er fand keinen Glauben.

Er wurde mit Herrn Malaudain konfrontiert, der seine Behauptung wiederholte und aufrechterhielt. Sie beschimpften

sich wohl eine Stunde lang. Man untersuchte Meister Hauchecorne auf sein Anfordern, fand aber nichts bei ihm.

Sehr verblüfft schickte der Bürgermeister ihn schließlich fort, indem er ihm eröffnete, daß er das Gericht benachrichtigen und um Verhaltungsmaßregeln bitten würde.

Die Geschichte hatte sich herumgesprochen. Als der Alte die Mairie verließ, wurde er mit ernster oder alberner Neugier, doch ohne jede Entrüstung umringt. Er begann die Geschichte von der Strippe zu erzählen. Man glaubte ihm nicht und lachte.

Er ging, von allen angehalten, seine Bekannten anhaltend, seine Geschichte und seine Beteuerungen immer wieder von neuem beginnend, seine nach außen gekehrten Taschen zeigend, um zu beweisen, daß er nichts hatte.

Man sagte zu ihm: „Ach, geh doch, alter Spitzbube!"

Und er wurde ärgerlich, geriet in Wut, in ein wahres Fieber, war verzweifelt, daß man ihm nicht glaubte, wußte nicht, was er machen sollte, und erzählte immerfort seine Geschichte.

Die Nacht kam. Er mußte heimkehren. Er machte sich auf den Weg mit drei Nachbarn, denen er die Stelle zeigte, wo er die Strippe aufgehoben hatte; und während des ganzen Weges sprach er von seinem Abenteuer.

Am Abend machte er einen Rundgang durch das Dorf Bréauté, um es allen zu erzählen. Er fand nur Ungläubige.

Er war die ganze Nacht über krank davon.

Am nächsten Tage um ein Uhr mittags brachte Marius Paumelle, Knecht auf dem Pachthofe von Meister Breton,

Landwirt in Ymauville, die Brieftasche nebst Inhalt dem Meister Houlbrèque von Manneville zurück.

Der Mann behauptete in der Tat, den Gegenstand auf der Straße gefunden zu haben; doch da er nicht lesen konnte, hatte er ihn mit nach Hause genommen und seinem Herrn gegeben.

Die Nachricht verbreitete sich in der Gegend. Meister Hauchecorne erhielt Kenntnis davon. Er machte sofort einen Rundgang und begann seine Geschichte mitsamt der Lösung zu erzählen. Er triumphierte.

„Was mich betrübt," sagte er, „das ist nicht die Geschichte, sondern das Lügen. Nichts schadet einem so, wie wenn man durch Lügerei in Verruf kommt."

Er sprach den ganzen Tag von seinem Abenteuer, er erzählte es den Vorübergehenden auf allen Straßen, den Gästen in den Wirtshäusern und am nächsten Sonntag beim Verlassen der Kirche. Er hielt die Unbekannten an, um es ihnen zu sagen. Jetzt war er beruhigt, und doch quälte ihn etwas, ohne daß er genau wußte, was. Man schien sich über ihn lustig zu machen, während man ihm zuhörte. Man schien nicht überzeugt. Ihm war, als spräche man hinter seinem Rücken.

Am Dienstag der nächsten Woche ging er wieder nach Goderville auf den Markt, lediglich von dem Bedürfnis getrieben, seinen Fall zu erzählen.

Malaudain stand in seiner Haustür. Er lachte, als er vorüberkam. Warum?

Er sprach einen Pächter von Criquetot an. Der aber

ließ ihn nicht ausreden, sondern gab ihm einen Klaps auf die Magengrube und schrie ihm ins Gesicht: „Alter Halunke, geh!“ Dann drehte er sich auf den Hacken herum.

Meister Hauchecorne stand sprachlos da und wurde immer unruhiger. Warum hatte er ihn „alter Halunke“ genannt?

Als er im Gasthaus von Jourdain bei Tische saß, fing er wieder an seine Geschichte zu erzählen.

Ein Roßtäuscher von Montivilliers rief ihm zu:

„Na, na, alter Fuchs! Ich kenne deine Strippe!“

Hauchecorne stammelte:

„Hat sich die Brieftasche nicht gefunden?“

„Schweig' doch, Alterchen!“ rief ihm der andere zu. „Einer findet sie, und einer bringt sie wieder zurück. Das heißt angeführt.“

Der Bauer barst vor Zorn. Er begriff endlich. Man bezichtigte ihn, er habe die Brieftasche durch einen Mitschuldigen, einen Helfershelfer zurücktragen lassen.

Er wollte protestieren. Der ganze Tisch brach in Gelächter aus.

Er brachte sein Essen nicht herunter und ging unter allgemeinem Gespött.

Er kehrte voller Scham und Entrüstung heim, vor Zorn und Verwirrung erstickend und um so niedergeschmetterter, als er mit seiner normännischen Gerissenheit wohl imstande war, das, was man ihm vorwarf, wirklich zu tun und sich dann wohl noch gar seines guten Kniffes zu rühmen. Es dämmerte ihm auch, daß seine Unschuld unbeweisbar war,

da seine Geriebenheit bekannt war. Und er fühlte sich durch den ungerechten Verdacht bis ins Herz getroffen.

Da begann er den Vorfall wieder zu erzählen, jeden Tag in längerer Rede, jedesmal mit neuen Gründen, mit kräftigeren Beteuerungen und feierlicheren Schwüren, die er sich ausdachte, sich in seinen Mußestunden zurechtlegte. Sein Geist beschäftigte sich mit weiter nichts mehr als mit der Geschichte von der Strippe. Man glaubte ihm um so weniger, als seine Verteidigung jetzt immer umständlicher und seine Beweisführung immer gekünstelter wurde.

„Das sind Ausreden eines Lügners," sagte man hinter seinem Rücken.

Er fühlte es, verzehrte sich innerlich und erschöpfte sich in vergeblichen Anstrengungen.

Er siechte zusehends hin.

Die Spaßvögel ließen ihn jetzt seine Geschichte von der Strippe erzählen, um sich zu amüsieren, wie man einen Soldaten, der den Krieg mitgemacht hat, auf seine Schlachten bringt. Sein Geist war tief angegriffen und wurde immer schwächer.

Gegen Ende Dezember legte er sich zu Bett.

In den letzten Tagen des Januar starb er. Noch in den Phantasien des Todeskampfes beteuerte er seine Unschuld und wiederholte immerfort:

„Eine kleine Strippe ... eine kleine Strippe. ... Sehen Sie, da ist sie, Herr Bürgermeister!" ...



Die Taufe

Vor der Tür des Pachthofes standen die Männer im Sonntagsstaat und warteten. Die Maisonne strahlte hell über den blühenden Obstbäumen, die rosig, duftend und rund waren wie riesige Blumensträuße und den ganzen Hof mit einem Blütendach überdeckten. Unaufhörlich schneiten sie kleine Blumenblüten herab, die wirbelnd und kreisend in das hohe Gras fielen, in dem die Löwenzahnblüten wie Flammen glänzten und die Mohnblumen wie Blutflecke erschienen.

Eine Muttersau schlief am Rande des Dunghaufens, mit riesigem Bauch und geschwellten Zitzen, während eine Schar junger Ferkel mit ihren seilrunden Rüsseln sich um sie herumtummelte.

Plötzlich erklang drunten hinter den Bäumen der Pachthöfe die Kirchenglocke. Ihre eherne Stimme sandte ihren schwachen und fernen Ruf in den lichtstrahlenden Himmel hinauf. Schwalben flogen pfeilschnell durch den blauen Raum, den die unbeweglichen Buchenhecken umschlossen. Bisweilen wallte Stallgeruch auf, vermischt mit dem süßen, zuckrigen Duft der Apfelbäume.

Einer der Männer, die vor der Tür standen, drehte sich nach dem Hause um und rief:



„Vorwärts, vorwärts, Melina, es läutet schon.“

Er war etwa dreißig Jahre alt, ein großer Bauer, den die harte Feldarbeit noch nicht gebeugt und entstellt hatte. Ein alter Mann, sein Vater, knorrig wie ein Eichenstamm, mit schwieligen Händen und krummen Beinen, erklärte:

„Ja, die Weibsleute, das ist niemals fertig.“

Die beiden andern Söhne des Alten begannen zu lachen, und der eine wandte sich zu seinem älteren Bruder, der eben gerufen hatte, mit den Worten:

„Geh und hol sie, Polyte. Sie kommen sonst nicht vor Mittag.“

Und der junge Mann ging in das Haus.

Ein Schwarm Enten, durch Bauersleute aufgehalten, begann schreiend mit den Flügeln zu schlagen; dann liefen die Tiere mit ihrem langsamen, wackelnden Gange zum nächsten Teiche.

Dann erschien auf der Schwelle der offen gebliebenen Tür eine dicke Frau, die ein zwei Monate altes Kind trug. Die weißen Bänder ihrer hohen Haube hingen ihr über den Rücken und fielen auf ein rotes Brusttuch herab, das wie eine Feuersbrunst leuchtete; und das Kind, in weißes Linnen gewickelt, lag auf dem vorspringenden Leib der Trägerin.

Dann kam auch die Mutter heraus, groß und stark, kaum achtzehn Jahre alt, frisch und lächelnd, am Arme ihres Mannes. Und die beiden Großmütter folgten nach, welk wie alte Äpfel, mit sichtlicher Ermüdung in ihren steifen Hüften, die seit langen Jahren durch schwere, langsame Arbeit

verrenkt waren. Die eine war Witwe; sie nahm den Arm des Großvaters, der vor der Tür geblieben war, und sie setzten sich an die Spitze des Zuges, hinter dem Kinde und der Hebamme. Und die übrige Familie folgte ihnen. Die jüngsten trugen Papiertüten voll Zuckerwerk.

Die kleine Glocke drunten läutete ohne Unterlaß und rief mit aller Kraft den erwarteten Täufling. Buben stiegen auf die Grabenränder; Leute erschienen an den Zäunen; Mägde auf den Pachthöfen blieben zwischen zwei vollen Milcheimern stehen, die sie niedergesetzt hatten, um dem Taufzuge zuzusehen.

Und die Hebamme trug stolz ihre lebende Bürde und bog den Wasserpfützen in den Hohlwegen zwischen den baumbepflanzten Böschungen vorsichtig aus. Und die Alten schritten feierlich daher, etwas gebückt wegen ihrer Jahre und ihrer Schmerzen; und die Eltern gingen tiefernst hinter dem Kinde her, das einst ihre Stelle im Leben einnehmen und ihren Namen im Lande fortsetzen sollte, den in der Gegend wohlbekannten Namen Dentu.

Sie kamen in die Ebene und gingen querfeldein, um die weite Straßenbiegung abzukürzen.

Jetzt tauchte die Kirche mit ihrem spitzen Turm auf. Etwas unter dem Schieferdach war der Turm durchbrochen, und in dieser Öffnung schwang etwas hin und her in lebhafter Bewegung, auf und ab hinter dem schmalen Fenster. Das war die Glocke, die immer noch läutete, die den Neugeborenen zum ersten Male ins Gotteshaus rief.

Ein Hund war nachgelaufen. Man warf ihm Zuckerwerk zu, und er sprang um die Leute herum.

Die Kirchentür stand offen. Der Priester, ein großer rothaariger Mann, kräftig und hager, gleichfalls ein Dentu, der Onkel des Täuflings, ein Bruder des Vaters, wartete vor dem Altar. Er taufte seinen Neffen nach den Bräuchen auf den Namen Prosper Cäsar, und der Täufling begann zu weinen, als das geweihte Wasser ihn benetzte.

Als die Zeremonie beendet war, blieb die Familie in der Kirchentür stehen, während der Pfarrer sein Chorhemd auszog; dann machte man sich wieder auf den Weg. Man ging jetzt rasch, denn man dachte ans Taufessen. Die ganze Kinderschar des Ortes folgte nach, und jedesmal, wenn man eine Handvoll Bonbons dazwischen warf, entstand ein wildes Handgemenge, ein Ringen Leib an Leib, ein Raufen an den Haaren; und auch der Hund sprang in den Haufen, um etwas von dem Zuckerzeug aufzuschnappen. Man riß ihn am Schwanz, an den Ohren, an den Pfoten; aber er war hartnäckiger als die Kinder.

Die Hebamme war etwas müde vom Tragen und sagte zu dem Priester, der neben ihr schritt:

„Sagen Sie, Herr Pfarrer, macht's Ihnen nichts aus, Ihren Neffen ein bißchen zu halten, bis ich mir die Glieder gereckt habe? Ich kriege fast einen Magenkrampf.“

Der Pfarrer nahm das Kind, dessen weißes Kleidchen auf der schwarzen Soutane wie ein leuchtender weißer Fleck aussah, und küßte es, denn ihn belästigte diese leichte Bürde,

und er wußte nicht, wie er es halten und legen sollte. Alles fing an zu lachen. Eine der Großmütter fragte von weitem:

„Tut's dir nicht leid, Abbé, sag' mal, daß du nie so einen haben wirst?"

Der Priester antwortete nicht. Er ging mit großen Schritten und heftete seine Blicke starr auf den blauäugigen Täufling, dessen volle Backen er am liebsten noch einmal geküßt hätte. Er konnte nicht widerstehen und hob ihn bis zu seinem Gesicht empor, indem er ihn lange küßte.

„Sag mal, Pfarrer," rief der Vater, „wenn du auch einen haben willst, brauchst du's nur zu sagen."

Und alles fing an Witze zu machen, von der Art, wie sie die Bauern zu machen pflegen.

Sobald man bei Tische saß, brach die klobige bäurische Fröhlichkeit wie ein Unwetter los. Die beiden jüngeren Söhne wollten auch heiraten; ihre Bräute aßen mit; sie waren nur zu dem Taufmahl erschienen; und die Gäste erschöpften sich in Anspielungen auf all die künftigen Geschlechter, die diese Ehen erwarten ließen.

Es waren derbe, stark gepfefferte Worte; die Mädchen wurden rot und lachten höhnisch, während die Männer sich vor Vergnügen krümmten, mit der Faust auf den Tisch schlugen und schrien. Der Vater und Großvater waren unerschöpflich in zotigen Redensarten. Die Mutter lächelte; die alten Frauen nahmen an der Freude teil und rissen gleichfalls Witze.

Der Pfarrer war an diese ländlichen Ausschreitungen gewöhnt. Er saß ruhig neben der Hebamme und kitzelte seinen

Neffen am Mündchen, um ihn zum Lachen zu bringen. Der Anblick dieses Kindes machte ihn scheinbar betroffen, als hätte er noch nie eines gesehen. Er betrachtete es mit nachdenklicher Aufmerksamkeit, mit träumerischem Ernst, mit ungewohnter, eigentümlicher, lebhafter und etwas schwermütiger Zärtlichkeit für dieses kleine zarte Wesen, das der Sohn seines Bruders war.

Er sah und hörte nichts, er schaute nur das Kind an. Er hatte Lust, es nochmals auf den Schoß zu nehmen, denn ihm war auf der Brust und im Herzen das holde Gefühl zurückgeblieben, daß er den Knaben eben beim Heimgang von der Kirche getragen hatte. Er blieb innerlich bewegt von dieser Larve eines Menschen wie von einem unaussprechlichen Mysterium, an das er nie gedacht hatte, einem hehren und heiligen Mysterium, der Fleischwerdung einer neuen Seele, dem großen Mysterium des beginnenden Lebens, der erwachenden Liebe, des sich fortpflanzenden Stammes, der ewig fortschreitenden Menschheit.

Die Hebamme aß mit rotem Gesicht und leuchtenden Augen, etwas behindert durch das Kind, das zwischen ihr und dem Tisch war.

Der Pfarrer sagte:

„Gebt ihn mir. Ich habe keinen Hunger."

Und er nahm das Kind wieder. Fortan verschwand alles um ihn und verlosch. Er saß und starrte auf das rosige, gedunsene Gesichtchen, und allmählich drang die Wärme des kleinen Körpers durch die Windeln und das Tuch der Soutane in seine Beine, wie eine leise, sehr keusche, sehr holde Liebkosung, die ihm die Tränen in die Augen trieb.

Der Lärm der Tafelnden wurde furchtbar. Das Kind, durch diesen Lärm aufgeregt, begann zu weinen.

Eine Stimme schrie:

„Sag mal, Abbé, laß ihn doch säugen."

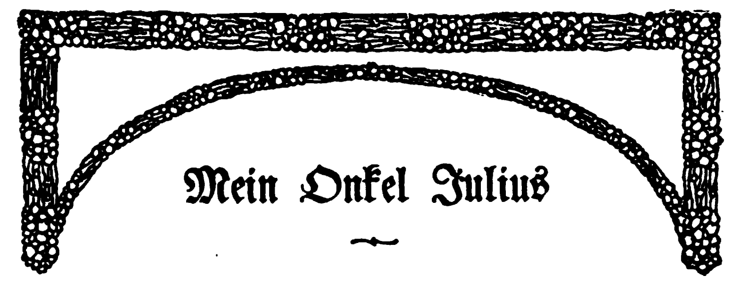
Eine Lachsalve erschütterte den Raum. Doch die Mutter war aufgestanden. Sie nahm ihren Sohn und trug ihn in das Nebenzimmer. Nach Verlauf einiger Minuten kehrte sie zurück und erklärte, daß er ruhig in seiner Wiege schliefe.

Und die Mahlzeit dauerte fort. Männer und Frauen gingen von Zeit zu Zeit auf den Hof und kehrten dann an den Tisch zurück. Das Fleisch, die Gemüse, der Wein und der Apfelwein verschwanden in den Kehlen, ließen die Bäuche schwellen, die Augen funkeln und die Geister irrereden.

Als der Kaffee aufgetragen ward, war es Nacht. Der Priester war schon lange verschwunden, ohne daß man sich über seine Abwesenheit wunderte.

Die junge Mutter stand endlich auf, um nachzusehen, ob das Kind immer noch schliefe. Es war jetzt dunkel nebenan. Sie tastete sich durch das Zimmer und streckte die Arme vor, um nicht gegen die Möbel zu stoßen. Doch ein eigentümliches Geräusch ließ sie plötzlich stillstehen, und sie kehrte verstört um, sicher, daß jemand in dem Zimmer war. Sie kam bleich und zitternd in die große Stube zurück und erzählte die Geschichte. Alle Männer sprangen lärmend auf, angerauscht und bedrohlich, und der Vater ergriff eine Lampe und stürzte hinein.

Neben der Wiege kniete der Abbé und schluchzte, die Stirn in das Kopfkissen drückend, auf dem das Köpfchen des Kindes ruhte.



Mein Onkel Julius

Ein alter, weißbärtiger Bettler bat uns um ein Almosen. Mein Gefährte, Josef Davranche, gab ihm fünf Franken. Ich war überrascht. Er sagte zu mir:

„Dieser arme Teufel erinnerte mich an eine Geschichte, die ich dir erzählen will, und die mich fortwährend verfolgt. Sie ist folgendermaßen:

Meine Familie wohnte in Le Havre und war nicht reich. Man kam so gerade herum, das war alles. Der Vater arbeitete, kehrte spät aus dem Bureau heim und verdiente nicht viel. Ich hatte zwei Schwestern.

Meine Mutter litt sehr unter der Armut, in der wir lebten, und gebrauchte oft bittere Worte gegen ihren Mann, verhüllte und herzlose Vorwürfe. Der arme Mann machte dann eine Bewegung, die mir das Herz zerriß. Er strich sich mit der flachen Hand über die Stirn, wie um einen nicht vorhandenen Schweiß abzuwischen, und gab keine Antwort. Ich empfand seinen ohnmächtigen Schmerz mit. Man sparte an allem. Man nahm nie eine Einladung zum Diner an, um sie nicht erwidern zu müssen; man kaufte Vorräte auf Rabatt und alte Ladenhüter. Meine Schwestern nähten sich ihre Kleider selbst und redeten lange hin und her über eine Spitze,

die fünfzehn Centimes das Meter kostete. Unsere gewöhnliche Mahlzeit bestand in Fettsuppe und Rindfleisch, das mit allen möglichen Saucen angerichtet wurde. Das ist anscheinend gesund und kräftig, ich hätte was anderes lieber gehabt.

Man machte mir furchtbare Szenen wegen verlorener Knöpfe und zerrissener Beinkleider.

Aber jeden Sonntag machten wir unseren Gang um den Hafen in großem Staat. Mein Vater, in Überrock, Zylinder und Handschuhen, bot meiner Mutter den Arm; sie sah wie ein festlich bewimpeltes Schiff aus. Meine Schwestern, die zuerst fertig waren, erwarteten das Zeichen zum Aufbruch; aber im letzten Moment entdeckte man immer noch einen vergessenen Flecken auf dem Überrock des Hausherrn, und er mußte ganz rasch noch mit einem in Benzin getauchten Lappen entfernt werden.

Mein Vater, den Hut auf dem Kopfe, stand in Hemdsärmeln da und wartete, bis die Operation vollendet war, während meine Mutter ihre Brille für Kurzsichtige angelegt und ihre Handschuhe ausgezogen hatte, um sie nicht zu verderben, und eilig rieb.

Dann machte man sich feierlich auf den Weg. Meine Schwestern gingen voran und gaben sich den Arm. Sie waren im heiratsfähigen Alter, und man stellte sie in der Stadt zur Schau. Ich ging links neben meiner Mutter, die am rechten Arm von meinem Vater geführt ward. Und ich entsinne mich deutlich der stolzen Miene meiner armen Eltern an diesen Sonntags-Spaziergängen, der Starrheit ihrer Züge, der Strenge ihrer Haltung. Sie gingen gravitätisch, hochaufgerichtet, mit

steifen Beinen, als ob von ihrer Haltung etwas äußerst Wichtiges abhinge.

Und jeden Sonntag, wenn wir die großen Schiffe einlaufen sahen, die aus fernen, unbekannten Ländern kamen, sagte mein Vater unveränderlich die gleichen Worte:

‚Ha, wenn Julius da drauf wäre, welche Überraschung!'

Mein Onkel Julius, meines Vaters Bruder, war die einzige Hoffnung der Familie, nachdem er ihr Schrecken gewesen. Ich hatte von klein auf von ihm sprechen hören, und mir war, als müßte ich ihn auf den ersten Blick erkennen, so vertraut war mir der Gedanke an ihn geworden. Ich kannte alle Einzelheiten seines Daseins bis zu dem Tage, wo er nach Amerika ging, wiewohl man von dieser Epoche seines Lebens nur flüsternd sprach.

Er hatte anscheinend nicht gut getan, das heißt etwas Geld durchgebracht, was ja für arme Familien das größte Verbrechen ist. Bei den Wohlhabenden macht ein Mensch, der sich amüsiert, Torheiten. Er ist, wie man lächelnd sagt, ein Lebemann. Bei armen Leuten wird ein Junge, der den Eltern Kapitalverluste bereitet, zum Taugenichts, zum Bettler, zum Sonderling.

Und dieser Unterschied ist richtig, wiewohl die Tatsache die gleiche bleibt, denn die Folgen allein bestimmen die Schwere einer Handlung.

Kurz und gut, der Onkel Julius hatte die Erbschaft, auf die mein Vater rechnete, erheblich verringert, nachdem er zuvor sein Erbteil bis zum letzten Heller durchgebracht hatte.

Man hatte ihn nach Amerika befördert, wie es damals üblich war, auf einem Kauffahrteischiff, das von Le Havre nach New York fuhr.

Dort angelangt, ließ mein Onkel Julius sich als Kaufmann von, ich weiß nicht, was, nieder und schrieb bald, er verdiene etwas Geld und hoffe, meinem Vater den Verlust, den er ihm zugefügt habe, bald ersetzen zu können. Dieser Brief rief in der Familie eine tiefe Erregung hervor. Julius, der, wie man sagte, nicht einen Schuß Pulver wert war, wurde plötzlich zum Ehrenmann, zum Gemütsmenschen, zu einem wahren Davranche, untadelhaft wie alle Davranches.

Ein Kapitän berichtete uns ferner, daß er einen großen Laden gemietet und einen bedeutenden Umsatz hätte.

Ein zweiter Brief, der zwei Jahre später eintraf, lautete:

‚Mein lieber Philipp!

‚Ich schreibe Dir, damit Du Dich nicht über meine Gesundheit beunruhigst, die gut ist. Auch das Geschäft geht gut. Ich gehe morgen auf eine lange Reise nach Südamerika. Ich werde Dir vielleicht mehrere Jahre keine Nachrichten geben. Wenn ich Dir nicht schreibe, beunruhige Dich nicht. Ich werde nach Le Havre zurückkehren, sobald ich zu Vermögen gekommen bin. Ich hoffe, es wird nicht zu lange währen, und wir werden glücklich miteinander leben . . .‘

Dieser Brief war zum Evangelium der Familie geworden. Man las ihn bei allen Gelegenheiten, zeigte ihn aller Welt.

In der Tat gab Onkel Julius kein Lebenszeichen von sich. Doch die Hoffnung meines Vaters wuchs in dem Maße, wie die Zeit verstrich; auch meine Mutter sagte öfters:

„Wenn der gute Julius erst da ist, wird unsere Lage sich ändern. Das ist doch mal einer, der sich aus der Klemme gezogen hat!“

Und jeden Sonntag, wenn er die großen, schwarzen Dampfer nahen sah, die einen dicken Rauchfaden durch die Luft webten, wiederholte mein Vater die ewige Phrase:

„Ha, wenn Julius da drauf wäre, welch eine Überraschung!“

Man war beinahe darauf gefaßt, daß er mit dem Taschentuch winkte und rief: „He! Philipp!“

Man hatte auf diese sichere Heimkehr tausend Pläne gebaut; man wollte mit dem Gelde des Onkels sogar ein kleines Landhaus in der Nähe von Ingouville kaufen. Ich will nicht behaupten, daß mein Vater bereits Verhandlungen darüber angeknüpft hätte.

Meine ältere Schwester war damals achtundzwanzig Jahre, die jüngere sechsundzwanzig. Sie heirateten nicht, und das war ein großer Kummer für alle.

Endlich stellte sich ein Zukünftiger für die zweite ein. Ein zwar nicht reicher, aber doch achtbarer Beamter. Ich habe stets die Überzeugung gehabt, daß der Brief des Onkels Julius, der eines Abends vorgezeigt wurde, seinem Zögern ein Ende machte und den jungen Mann zum Entschlusse trieb.

Man nahm seine Werbung mit Übereifer an, und es wurde beschlossen, daß die ganze Familie nach der Heirat gemeinsam eine kleine Reise nach Jersey machen sollte.

Jersey ist das ideale Reiseziel für die Unbemittelten. Es liegt nicht weit; man fährt in einem Dampfschiff über das

Meer und ist in einem fremden Lande, da dieses Eiland den Engländern gehört. Somit kann sich ein Franzose nach zwei Stunden Fahrt den Anblick eines Nachbarvolkes in seinem Lande leisten und die — übrigens bedauerlichen — Sitten dieser Insel studieren, welche die britische Flagge „bedeckt“, wie die fremde, einfache Ausdrucksweise zu sagen pflegt.

Diese Reise nach Jersey ward unser steter Gedanke, unsere einzige Erwartung, unser täglicher Traum.

Endlich reisten wir ab. Ich sehe das vor mir, als ob es gestern wäre: den Dampfer, der am Kai von Granville rauchte; meinen Vater, der aufgeregt das Einladen unserer drei Gepäckstücke beaufsichtigte; meine Mutter, die voller Unruhe den Arm ihrer unverheirateten Tochter nahm, die seit dem Scheiden der anderen verloren schien wie ein Huhn, das allein von der Brut übrigbleibt; und hinter uns die Jungvermählten, die immerfort zurückblieben, so daß ich mich bisweilen nach ihnen umdrehte.

Der Dampfer pfiff. Wir bestiegen ihn; das Schiff verließ die Mole und fuhr über das Meer, das glatt dalag, wie eine grüne Marmorplatte. Wir sahen die Küste hinter uns zurückfliehen und fühlten uns stolz und glücklich wie alle, die ein wenig reisen.

Meines Vaters Leib spannte sich unter dem Überrock, von dem noch am selben Morgen alle Flecken sorgfältig entfernt waren; und er verbreitete den gleichen Benzingeruch um sich wie an den Ausgeh-Tagen, an dem ich merkte, daß es Sonntag war.

Plötzlich gewahrte er zwei elegante Damen, denen zwei

Herren Austern servieren ließen. Ein alter zerlumpter Matrose öffnete die Schalen mit einem Messer und bot sie den Herren dar, die sie alsdann den Damen reichten. Sie verzehrten sie in eleganter Weise, indem sie die Schalen mit einem feinen Taschentuch anfaßten und den Mund vorstreckten, um ihre Kleider nicht zu beschmutzen. Dann schlürften sie das Wasser mit einer kleinen, raschen Bewegung und warfen die leeren Schalen ins Meer.

Meinen Vater bestach offenbar diese elegante Art des Austernessens auf einem fahrenden Schiffe. Er fand das anständig, fein, vornehm, und er trat auf meine Mutter und meine Schwester zu, mit der Frage:

‚Soll ich euch ein paar Austern bestellen?'

Meine Mutter zögerte in Ansehung der Kosten, doch meine beiden Schwestern sagten gleich ja. Meine Mutter sagte ärgerlich:

‚Ich fürchte, ich verderbe mir den Magen. Bestelle nur welche für die Kinder, aber nicht zuviel, sonst machst du sie krank.'

Und sich zu mir wendend, setzte sie hinzu:

‚Josef braucht keine; man soll die Knaben nicht verwöhnen.'

Ich blieb also neben meiner Mutter sitzen, fand aber diese Unterscheidung ungerecht. Ich folgte meinem Vater mit den Blicken, wie er seine zwei Töchter und seinen Schwiegersohn feierlich zu dem alten zerlumpten Matrosen geleitete.

Die beiden Damen waren eben fortgegangen, und mein Vater gab meinen Schwestern einen Rat, wie sie die Austern

essen sollten, ohne das Wasser zu verschütten; er wollte es sogar vormachen und ergriff eine Auster. Indem er es den Damen nachzuahmen versuchte, goß er sich sofort die ganze Flüssigkeit über seinen Überrock. Ich hörte, wie meine Mutter murmelte:

‚Er täte besser, sich ruhig zu halten.‘

Mit einem Male wurde mein Vater unruhig; er ging ein paar Schritte fort und heftete seinen Blick starr auf seine Familie, die sich um den Austernöffner drängte. Plötzlich kam er auf uns zu. Er schien mir sehr blaß und hatte seltsame Augen. Er sagte halblaut zu meiner Mutter:

‚Es ist erstaunlich, wie der Mensch, der die Austern da öffnet, dem Julius ähnelt.‘

Meine Mutter fragte verblüfft:

‚Welchem Julius?‘

‚Ei . . . meinem Bruder,‘ versetzte mein Vater. ‚Wenn ich nicht wüßte, daß er in guter Position in Amerika ist, würde ich glauben, daß er es ist.‘

Meine Mutter stammelte ganz verwirrt:

‚Du bist verrückt! Sobald du bestimmt weißt, daß er es nicht ist, wozu dann solche Dummheiten sagen?‘

Doch mein Vater ließ nicht nach:

‚Geh doch und sieh ihn dir an, Clarisse; mir ist es lieber, du vergewisserst dich selbst davon mit eigenen Augen.‘

Sie stand auf und ging auf ihre Töchter zu. Auch ich blickte den Mann an. Er war alt, schmutzig, ganz gerunzelt und blickte unverwandt auf seine Arbeit.



Meine Mutter kam wieder. Ich merkte, daß sie zitterte. Sie sagte sehr hastig:

‚Ich glaube, er ist es. Geh doch und erkundige dich beim Kapitän. Sei aber ja vorsichtig, damit der Geselle uns jetzt nicht wieder zur Last fällt!'

Mein Vater entfernte sich, aber ich folgte ihm. Ich fühlte mich seltsam bewegt.

Der Kapitän, ein großer Mann, mager, mit langem Backenbart, ging mit wichtiger Miene auf der Kommandobrücke auf und ab, als ob er das Postschiff nach Indien führte.

Mein Vater redete ihn zeremoniös an und befragte ihn über seinen Beruf, indem er Höflichkeiten einflocht. Dann fragte er nach der Bedeutung von Jersey, seinen Produkten, seiner Einwohnerzahl, seinen Sitten und Gebräuchen, der Art des Bodens usw.

Es war, als handelte es sich mindestens um die Vereinigten Staaten von Amerika.

Dann kam die Rede auf das Schiff, auf dem wir fuhren, den ‚Expreß'; dann auf die Bemannung. Endlich versetzte mein Vater mit bebender Stimme:

‚Sie haben da einen alten Mann, der die Austern aufmacht, scheinbar ein interessanter Mensch. Wissen Sie etwas Näheres über den Biedermann?'

Der Kapitän, den diese Unterhaltung schließlich verdroß, antwortete trocken:

‚Es ist ein alter französischer Vagabund, den ich letztes Jahr in Amerika fand und wieder nach Hause zurückgebracht habe. Er hat anscheinend Verwandte in Le Havre, aber er

will nicht zu ihnen zurückkehren, weil er ihnen Geld schuldig ist. Er heißt Julius ... Julius Darmanche oder Darvanche, oder so ähnlich. Er scheint drüben eine Weile reich gewesen zu sein, aber Sie sehen ja, wie es ihm jetzt geht!'

Mein Vater wurde leichenfahl und stieß mit verstörten Blicken aus gepreßter Kehle hervor:

‚Ah, ah! Sehr wohl ... sehr wohl ... Das wundert mich nicht ... Besten Dank, Kapitän.'

Damit verschwand er, während der Seemann ihn erstaunt fortgehen sah.

Er kam wieder zu meiner Mutter, derartig aufgelöst, daß sie zu ihm sagte:

‚Setz dich, sonst merkt man etwas.'

‚Er ist es, er ist es wirklich!'

Dann fragte er:

‚Was sollen wir tun?'

Sie antwortete hastig:

‚Man muß die Kinder fortholen. Da Joseph ja doch alles weiß, kann er sie rufen. Wir müssen vor allem achtgeben, daß unser Schwiegersohn nichts merkt.'

Mein Vater schien niedergeschmettert.

‚Welche Katastrophe!' murmelte er.

Meine Mutter setzte in plötzlicher Wut hinzu:

‚Ich hab' es ja immer geahnt, daß dieser Dieb nichts zuwege brächte und wieder herunterkommen würde! Als ob man von einem Davranche etwas erwarten könnte! ...'

Und mein Vater fuhr mit der Hand über die Stirn, wie wenn seine Frau ihm Vorwürfe machte.

‚Gib Joseph Geld,' setzte sie hinzu, ‚damit er die Austern auf der Stelle bezahlt. Es fehlte nur noch, daß dieser Bettler uns erkennt. Das gäbe ein hübsches Bild auf dem Schiff ab! Wir wollen ans andere Ende gehen. Richte es so ein, daß dieser Mensch uns nicht nahekommt.'

Sie stand auf, und beide gingen fort, nachdem sie mir ein Fünffrankenstück gegeben hatten.

Meine Schwestern waren überrascht und warteten, daß der Vater zu ihnen käme. Ich erklärte ihnen, Mama wäre etwas seekrank. Dann wollte ich die Austern bezahlen.

‚Was sind wir Ihnen schuldig, Herr?' fragte ich.

Fast hätte ich gesagt ‚Onkel'.

‚Zwei Franken fünfzig,' antwortete er.

Ich reichte ihm mein Fünffrankenstück, und er gab mir heraus.

Ich betrachtete seine Hand, eine armselige, ganz runzlige Matrosenhand, und sein Gesicht, ein altes, elendes Gesicht, traurig und niedergedrückt, und sagte mir im stillen:

‚Das ist mein Onkel! Papas Bruder! Mein Onkel!'

Ich gab ihm fünfzig Centimes Trinkgeld. Er dankte mir:

‚Gott segne Sie, junger Herr!'

Mit dem Tonfall eines Armen, der ein Almosen empfängt. Ich dachte mir, daß er drüben gewiß gebettelt hatte.

Meine Schwestern blickten mich an, verblüfft über meine Hochherzigkeit.

Als ich meinem Vater die zwei Franken wiedergab, fragte mich meine Mutter erstaunt:

‚Drei Franken hat das gekostet? ... Nicht möglich.'

‚Ich gab ihm fünfzig Centimes Trinkgeld.'

Meine Mutter fuhr auf und blickte mir in die Augen: ‚Du bist verrückt! Fünfzig Centimes diesem Menschen geben, diesem Bettler! . . .'

Sie schwieg, da mein Vater sie mit einem Seitenblick auf den Schwiegersohn ansah.

Dann schwiegen beide.

Vor uns am Horizont schien ein violetter Schatten aus dem Meere aufzusteigen. Es war Jersey.

Als das Schiff sich der Mole näherte, ergriff mich ein heftiges Verlangen, meinen Onkel Julius noch einmal zu sehen, ihm näherzutreten, ihm etwas Tröstliches, Freundliches zu sagen.

Doch da niemand mehr Austern aß, so war er verschwunden, ohne Zweifel in den stinkigen Schiffsraum hinabgestiegen, in dem der Unglückliche hauste.

Und wir fuhren mit dem Schiff nach Saint-Malo zurück, um ihm nicht zu begegnen. Meine Mutter wurde von Unruhe verzehrt.

Ich habe den Bruder meines Vaters nie wiedergesehen!

Das ist der Grund, weshalb ich den Landstreichern manchmal fünf Franken gebe."





Auf Reisen

Das Coupé war von Cannes ab voll. Man plauderte; alles kannte sich. Als man durch Tarascon kam, sagte jemand: „Hier wird gemordet." Damit begann man von dem geheimnisvollen, nicht zu fassenden Mörder zu sprechen, der seit zwei Jahren von Zeit zu Zeit einen Fremden ermordete. Jeder sprach Vermutungen aus, sagte seine Meinung; die Damen blickten fröstelnd in die finstre Nacht hinter den Fensterscheiben, in der Furcht, dahinter plötzlich einen Männerkopf auftauchen zu sehen. Man erzählte sich Räubergeschichten von schlimmen Begegnungen, von der Fahrt mit einem Verrückten im Schnellzuge, von stundenlangem Zusammensitzen mit einer verdächtigen Person.

Jeder Herr wußte eine Anekdote zu erzählen, die ihm Ehre machte, jeder hatte einen Verbrecher eingeschüchtert, zu Boden geworfen oder geknebelt, und dies unter erstaunlichen Umständen, mit bewundernswerter Geistesgegenwart und Kühnheit. Ein Arzt, der jeden Winter im Süden verbrachte, wollte auch seinen Beitrag liefern.

„Ich", sagte er, „habe nie das Glück gehabt, meinen Mut in einer derartigen Angelegenheit zu erproben; doch ich habe eine Dame gekannt, eine meiner Patientinnen, die heute

gestorben ist, und der das seltsamste Abenteuer auf Erden passierte, zugleich das geheimnisvollste und rührendste.

Es war eine Russin, Gräfin Maria Baranoff, eine sehr vornehme Dame von ausgesuchter Schönheit. Sie kennen die Schönheit der Russinnen, oder wenigstens, wodurch sie uns schön erscheinen: durch ihre feine Nase, ihre zarten Lippen, ihre nahe aneinander gerückten Augen von unbestimmter Farbe, graublau, und ihre kalte, etwas harte Grazie! Sie haben etwas Boshaftes und Verführerisches, Hochmütiges und Sanftes, Zärtliches und Strenges, das für einen Franzosen höchst reizvoll ist. Im Grunde ist es vielleicht nur der Unterschied der Rassen und Typen, der uns in ihnen so viel sehen läßt.

Ihr Arzt sah seit Jahren, daß ihr Leben durch ein Brustleiden bedroht war, und suchte sie zu bestimmen, nach der Riviera zu gehen; sie weigerte sich jedoch hartnäckig Petersburg zu verlassen. Endlich im letzten Herbst, als er sie für verloren hielt, eröffnete der Arzt dies dem Grafen, und dieser gebot seiner Frau, sofort nach Mentone zu reisen.

Sie bestieg den Zug und saß allein in ihrem Coupé, da ihre Dienstboten sich in einem andren Abteil befanden. Sie saß an der Tür, etwas traurig, und sah die Felder und Dörfer vorübereilen. Sie fühlte sich recht vereinsamt, recht verlassen im Leben, ohne Kinder, fast ohne Verwandte. Die Liebe ihres Gatten war erstorben, und er schickte sie so ans andre Ende der Welt, ohne mitzukommen, wie man einen kranken Dienstboten ins Krankenhaus schickt.

Auf jeder Station erschien ihr Diener Iwan, um zu fragen,

ob seine Herrin nichts bedürfte. Es war ein alter, blind ergebener Diener, der alle Befehle, die man ihm gab, dienstbereit erfüllte.

Die Nacht sank, der Zug rollte in voller Fahrt. Sie konnte nicht schlafen; sie war übermäßig nervös. Plötzlich kam ihr der Gedanke, das Geld zu zählen, das ihr Gatte ihr im letzten Augenblick in französischem Gold eingehändigt hatte. Sie öffnete das Säckchen und entleerte seine leuchtende Metallflut auf ihre Knie.

Plötzlich schlug ihr ein kalter Windhauch ins Gesicht. Sie blickte erstaunt auf. Die Wagentür wurde geöffnet. In ihrer Bestürzung warf die Gräfin Maria hastig einen Schal über das auf ihrem Kleid ausgebreitete Geld und wartete. Ein paar Sekunden vergingen; dann erschien ein Mann ohne Hut, im Gesellschaftsanzug, an der Hand verletzt und keuchend. Er schloß die Tür wieder, setzte sich, blickte seine Nachbarin mit funkelnden Augen an und wickelte dann ein Taschentuch um sein blutendes Handgelenk.

Die junge Frau war halb ohnmächtig vor Schrecken. Dieser Mann hatte sicher gesehen, wie sie ihr Gold zählte, und war gekommen, um sie zu berauben und zu töten.

Er blickte sie noch immer starr an, atemlos, mit verzerrtem Gesicht, offenbar bereit, sich auf sie zu werfen.

Plötzlich sagte er:

‚Madame, fürchten Sie nichts.‘

Sie antwortete nichts, die Sprache versagte ihr; sie hörte ihr Herz pochen und ihre Ohren summen.

Er fing wieder an:

‚Ich bin kein Verbrecher, Madame.‘

Sie sagte immer noch nichts; doch da sie ihre Knie zusammengepreßt hatte, rann bei einer plötzlichen Bewegung, die sie machte, das Gold allmählich auf den Teppich wie Wasser aus einer Traufe.

Der Mann betrachtete überrascht diesen Metallstrom und bückte sich plötzlich, um dieses Gold aufzuheben.

Da sprang sie voller Entsetzen auf, warf all ihre Habe zu Boden und stürzte ans Fenster, um sich auf die Schienen zu werfen. Doch er begriff, was sie vorhatte, sprang hinter ihr her, ergriff sie beim Handgelenk, zwang sie auf den Sitz nieder und hielt sie mit Gewalt fest. ‚Hören Sie mich an, Madame, ich bin kein Verbrecher, und zum Beweis dafür werde ich dies Geld aufheben und es Ihnen wiedergeben. Doch ich bin ein verlorener Mann, ein toter Mann, wenn Sie mir nicht über die Grenze helfen. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen. In einer Stunde sind wir auf der letzten russischen Station; in einer Stunde zwanzig Minuten haben wir die Landesgrenze überschritten. Wenn Sie mir nicht helfen, bin ich verloren. Trotzdem, Madame, habe ich weder gemordet, noch gestohlen, noch etwas Ehrenrühriges getan. Das schwöre ich Ihnen. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen.‘

Damit kniete er nieder, las das Gold unter den Sitzbänken auf und suchte auch die letzten Stücke, die weiter weg gerollt waren. Dann, als das Lederbeutelchen wieder gefüllt war, gab er es seiner Nachbarin zurück, ohne ein

Wort hinzuzufügen, und setzte sich wieder in die andre Ecke des Coupés.

Beide rührten sich nicht mehr. Sie saß unbeweglich und stumm, noch ohnmächtig von dem ausgestandenem Schreck, von dem sie sich nur allmählich erholte. Er für sein Teil machte keine Gebärde, keine Bewegung. Er saß gerade aufgerichtet und starrte vor sich hin, so blaß, als wäre er tot. Von Zeit zu Zeit warf sie ihm einen kurzen Blick zu, den sie rasch wieder abwandte. Er war ein Mann von etwa dreißig Jahren, sehr schön, seinem ganzen Aussehen nach ein Edelmann.

Der Zug lief durch das tiefe Dunkel, heulte in die Nacht seine gellenden Schreie hinaus, fuhr bisweilen langsamer und nahm dann die volle Geschwindigkeit wieder auf. Plötzlich jedoch verlangsamte er seine Fahrt, pfiff dreimal und blieb halten.

Iwan erschien an der Tür, um Befehle entgegenzunehmen.

Die Gräfin Maria betrachtete ihren seltsamen Reisegefährten ein letztes Mal, dann sagte sie zu ihrem Diener in kurzem Tone:

‚Iwan, du wirst zum Grafen zurückkehren. Ich brauche dich nicht mehr.‘

Der Diener war sprachlos. Er riß die Augen weit auf. Endlich stammelte er:

‚Aber . . . Herrin.‘

‚Nein‘, fuhr sie fort, ‚ich habe es mir anders überlegt. Du sollst in Rußland bleiben. Da, hier hast du Geld zur Rückreise. Gib mir deinen Hut und deinen Mantel.‘

Der alte Diener nahm nachdenklich seinen Hut ab und

reichte seinen Mantel hin. Er gehorchte stets ohne Widerrede, denn er war an die plötzlichen Willensregungen und die unbezwinglichen Launen seiner Herrschaft gewöhnt. Er entfernte sich mit Tränen in den Augen.

Der Zug fuhr wieder ab und eilte der Grenze zu.

‚Diese Sachen sind für Sie, mein Herr. Sie sind Iwan, mein Diener. Ich stelle nur eine Bedingung für das, was ich tue: daß Sie nie mit mir reden, daß Sie mir nie ein Wort sagen, weder um mir zu danken, noch aus irgendeinem andren Anlaß.‘

Der Unbekannte verneigte sich, ohne ein Wort zu sagen.

Bald hielt der Zug von neuem, und Beamte in Uniform besichtigten den Zug. Die Gräfin reichte ihnen ihre Papiere und wies auf den Mann im Hintergrunde des Abteils:

‚Das ist mein Diener Iwan. Hier ist sein Paß.‘

Der Zug setzte sich wieder in Gang.

Die ganze Nacht hindurch saßen sie sich stumm gegenüber.

Als es Morgen wurde und man auf einem deutschen Bahnhofe hielt, stieg der Unbekannte aus. Dann fragte er, an der Tür stehend:

‚Verzeihen Sie, Madame, daß ich mein Versprechen breche. Aber ich habe Sie Ihres Dieners beraubt, und es ist recht und billig, daß ich ihn ersetze. Brauchen Sie nichts?‘

Sie antwortete kalt:

‚Gehen Sie und holen Sie meine Kammerjungfer.‘

Er ging hin. Dann verschwand er.

Als sie an irgendeinem Büfett ausstieg, erblickte sie ihn von fern, wie er sie ansah. Er reiste bis Mentone mit."

Der Doktor schwieg einen Augenblick, dann fuhr er fort:

„Eines Tages, als ich meine Sprechstunde hatte, sah ich einen großen Menschen in mein Zimmer treten.

‚Doktor,' sagte er zu mir, ‚ich bitte Sie um Nachrichten über die Gräfin Maria Baranoff. Ich bin, wiewohl ihr unbekannt, ein Freund ihres Gatten.'.

Ich antwortete:

‚Sie ist aufgegeben. Sie wird nicht nach Rußland zurückkehren.'

Da plötzlich begann der Mann zu schluchzen, dann erhob er sich und wankte hinaus wie ein Betrunkener.

Ich erzählte der Gräfin am selben Abend, daß ein Fremder gekommen sei, um sich über ihr Befinden zu erkundigen. Sie schien bewegt und erzählte mir die Geschichte, die Sie eben gehört haben. Dann setzte sie hinzu:

‚Dieser Mann, den ich nicht kenne, folgt mir jetzt wie mein Schatten; ich begegne ihm jedesmal, wenn ich ausgehe. Er wirft mir seltsame Blicke zu, doch er hat mich nie angeredet.'

Sie dachte eine Weile nach; dann fuhr sie fort:

‚Halt, ich wette, er steht unter meinen Fenstern.'

Sie erhob sich von ihrer Chaiselongue, schob die Vorhänge zurück und zeigte mir in der Tat den Mann, der mich besucht hatte; er saß auf einer Bank der Promenade und blickte zu dem Hotel empor. Er bemerkte uns, erhob sich und ging fort, ohne sich ein einziges Mal umzudrehen.

In der Folgezeit war ich der Zeuge von etwas überraschendem und Schmerzvollem: der stummen Liebe dieser beiden Menschen, die sich nicht kannten.

Er liebte sie mit der Hingebung eines geretteten Tieres, das dankbar und bis auf den Tod ergeben ist. Jeden Tag kam er zu mir und fragte: ‚Wie geht es ihr?' Er begriff, daß ich ihn erraten hatte. Und er weinte furchtbar, wenn er sie beim Ausgehen täglich schwächer und blässer gesehen hatte.

Sie sagte zu mir:

‚Ich habe diesen merkwürdigen Menschen nur einmal gesehen, und mir ist, als kennte ich ihn seit zwanzig Jahren.'

Und wenn sie sich begegneten, erwiderte sie seinen Gruß mit einem ernsten, reizvollen Lächeln. Ich fühlte, sie war glücklich, so geliebt zu werden, mit dieser Hochachtung und dieser Beständigkeit, dieser übertriebenen Poesie, dieser zu allem bereiten Ergebenheit. Und doch wehrte sie sich in ihrer exaltierten Hartnäckigkeit verzweifelt dagegen, ihn zu empfangen, seinen Namen zu erfahren, mit ihm zu sprechen. Sie pflegte zu sagen: ‚Nein, nein, daß würde mir diese seltsame Freundschaft verderben. Wir müssen uns beide fremd bleiben.'

Er für sein Teil war offenbar gleichfalls eine Art von Don Quichotte, denn er tat nichts, um sich ihr zu nähern. Er wollte das unsinnige Versprechen, nie mit ihr zu reden, das er im Eisenbahnwagen abgelegt hatte, bis zuletzt halten.

Oft, während ihrer langen Schwächezustände, erhob sie sich von ihrer Chaiselongue und öffnete ein wenig ihren Vorhang, um zu sehen, ob er unter ihrem Fenster saß. Und wenn sie ihn gesehen hatte, stets gleich unbeweglich auf der gleichen

Bank, so legte sie sich mit einem Lächeln auf den Lippen wieder hin.

Eines Morgens gegen zehn Uhr starb sie. Als ich das Hotel verließ, kam er mit verstörten Zügen auf mich zu. Er wußte schon, was geschehen war.

‚Ich möchte sie eine Sekunde sehen, in Ihrem Beisein,‘ sagte er.

Ich nahm ihn beim Arm und ging ins Haus zurück.

Als er vor dem Bett der Toten stand, ergriff er ihre Hand und drückte einen endlosen Kuß darauf, dann lief er hinaus wie ein Wahnsinniger.“

Der Doktor schwieg abermals. Dann schloß er:

„Das ist sicherlich das merkwürdigste Eisenbahn-Abenteuer, das ich kenne. Man muß sagen, daß die Menschen wunderliche Narren sind.“

Eine Dame sagte halblaut:

„Diese beiden waren weniger närrisch, als Sie glauben... Sie waren . . . sie waren . . .“

Doch die Tränen erstickten ihre Stimme. Man lenkte das Gespräch auf einen andren Gegenstand, um sie zu beruhigen, und so erfuhr man nicht, was sie hatte sagen wollen.





Mutter Sauvage

Ich war seit fünfzehn Jahren nicht mehr nach Virelogne gekommen. Ich ging im Herbst wieder hin, auf die Einladung meines Freundes Serval, um zu jagen. Er hatte sein von den Preußen zerstörtes Schloß endlich wieder aufgebaut.

Ich liebte die Gegend außerordentlich. Es gibt köstliche Winkel, die eine wahre sinnliche Augenweide bilden. Man liebt sie mit einer sinnlichen Liebe. Wir alle, die das Land lieben, bewahren holde Erinnerungen an gewisse Quellen, gewisse Wälder, Teiche und Hügel, die wir oft gesehen, und die uns gerührt haben wie glückliche Ereignisse. Manchmal schweift der Gedanke sogar zurück nach einem Waldeswinkel, einem Uferdamm oder einem blütenreichen Obstgarten, die wir nur ein einziges Mal an einem heiteren Tage gesehen haben und die uns im Herzen geblieben sind wie das Bild einer Frau, der wir an einem Lenzmorgen in heller, duftiger Toilette auf der Straße begegneten, und die in unserer Seele und in unserem Körper ein ungestilltes, unvergeßliches Verlangen zurückließ, das Gefühl, daß wir das Glück mit den Armen gestreift haben.

So liebte ich die ganze Umgegend von Virelogne mit

ihren kleinen verstreuten Waldstücken und dem Geäder ihrer Bäche, die der Erde ihr Blut zuführen. Man fischte Krebse, Aale und Forellen in ihnen! O göttliches Glück! Man konnte hier und dort baden, und man stieß oft auf Schnepfen, die sich in dem hohen Grase am Rande dieser kleinen Wasserläufe hielten.

Ich war leichtfüßig wie eine Ziege und sah meine beiden Hunde vor mir herumspüren. Serval suchte hundert Meter rechts von mir ein Kleefeld ab. Ich umging die Büsche, die am Rande des Forstes von Saudres stehen, und erblickte eine in Trümmern liegende Hütte.

Plötzlich fiel es mir ein, wie ich sie zum letzten Male, im Jahre 1869, gesehen hatte, sauber, von Reben umrankt, mit Hühnern vor der Tür. Was ist trauriger als ein zerstörtes Haus mit seinem aufrechtstehenden Skelett, seinem finstern, baufälligen Anwesen!

Ich erinnerte mich auch, daß eine gute Alte mir da drinnen ein Glas Wein gegeben hatte, an einem Tage großer Erschöpfung, und daß Serval mir die Geschichte seiner Bewohner erzählt hatte. Der Vater, ein alter Wilderer, war von den Gendarmen erschossen worden. Der Sohn, den ich früher gesehen hatte, war ein großer, hagerer Bursche, der gleichfalls für einen gefährlichen Wildschädiger galt. Man nannte sie die Sauvages.

War das ihr Name oder ein Spitzname?*)

---

*) Sauvage = wild.

Ich rief Serval an. Er kam mit seinen langen, stelzbeinigen Schritten herbei.

Ich fragte ihn: „Was ist aus den Leuten geworden?“ Und er erzählte mir ihre Geschichte.

▫ ▫

Als die Kriegserklärung erfolgte, wurde der Sohn Sauvage, damals dreiunddreißig Jahre alt, Soldat und ließ seine Mutter allein zurück. Man beklagte die Alte nicht übermäßig, denn man wußte, daß sie Geld hatte.

Sie blieb also ganz allein in diesem Hause, das fern von dem nächsten Dorfe einsam am Waldsaume lag. Übrigens hatte sie keine Furcht. Sie war vom gleichen Schlag wie ihre Mannsleute, eine handfeste, große und hagere Alte, die nicht oft lachte, und mit der man keinen Spaß trieb. Die Bauersfrauen lachen ja niemals. Das überlassen sie den Männern! Sie haben einen schwermütigen, beschränkten Geist, denn sie haben ein trübes, lichtloses Dasein. Der Bauer lernt etwas lärmende Fröhlichkeit im Wirtshause, aber seine Gefährtin bleibt ernst und hat stets eine strenge Miene. Ihre Gesichtsmuskeln haben nie lachen gelernt.

Mutter Sauvage setzte also ihr gewohntes Leben in ihrer Hütte fort, die bald mit Schnee bedeckt war. Einmal wöchentlich ging sie ins Dorf, um Brot und etwas Fleisch zu holen, dann kehrte sie in ihre Hütte zurück. Da man von Wölfen raunte, so ging sie mit der Flinte auf dem Rücken, der rostigen Flinte des Sohnes mit dem vom Tragen abgescheuerten Kolben. Es war ein seltsames Bild, wenn die große alte Frau, etwas gebückt, mit langsamen Schritten durch den Schnee ging und

der Flintenlauf über die schwarze Haube hinwegsah, die ihren Kopf umschloß und ihre weißen Haare verdeckte, die noch niemand gesehen hatte.

Eines Tages rückten die Preußen an. Man verteilte sie an die Bewohner, nach dem Vermögen und Wohlstand eines jeden. Die Alte, die als reich bekannt war, erhielt vier Mann.

Es waren vier große blondbärtige, hellhäutige und blauäugige Burschen, die trotz der Strapazen, die sie hinter sich hatten, noch wohlbeleibt waren, gutmütige Leute, wiewohl sie in Feindesland waren. Da sie allein bei dieser alten Frau waren, so zeigten sie sich voller Zuvorkommenheit gegen sie, ersparten ihr, so gut es ging, alle Mühe und Kosten. Man sah sie des Morgens alle vier mit hochgeschlagenen Hemdsärmeln am Brunnen stehen und im grellen Schneelicht ihre weißen und rosigen Leiber mit viel Wasser abschwemmen, während Mutter Sauvage hin und her lief und die Suppe bereitete. Dann sah man sie die Küche reinigen, die Scheiben putzen, Holz kleinmachen, Kartoffeln schälen, Wäsche waschen und alle Hausarbeit verrichten, wie vier gute Söhne bei ihrer Mutter.

Aber die Alte dachte unablässig an den ihren, den großen hageren Mann mit der gebogenen Nase, den braunen Augen, dem starken Schnurrbart, der auf der Oberlippe einen Wulst schwarzer Haare bildete. Täglich fragte sie jeden der bei ihr einquartierten Soldaten:

„Wissen Sie, wohin das dreiundzwanzigste französische Landwehrregiment marschiert ist? Mein Sohn ist dabei.“

Sie antworteten: „Nein, nix wissen, keine Ahnung.“ Doch sie verstanden ihre Angst und Sorge, sie, die selbst Mütter daheim hatten, und erwiesen ihr tausend kleine Liebesdienste. Sie hatte sie gern, ihre vier Feinde, denn die Bauern hegen keinen Nationalhaß; den kennen nur die oberen Klassen. Die Armen, die am meisten bezahlen, weil sie wenig haben und jede neue Last sie erdrückt, die man in Massen tötet, die das eigentliche Kanonenfutter liefern, weil sie in der Mehrzahl sind, und die schließlich unter dem furchtbaren Elend des Krieges am meisten leiden, weil sie am schwächsten und am wenigsten widerstandsfähig sind, sie begreifen die Kriegslust nicht, noch das reizbare Ehrgefühl und die angeblichen politischen Notwendigkeiten, die in sechs Monaten zwei Völker erschöpfen, das siegreiche wie das besiegte.

Man sagte in der Gegend von den vier Deutschen bei Mutter Sauvage:

„Die vier haben ein weiches Lager gefunden.“

Eines Morgens nun, als die Alte allein in ihrer Wohnung war, sah sie von fern einen Mann auf das Haus zukommen. Bald erkannte sie ihn: es war der Briefträger. Er gab ihr ein zusammengefaltetes Schreiben, und sie zog die Brille, die sie zum Nähen brauchte, aus dem Futteral. Dann las sie:

„Frau Sauvage! Dieses Schreiben bringt Ihnen eine traurige Nachricht. Ihr Sohn Victor fiel gestern durch eine Kanonenkugel, die ihn, wie sich denken läßt, mitten durchgerissen hat. Ich stand dicht daneben, da wir Nebenmänner in

der Kompagnie sind und er mir von Ihnen erzählt hat, damit ich Ihnen Nachricht gebe, sobald ihm ein Unglück zustößt.

„Ich habe seine Uhr aus seiner Tasche genommen und werde sie Ihnen mitbringen, wenn der Krieg zu Ende ist.

„Ich begrüße Sie freundschaftlich.

Cäsar Ribot,

Soldat im 23. Landwehrregiment.“

Der Brief war drei Wochen vorher datiert.

Sie weinte nicht, sie blieb unbeweglich, derart ergriffen und verstört, daß sie nicht einmal Schmerzen empfand. Sie dachte: „Da ist der Victor nun tot.“ Allmählich traten ihr dann die Tränen in die Augen, und der Schmerz erfüllte ihr Herz. Die Gedanken kamen ihr einer nach dem andern, entsetzlich und qualvoll. Sie würde ihn also nie mehr umarmen, ihren Sohn, ihren Großen, nie mehr! Die Gendarmen hatten den Vater erschossen, die Preußen den Sohn ... Eine Kanonenkugel hatte ihn mitten durchgerissen. Es war ihr, als sähe sie den Vorgang, den entsetzlichen Vorgang: wie der Kopf mit offenen Augen hintenüberfiel, während er das Ende seines dicken Schnurrbarts kaute, wie in Augenblicken des Zornes.

Was war nachher mit seiner Leiche geschehen?

Wenn man ihr doch ihr Kind wenigstens wiedergegeben hätte, wie man ihr den Gatten heimgebracht hatte, mit der Kugel mitten in der Stirn!

Da vernahm sie Stimmengeräusch. Es waren die Preußen, die aus dem Dorfe zurückkamen. Sie versteckte ihren Brief rasch in ihrer Tasche und begrüßte sie ruhig mit ihren ge-

wöhnlichen Mienen, denn sie hatte Zeit gehabt, sich die Augen gut zu trocknen.

Sie lachten alle vier vor Vergnügen, denn sie brachten ein schönes Kaninchen heim, das sie irgendwo gemaust hatten, und bedeuteten der Alten durch Zeichen, daß sie nun etwas Gutes zu essen hätten.

Sie machte sich sofort an die Arbeit, um das Frühstück herzurichten; doch als sie das Kaninchen töten wollte, versagte ihr das Herz. Und doch war es nicht das erstemal! Einer der Soldaten tötete es mit einem Faustschlag hinter die Ohren.

Sobald das Tier tot war, zog sie das Fell von dem roten Körper; aber der Anblick des Blutes, das sie anfaßte, das ihr die Hände bedeckte, das Gefühl des warmen Blutes, das an ihren Händen kalt wurde und gerann, ließ sie vom Kopf bis zu den Füßen erbeben. Sie sah immerfort ihren Sohn mitten durchgerissen und ebenso rot wie dieses noch zuckende Tier.

Sie setzte sich mit den Preußen zu Tisch, aber sie konnte keinen Bissen herunterwürgen. Sie verschlangen das Kaninchen, ohne sich um sie zu kümmern. Sie blickte sie von der Seite an, ohne zu sprechen, über einem Gedanken brütend, mit so gleichgültiger Miene, daß sie nichts merkten.

Plötzlich sagte sie: „Ich weiß nicht mal eure Namen, und nun sind wir schon einen Monat zusammen." Sie verstanden mit großer Mühe, was sie wollte, und nannten ihre Namen. Das genügte ihr nicht; sie ließ sie auf ein Papier schreiben, mit der Adresse ihrer Familie. Dann setzte sie

sich die Brille auf ihre große Nase und betrachtete diese ihr unbekannte Schrift, faltete das Blatt zusammen und steckte es in ihre Tasche, neben den Brief, der ihr den Tod ihres Sohnes anzeigte.

Als das Mahl beendet war, sagte sie zu den Soldaten:

„Ich will für euch arbeiten."

Und sie begann, Heu auf den Boden zu tragen, wo sie schliefen.

Sie wunderten sich über diese Geschäftigkeit. Sie erklärte, daß sie dann weniger frieren würden, und sie halfen ihr dabei. Sie schichteten die Bündel bis zu dem Strohdach auf und bereiteten sich auf diese Weise eine Art von großem Zimmer mit vier Wänden aus Viehfutter, warm und duftig, in dem sie prachtvoll schlafen würden.

Beim Mittagessen beunruhigte sich einer von ihnen, daß Mutter Sauvage noch immer nichts aß. Sie versicherte, sie hätte Magenkrämpfe. Dann zündete sie ein tüchtiges Feuer an, um sich zu wärmen, und die vier Deutschen stiegen auf der Leiter, die sie allabendlich benutzten, in ihre Stube hinauf.

Sobald die Falltür geschlossen war, zog die Alte die Leiter zurück, öffnete dann geräuschlos die Haustür und schlich sich hinaus, um Strohbündel zu holen, mit denen sie ihre Küche vollpackte. Sie ging barfuß durch den Schnee und so leise, daß man nichts hörte. Von Zeit zu Zeit hörte sie das laute, regelmäßige Schnarchen der vier schlafenden Soldaten.

Als sie genug Stroh herbeigeschafft hatte, warf sie eins der Bündel in den Kamin, und als dieses brannte, zerrte sie die anderen auseinander; dann ging sie hinaus und wachte.

Ein greller Feuerschein erleuchtete in wenigen Minuten das ganze Innere der Hütte, die sich bald in eine furchtbare Glutpfanne, einen riesigen Backofen verwandelte. Der Schein fiel durch die schmalen Fenster und warf eine blutige Lichtbahn auf den Schnee.

Dann erscholl ein grausiger Schrei aus dem Hausgiebel, dann ein Gebrüll menschlicher Stimmen, herzzerreißende Rufe der Todesangst und des Entsetzens. Die Falltür brach ein, und ein Feuerstrudel schoß in den Boden hinauf, durchdrang das Strohdach, lohte in den Himmel empor wie eine Riesenfackel, und die ganze Hütte stand in Flammen.

Man hörte drinnen nichts mehr als das Prasseln der Feuersbrunst, das Krachen der Wände, das Herabstürzen der Balken. Plötzlich brach das Dach zusammen, und durch das glühende Gerippe des Hauses wirbelte inmitten einer Rauchwolke eine große Rakete von Funken empor.

Die weißen Felder, durch das Feuer beleuchtet, glänzten wie ein silbernes Tuch mit roten Flecken.

In der Ferne begann eine Glocke zu läuten.

Die alte Sauvage blieb vor ihrer zerstörten Hütte stehen, mit der Flinte ihres Sohnes bewaffnet, aus Furcht, daß einer der Männer ihr entkommen möchte.

Als sie sah, daß die Flammen ihr Werk vollbracht hatten, warf sie die Flinte in die Glut. Ein Schuß krachte.

Leute kamen herbei, Bauern und Preußen.

Sie fanden die Alte ruhig und zufrieden auf einem Baumstamm sitzend.

Ein deutscher Offizier, der geläufig Französisch sprach, fragte sie:

„Wo sind Ihre Soldaten?“

Sie reckte ihren mageren Arm nach dem glühenden Haufen der erlöschenden Feuersbrunst aus und sagte:

„Da drin!“

Man drängte sich um sie herum. Der Preuße fragte:

„Wie ist das Feuer ausgekommen?“

„Ich hab' es angelegt,“ versetzte sie.

Man glaubte ihr nicht; man wähnte, das Unglück habe ihr den Verstand geraubt. Da begann sie, wie alle so um sie herum standen und zuhörten, die Geschichte von Anfang bis zu Ende zu erzählen, von dem Eintreffen des Briefes bis zum letzten Schrei der mit ihrem Hause verbrannten Leute. Sie vergaß keine Einzelheit von dem, was sie empfunden, noch von dem, was sie getan hatte.

Als sie geendet hatte, zog sie zwei Papiere aus ihrer Tasche, und um sie bei dem verflackernden Feuerschein zu erkennen, setzte sie nochmals ihre Brille auf; dann erklärte sie, das eine vorweisend: „Dies hier ist Victors Tod.“ Und als sie das andere hinhielt, wies sie mit dem Kopf auf die glühenden Trümmer und sagte: „Das hier sind ihre Namen, damit man nach Hause schreibt.“ Damit reichte sie das weiße Blatt ruhig dem Offizier, der sie an der Schulter hielt, und versetzte:

„Schreiben Sie, wie es geschehen ist, und sagen Sie ihren Eltern, daß ich es getan habe, Victoire Simon, genannt Sauvage! Vergessen Sie es nicht.“

Der Offizier rief auf deutsch Kommandos. Sie wurde ergriffen und gegen die noch heiße Mauer ihres Hauses geworfen. Dann traten rasch zwölf Soldaten ihr gegenüber an, auf zwanzig Meter Entfernung. Sie rührte sich nicht. Sie hatte ihr Schicksal begriffen und wartete.

Ein Kommando ertönte, von einem langen Krachen gefolgt. Ein Schuß ging zu spät los, nach allen anderen.

Die Alte fiel nicht um; sie sank hin, als hätte man ihr die Beine abgemäht.

Der preußische Offizier trat heran. Sie war fast mitten durchgerissen und hielt den blutgetränkten Brief in ihrer Hand.

Mein Freund Serval schloß:

„Aus Rache haben die Deutschen das Schloß der Gegend, das mir gehörte, zerstört.“

Ich dachte an die Mütter der vier gutmütigen Burschen, die dort in der Hütte verbrannt waren, und an den furchtbaren Heroismus der anderen Mutter, die an der Mauer erschossen war.

Und ich hob ein vom Brande noch geschwärztes Steinchen auf.





Das Fäßchen

Meister Chicot, der Gastwirt von Epreville, hielt in seinem Einspänner vor dem Pachthof der Mutter Magloire. Er war ein großer, vierzigjähriger Geselle, rot und beleibt, und galt für einen Spitzbuben.

Er band sein Pferd am Zaunpfahl an, dann betrat er den Hof. Er besaß ein Landgut, das an den Grund und Boden der Alten grenzte, nach dem es ihn seit langem gelüstete. Zwanzigmal hatte er versucht, der Alten ihren Besitz abzukaufen, aber Mutter Magloire weigerte sich hartnäckig.

„Ich bin darauf geboren, ich will darauf sterben," sagte sie.

Er fand sie vor ihrer Haustür beim Kartoffelschälen. Sie war zweiundsiebzig Jahre alt, dürr, runzlig, gebückt, aber unermüdlich wie ein junges Mädchen. Chicot klopfte ihr freundschaftlich auf den Rücken; dann setzte er sich neben sie auf einen Schemel.

„Na, Mütterchen, steht's immer noch gut mit der Gesundheit?"

„Nicht übel, Meister Prosper, und wie geht's Euch?"

„So, so! Ein paar Schmerzen. Sonst ganz zufriedenstellend!"

„Na, um so besser.“

Damit schwieg sie. Chicot sah zu, wie sie ihre Arbeit verrichtete. Ihre gekrümmten, knochigen Finger, hart wie Krabbenfüße, griffen wie Zangen nach den grauen Knollen, die in einem Korbe lagen, drehten sie geschwind im Kreise, während sie mit einem alten Messer, das sie in der anderen Hand hielt, die Pelle in breiten Streifen abschälten, und warfen sie dann, sobald sie ganz gelb waren, in einen Eimer voll Wasser. Drei freche Hühner kamen eins nach dem anderen bis unter ihre Röcke, pickten die Abfälle auf und liefen dann mit ihrer Beute im Schnabel davon, so rasch sie konnten.

Chicot schien befangen und zauderte ängstlich, etwas herauszubringen, was ihm nicht von den Lippen kam. Endlich entschloß er sich:

„Sagen Sie mal, Mutter Magloire . . .“

„Was steht zu Diensten?“

„Wollen Sie mir Ihren Pachthof immer noch nicht verkaufen?“

„Das — nein. Da rechnen Sie nicht darauf. Es ist gesagt, es ist gesagt, fangen Sie nicht wieder davon an.“

„Ich habe nämlich etwas gefunden, was uns beiden Vorteil bringt.“

„Was wäre das?“

„Also: Sie verkaufen mir Ihren Pachthof und behalten ihn trotzdem. Sind Sie dabei? Hören Sie meine Gründe.“

Die Alte hörte auf, ihre Kartoffeln zu schälen, und blickte dem Gastwirt in seine lebhaften Augen unter den welken Lidern.

„Es ist folgendermaßen: Ich gebe Ihnen jeden Monat einhundertfünfzig Franken. Wohlverstanden: Jeden Monat bringe ich Ihnen hierher in meinem Einspänner dreißig Fünffrankstücke. Im übrigen ändert sich nichts, absolut nichts; Sie bleiben zu Hause, kümmern sich nicht um mich, sind mir nichts schuldig. Sie nehmen nur mein Geld. Paßt Ihnen das?“

Er blickte sie mit vergnügter Miene, mit wohlgelaunter Miene an.

Die Alte betrachtete ihn mißtrauisch und suchte die Falle zu entdecken. Sie fragte:

„Das ist für mich; aber Sie, kriegen Sie dadurch nicht den Pachthof?“

„Darüber seien Sie unbesorgt,“ fuhr er fort. „Sie bleiben, solange der liebe Gott Sie am Leben läßt. Sie sind zu Hause. Nur um eines bitte ich, daß Sie beim Notar einen kleinen Zettel schreiben, daß die Sache nachher mein Eigentum ist. Sie haben keine Kinder, nur Neffen, an denen Ihnen nichts liegt. Paßt Ihnen das? Sie behalten Ihr Gut für Lebenszeit, und ich gebe Ihnen dreißig Fünffrankstücke pro Monat. Das ist barer Gewinn für Sie.“

Die Alte war überrascht, beunruhigt, aber nicht überzeugt. Sie antwortete:

„Ich sage nicht nein. Nur will ich mir die Sache überlegen. Kommen Sie im Laufe der nächsten Woche wieder, dann reden wir weiter, und ich sage Ihnen, was ich mir denke.“

Meister Chicot ging fort, zufrieden wie ein König, der ein Reich erobert hat.

Mutter Magloire blieb nachdenklich. Die nächste Nacht schlief sie nicht. Vier Tage lang war sie in einem fieberhaften Zustand der Unschlüssigkeit. Sie spürte wohl, daß dahinter etwas Schlimmes für sie steckte, aber der Gedanke an die dreißig Fünffrankstücke pro Monat, dies schöne, klingende Geld, das ihr in die Schürze geschüttet werden sollte, als ob es vom Himmel fiele, ohne daß sie etwas dazu tat, verzehrte sie vor Begierde.

Dann ging sie zum Notar und erzählte ihm ihren Fall. Er riet ihr, Chicots Vorschlag anzunehmen, aber fünfzig Fünffrankstücke statt dreißig zu fordern, da ihr Gut mindestens sechzigtausend Franken wert sei.

„Wenn Sie also noch fünfzehn Jahre leben," sagte der Notar, „so ist es auf diese Weise immer nur mit vierzigtausend Franken bezahlt."

Die Alte erbebte bei dem Gedanken an fünfzig Fünffrankstücke im Monat, war aber noch immer mißtrauisch, fürchtete tausend unvorhergesehene Dinge, verborgene Listen, und fragte ihn bis zum Abend aus, da sie sich nicht entschließen konnte, zu gehen. Endlich erklärte sie, er möchte die Urkunde vorbereiten, und kehrte verwirrt heim, als ob sie vier Kannen jungen Apfelwein getrunken hätte.

Als Chicot erschien, um sich Bescheid zu holen, ließ sie sich lange bitten und erklärte, sie wollte nicht; im Innern aber verzehrte sie die Furcht, daß er auf fünfzig Fünffrank-



stücke nicht eingehen möchte. Endlich, als er in sie drang, brachte sie ihre Forderung vor.

Er fuhr enttäuscht in die Höhe und schlug ab.

Da begann sie, ihn zu überzeugen, über die mutmaßliche Dauer ihres Lebens zu reden.

„Ich habe höchstens noch fünf bis sechs Jahre vor mir. Ich bin jetzt im dreiundsiebzigsten Jahre und nicht mehr auf dem Zeuge. Neulich abend glaubt' ich, es wäre mit mir zu Ende. Mir war, als ob mir der Körper ausgeleert war, ich mußte ins Bett gebracht werden."

Aber Chicot ließ sich nicht übertölpeln.

„Na, na, altes Riemchen, Sie sind fest auf den Beinen wie der Kirchturm. Sie leben mindestens hundert Jahre. Sie werden mich zu Grabe tragen, das ist sicher."

Der ganze Tag wurde mit Hin- und Herreden verloren. Doch da die Alte nicht nachgab, so ging der Gastwirt schließlich darauf ein, ihr fünfzig Fünffrankstücke zu geben. Und Mutter Magloire verlangte zehn Fünffrankstücke für Wein.

▫ ▫

Drei Jahre waren vergangen. Das Befinden der guten Alten war ein wahrer Staat. Sie schien nicht um einen Tag gealtert, und Chicot verzweifelte. Es kam ihm vor, als ob er diese Leibrente seit einem Jahrhundert bezahlte, als ob er betrogen, bestohlen, zugrunde gerichtet sei. Von Zeit zu Zeit kam er die Pächterin besuchen, wie man im Juli auf die Felder geht, um zu sehen, ob das Korn schon reif

zur Mahd ist. Sie empfing ihn mit boshaftem Blick. Es war, als hätte sie sich beglückwünscht zu dem guten Streich, den sie ihm gespielt hatte, und er bestieg rasch wieder seinen Einspänner, indem er murmelte:

„Wirst du denn nie krepieren, Gerippe?“

Er wußte nicht, was er tun sollte. Er hätte sie erdrosseln mögen, wenn er sie sah. Er haßte sie mit wildem, heimtückischem Haß, mit dem Haß eines bestohlenen Bauern.

Dann suchte er nach Mitteln.

Eines Tages endlich, als er wiederkam, sah er, wie sie sich die Hände rieb, genau so, wie das erstemal, als er ihr den Handel vorgeschlagen hatte.

Und nachdem sie einige Minuten geplaudert hatten, sagte er:

„Sagen Sie mal, Mütterchen, warum kommen Sie nie ins Gasthaus zum Essen, wenn sie nach Epreville kommen? Man redet schon darüber. Man sagt, wir ständen uns nicht gut, und das tut mir leid. Ich knausere nicht mit einem Mittagessen. Wenn das Herz Ihnen danach steht, kommen Sie nur ohne Scheu, das wird mir Freude machen.“

Mutter Magloire ließ sich nicht zweimal bitten, und am übernächsten Tage, als sie in ihrer Karre zum Markte fuhr, kutschiert von ihrem Knecht Céléstin, stellte sie ihr Pferd ungeniert im Stalle von Meister Chicot ein und verlangte das versprochene Mittagessen.

Der Gastwirt strahlte. Er behandelte sie wie eine Dame, trug ihr Huhn, Rotwurst, Leberwurst, Hammelkeule und Kohl mit Speck auf. Doch sie aß fast nichts. Sie war von klein

auf mäßig gewesen, hatte stets von etwas Suppe und einem Stück Butterbrot gelebt.

Chicot nötigte sie. Er war enttäuscht. Sie trank auch nichts. Kaffee wollte sie nicht.

„Sie nehmen aber doch gern ein Gläschen Likör?" fragte er.

„O, das — ja. Ich sage nicht nein."

Er schrie aus voller Kehle durch die Gaststube:

„Rosalie, bringe den feinen, den ganz feinen, den kräftigsten."

Die Magd erschien mit einer hohen Flasche, die mit einem papierenen Weinblatt geschmückt war.

Er füllte zwei Likörgläser.

„Kosten Sie mal, Mutter, das ist was Famoses."

Und die gute Alte setzte ihr Glas langsam an und trank in kleinen Schlucken, um den Genuß zu verlängern. Als sie ihr Glas geleert hatte, trank sie noch die letzten Tropfen aus und bemerkte dann:

„Ja, der ist fein."

Sie hatte noch nicht ausgeredet, als Chicot ihr ein zweites Glas einschenkte. Sie wollte es zurückweisen, doch es war zu spät, und sie schlürfte es langsam, ganz wie das erste.

Nun wollte er ihr ein drittes Glas aufnötigen, aber sie wies es ab. Da redete er ihr zu:

„Das ist wie Milch, wissen Sie; ich trinke zehn, zwölf, ohne daß ich es merke. Das glitscht wie Zucker. Nichts im Magen, nichts im Kopf; es ist, als ob es auf der Zunge verdampft. Nichts ist besser für die Gesundheit!"

Da ihr der Likör mundete, so widerstand sie ihrem Gelüsten nicht, trank aber nur das halbe Glas aus.

Da rief Chicot in einem Anfall von Großmut:

„Na, da es Ihnen schmeckt, will ich Ihnen ein Fäßchen davon geben; da können wir zeigen, daß wir beide gute Freunde sind.“

Die gute Alte sagte nicht nein und ging etwas angerauscht heim.

Am nächsten Tage fuhr der Gastwirt in den Hof von Mutter Magloire ein. Dann zog er aus seinem Wagen ein mit eisernen Ringen beschlagenes Fäßchen hervor. Er wollte, daß sie den Inhalt kostete, um zu beweisen, daß es die gleiche feine Marke war, und als sie jeder noch drei Gläser getrunken hatten, erklärte er im Fortgehen:

„Na, und Sie wissen ja, wenn keiner mehr da ist, dann gibt's andern, genieren Sie sich nicht. Ich bin nicht geizig. Je eher er ausgetrunken ist, desto zufriedener bin ich.“

Damit bestieg er seinen Einspänner.

Vier Tage später kam er wieder. Die Alte saß vor ihrer Tür und war gerade dabei, das Brot in die Suppe zu schneiden.

Er kam heran, sagte ihr guten Tag und sprach ihr ins Gesicht, um ihren Atem zu riechen. Er duftete nach Schnaps. Da erhellte sein Gesicht sich.

„Wollen Sie mir ein Gläschen von dem Feinen geben?“ bat er.

Und sie stießen zwei-, dreimal an.

Bald aber ging das Gerücht um, Mutter Magloire hätte

sich dem stillen Trunk ergeben. Bald hob man sie in ihrer Küche, bald im Hofe, bald auf den Wegen in der Umgegend auf, und man mußte sie leblos wie eine Leiche nach Hause schaffen.

Chicot besuchte sie nicht mehr, und wenn man zu ihm von der Bäuerin sprach, murmelte er mit traurigem Gesicht:

„Ist's nicht schrecklich, in ihrem Alter solch eine Gewohnheit anzunehmen? Ja, sehen Sie, wenn man alt wird, dann hat man keine Widerstandskraft mehr. Das wird noch schlimm enden!“

In der Tat endete es schlimm. Sie starb im folgenden Winter zu Weihnachten, als sie betrunken in den Schnee gefallen war.

Und Meister Chicot erbte ihr Gut und erklärte:

„Dies Bauernweib, wenn es nicht getrunken hätte, hätte es noch gut zehn Jahre leben können!“





Der Schmuck

Sie war eines jener hübschen, reizenden Mädchen, die wie durch ein Versehen des Schicksals in einer Beamtenfamilie geboren werden. Sie hatte keine Mitgift, keine Aussichten, kein Mittel, gekannt, verstanden, geliebt und von einem reichen, vornehmen Manne geheiratet zu werden. Und sie ließ sich mit einem kleinen Beamten aus dem Unterrichtsministerium verheiraten.

Sie war einfach, da sie keinen Schmuck besaß, aber unglücklich wie eine Gescheiterte; denn die Frauen haben weder Rang noch Rasse; ihre Schönheit, ihr Reiz und ihre Anmut bestimmen ihre Herkunft und ihre Familie. Ihr angeborenes Feingefühl, ihr Instinkt für Eleganz, die Beweglichkeit ihres Geistes bilden ihre einzige Rangordnung und erheben ein Mädchen aus dem Volke zur Höhe der vornehmen Damen.

Sie litt unaufhörlich, denn sie fühlte sich für alles Zarte und Feine, für allen Luxus geboren. Sie litt an der Armut ihrer Wohnung, an den dürftigen Wänden, den abgenutzten Stühlen, den verschlissenen Stoffen. Alle diese Dinge, die eine andere Frau ihres Standes nicht einmal bemerkt hätte, quälten sie und erfüllten sie mit Widerwillen. Der bloße Anblick der kleinen Bretonin, die ihren bescheidenen Haus-

halt versah, erweckte in ihr verzweifeltes Sehnen und glühende Träume. Sie dachte an die stillen, mit orientalischen Teppichen ausgeschlagenen Vorzimmer, in denen hohe Bronzekandelaber brennen und zwei große Lakaien in Kniehosen, durch die schwüle Hitze der Heizung eingeschläfert, auf den breiten Fauteuils schlafen. Sie dachte an die großen, mit alter Seide tapezierten Salons, auf deren Möbeln unschätzbare Nippes-sachen stehen, an die kleinen koketten, duftigen Boudoirs, die für das Fünfuhrtee-Geplauder mit ein paar Intimen geschaffen sind, den bekannten und gesuchten Männern, deren Aufmerksamkeit alle Damen herbeisehnen und einander neiden.

Wenn sie sich zum Mittagessen vor den runden Tisch setzte, auf dem ein drei Tage altes Tischtuch lag, gegenüber ihrem Manne, der den Deckel der Suppenschüssel aufhob und mit entzückter Miene versetzte: „O, die schöne Fleischbrühe! Ich kenne nichts Besseres als das!" . . . dann dachte sie an elegante Diners, an glänzendes Silber, an Gobelins, die die Wände mit antiken Figuren und seltsamen Vögeln inmitten eines Märchenwaldes schmücken; sie dachte an die erlesenen Gerichte, die in wunderbaren Geschirren serviert werden, an die Galanterien, die man flüstert und mit einem Sphinx-lächeln anhört, während man das rosige Fleisch einer Lachs-forelle oder einen Haselhuhnflügel verzehrt.

Sie hatte keine Toiletten, keinen Schmuck, nichts. Und sie liebte weiter nichts; sie fühlte sich dafür geschaffen. Sie hätte so sehnlich gewünscht, zu gefallen, beneidet zu werden, verführerisch und umworben zu sein.

Sie hatte eine reiche Freundin, eine Gefährtin aus dem Kloster, die sie nicht mehr besuchen mochte: so sehr litt sie darunter, wenn sie heimkehrte. Sie weinte tagelang vor Kummer und Sehnsucht, vor Verzweiflung und Trübsal.

— — — — — — — — — — —

Eines Abends kehrte ihr Mann mit triumphierender Miene heim, ein großes Kuvert in der Hand.

„Da," sagte er, „hier ist was für dich."

Sie zerriß das Papier hastig und zog eine Karte heraus, auf der gedruckt stand:

„Der Minister des öffentlichen Unterrichts und Madame Georges Ramponneau bitten Herrn und Frau Loisel um die Ehre, Montag, den 18. Januar, abends, im Ministerhotel verbringen zu wollen."

Anstatt entzückt zu sein, wie ihr Gatte es gehofft hatte, warf sie die Einladungskarte verdrossen auf den Tisch und murmelte:

„Was soll ich damit?"

„Ei, meine Teuerste, ich dachte, du würdest zufrieden sein. Du gehst nie aus, und hier bietet sich eine Gelegenheit, und was für eine! Ich habe die größte Mühe gehabt, die Einladung zu kriegen. Alle Welt will eine haben; sie sind sehr begehrt, und man lädt nicht viele Beamte ein. Du wirst die ganze offizielle Welt da sehen."

Sie warf ihm einen gereizten Blick zu und erklärte ungeduldig:

„Was soll ich denn anziehen, um hinzugehen?"

Daran hatte er nicht gedacht. Er stammelte:

„Ei, das Kleid, das du im Theater anhattest. Mir scheint es recht hübsch“ . . .

Damit schwieg er, verblüfft und ratlos, da er seine Frau weinen sah. Zwei große Tränen rollten langsam von ihren Augenwinkeln nach den Mundwinkeln herunter. Er stotterte:

„Was hast du? Was hast du?“

Sie tat sich Gewalt an, unterdrückte ihren Schmerz und antwortete mit ruhiger Stimme, während sie ihre Tränen trocknete:

„Nichts. Ich habe nur keine Toilette und kann folglich nicht auf das Fest gehen. Gib deine Karte einem Kollegen, dessen Frau besser ausstaffiert ist als ich.“

Er war verzweifelt.

„Ei, sieh mal an, Mathilde,“ begann er wieder. „Wieviel könnte denn eine anständige Toilette kosten, die du noch bei anderen Gelegenheiten anziehen könntest, etwas ganz Einfaches?“

Sie überlegte ein paar Sekunden, rechnete zusammen und erwog auch, welche Summe sie fordern könnte, ohne sich ein unmittelbares Nein und einen entsetzten Ausruf des sparsamen Beamten zuzuziehen.

Endlich antwortete sie zögernd:

„Ich weiß nicht genau, aber ich glaube, mit vierhundert Franken ließe es sich machen.“

Er wurde ein wenig blaß, denn er hatte genau soviel zurückgelegt, um sich eine Flinte zu kaufen und auf die Jagd zu gehen. Er hatte ein paar Freunde, mit denen er im nächsten

Sommer des Sonntags in die Ebene von Nanterre ziehen und Lerchen schießen wollte.

Trotzdem sagte er:

„Schön. Ich gebe dir vierhundert Franken. Aber sieh zu, daß du ein schönes Kleid bekommst."

— — — — — — — — — — —

Der Tag des Festes rückte heran, und Madame Loisel schien traurig, unruhig und beklommen, trotzdem ihre Toilette fertig war. Eines Abends sagte ihr Gatte zu ihr:

„Was hast du nur? Du bist ganz wunderbar seit drei Tagen."

Sie antwortete:

„Es verdrießt mich, daß ich kein Schmuckstück habe, nicht einen Stein, nichts, was ich anstecken kann. Ich werde ärmlich aussehen, wie stets. Am liebsten ginge ich gar nicht in die Gesellschaft."

Er antwortete:

„Du kannst frische Blumen antun. Das ist in dieser Jahreszeit sehr schick. Für zehn Franken hast du zwei oder drei prachtvolle Rosen."

Sie war nicht überzeugt.

„Nein . . . es gibt nichts Demütigenderes, als in einem Kreise von reichen Damen arm auszusehen."

Aber ihr Gatte schrie:

„Du bist zu dumm! Geh doch zu deiner Freundin, Madame Forestier, und bitte sie, dir ihren Schmuck zu leihen. Du stehst dich gut genug mit ihr, um das zu verlangen."

Sie stieß einen Freudenschrei aus.

„Das ist wahr. Daran hatte ich gar nicht gedacht."

Am nächsten Tage besuchte sie ihre Freundin und erzählte ihr ihren Kummer.

Madame Forestier ging an ihren Spiegelschrank, nahm ein längliches Kästchen heraus, brachte es herbei, öffnete es und sagte zu Madame Loisel:

„Wähle, meine Liebe."

Sie besah sich zunächst Armbänder, dann ein Perlenkollier, dann ein venezianisches Kreuz aus Gold und Juwelen von wunderbarer Arbeit. Sie probierte die Schmucksachen vor dem Spiegel an, zauderte, konnte sich nicht entschließen, sie wieder fortzulegen und wieder herauszugeben. Sie fragte immerfort:

„Hast du nichts anderes?"

„Ei freilich. Suche doch. Ich weiß ja nicht, was dir gefällt."

Plötzlich entdeckte sie in einem schwarzen Atlaskästchen ein herrliches Diamantenkollier, und ihr Herz begann vor maßlosem Verlangen zu pochen. Sie legte es um ihren Hals, über ihr hohes Straßenkleid und stand in Verzückung vor sich selbst.

Dann fragte sie zögernd und ängstlich:

„Kannst du mir das leihen? Nichts weiter?"

„Ei gern."

Sie sprang ihrer Freundin an den Hals, umarmte sie leidenschaftlich und verschwand dann mit ihrem Schatze.

— — — — — — — — — — —

Der Tag des Festes kam. Madame Loisel wurde bewundert. Sie war hübscher als alle, elegant, anmutig,

lächelnd und toll vor Freude. Alle Herren blickten sie an, fragten nach ihrem Namen, suchten ihr vorgestellt zu werden. Alle Kabinettsattachés wollten mit ihr walzen. Sie fiel dem Minister auf.

Sie tanzte wie berauscht, leidenschaftlich, trunken vor Vergnügen, und dachte an nichts mehr, im Triumphe ihrer Schönheit, im Glanze ihres Erfolges, in einer Art Wolke von Glück, die aus all diesen Huldigungen, all dieser Bewunderung gewebt war, aus all diesen erweckten Wünschen, diesen so vollständigen und für das Frauenherz so süßen Sieg.

Um vier Uhr morgens brachen sie auf. Ihr Gatte schlief seit Mitternacht in einem kleinen, verlassenen Salon mit drei anderen Herren, deren Frauen sich ausgezeichnet amüsierten.

Er warf ihr den Mantel über, den er zum Nachhausegehen mitgenommen hatte, den bescheidenen Mantel des Alltagslebens, dessen Armut der Eleganz der Balltoilette hohnsprach. Sie fühlte es und wollte fortlaufen, um den andern Damen nicht aufzufallen, die sich in reiche Pelze hüllten.

Loisel hielt sie zurück.

„So warte doch. Du wirst dich draußen erkälten. Ich will eine Droschke rufen."

Doch sie hörte nicht und lief hastig die Treppe hinunter. Als sie auf der Straße waren, fanden sie keinen Wagen. Sie begannen zu suchen und schrien den Kutschern zu, die sie in der Ferne vorbeifahren sahen.

Sie gingen bis zur Seine herunter, verzweifelt und frostklappernd. Endlich fanden sie auf dem Kai eines jener nacht-

wandlerischen Gefährte, die man in Paris nur bei Nacht erblickt, als schämten sie sich ihres Elends bei Tage.

Sie fuhren bis vor ihre Tür, Rue des Martyrs, und stiegen traurig die Treppen hinauf zu ihrer Wohnung. Nun war alles aus für sie. Und er dachte daran, daß er um zehn Uhr im Ministerium sein mußte.

Sie zog ihren Mantel vor dem Spiegel aus, um sich noch einmal in ihrem Glanze zu sehen. Plötzlich stieß sie einen Schrei aus. Sie hatte ihr Diamantenkollier nicht mehr um den Hals.

Ihr Gatte, schon halb ausgezogen, fragte:

„Was hast du?"

Sie drehte sich betört nach ihm um.

„Ich habe . . . ich habe . . . ich habe das Kollier von Madame Forestier nicht mehr!"

Er richtete sich auf, ganz bestürzt.

„Was? . . . Wie? . . . Das ist doch nicht möglich!"

Und sie suchten in den Falten ihrer Robe, in den Falten ihres Mantels, in den Taschen, überall. Sie fanden es nicht.

Er fragte:

„Bist du sicher, daß du es noch hattest, als wir den Ball verließen?"

„Ja, ich habe im Vestibül des Ministeriums danach gefaßt."

„Aber wenn du es auf der Straße verloren hättest, so hätten wir es doch fallen hören. Es muß in der Droschke liegen."

„Ja, das ist möglich. Hast du dir die Nummer gemerkt?"

„Nein. Und du, hast du nicht hingesehen?"

„Nein.“

Sie blickten sich bestürzt an. Endlich kleidete Loisel sich wieder an.

„Ich will,“ sagte er, „den ganzen Weg, den wir zu Fuß gegangen sind, noch einmal machen, um zu sehen, ob ich es nicht finde.“

Damit ging er. Sie blieb in ihrer Gesellschaftstoilette, in einen Stuhl gesunken. Sie hatte nicht die Kraft sich auszukleiden; sie saß ohne Feuer, ohne einen Gedanken.

Um sieben Uhr kehrte ihr Gatte heim. Er hatte nichts gefunden.

Er ging auf die Polizeipräfektur, zu den Zeitungen, um eine Belohnung zu versprechen, zu den Fuhrwerksgesellschaften, überallhin, wo ein Schimmer von Hoffnung ihn hintrieb.

Sie wartete den ganzen Tag in dem gleichen Zustand der Bestürzung angesichts dieses furchtbaren Unglücks.

Loisel kehrte am Abend zurück mit hohlem, bleichem Gesicht; er hatte nichts entdeckt.

„Du mußt,“ sagte er, „deiner Freundin schreiben, daß du das Schloß ihres Kolliers zerbrochen hast und es reparieren läßt. Damit gewinnen wir Zeit uns umzutun.“

Sie schrieb nach seinem Diktat.

Nach Verlauf einer Woche hatten sie alle Hoffnung verloren. Und Loisel, um fünf Jahre gealtert, erklärte:

„Wir müssen daran denken, den Schmuck zu ersetzen.“

Am nächsten Tage nahmen sie das Kästchen, worin es gelegen hatte, zu dem Juwelier, dessen Name darin stand. Er schlug sein Buch nach.

„Ich habe dieses Kollier nicht verkauft, Madame; ich habe nur das Etui geliefert."

Da gingen sie von Juwelier zu Juwelier und suchten einen Schmuck, der dem andern glich, strengten ihr Gedächtnis an, beide krank vor Kummer und Angst.

In einem Juwelierladen des Palais Royal fanden sie ein Diamanthalsband, das dem, welches sie suchten, auf ein Haar glich. Es kostete 40 000 Franken. Der Juwelier wollte es ihnen für 36 000 lassen.

Sie baten ihn also, es nicht vor drei Tagen zu verkaufen, und bedangen aus, daß es für 34 000 Franken zurückgegeben werden dürfte, wenn sich das verlorene vor Ende Februar wiederfände.

Loisel besaß 18 000 Franken, die ihm sein Vater hinterlassen hatte. Den Rest mußte er sich zusammenborgen.

Er bat den ersten um 1000 Franken, den nächsten um 500 Franken, hier einen um fünf Louisdor, dort einen um drei. Er unterschrieb Wechsel, nahm Darlehen von Wucherern auf, machte mit allen Arten von Geldverleihern Geschäfte. Er setzte sein ganzes künftiges Dasein aufs Spiel, wagte seine Unterschrift dran, ohne zu wissen, ob er sie je honorieren könnte. Und entsetzt vor den Schreckbildern der Zukunft, vor dem düstern Elend, das nun bei ihm einziehen würde, vor der Aussicht auf alle körperlichen Entbehrungen und seelischen Qualen, ging er, den neuen Schmuck abzuholen, und legte 36 000 Franken auf den Ladentisch.

Als Madame Loisel ihrer Freundin den Schmuck wiederbrachte, sagte diese mit pikierter Miene:

„Du hättest ihn mir eher bringen sollen; ich hätte ihn doch brauchen können.“

Sie öffnete das Kästchen nicht, wie ihre Freundin befürchtet hatte. Hätte sie die Vertauschung gemerkt, was hätte sie da wohl gedacht? Was hätte sie gesagt? Hätte sie sie nicht für eine Diebin gehalten?

— — — — — — — — — — —

Madame Loisel lernte das furchtbare Leben der Armen kennen. Übrigens nahm sie ihr Schicksal vom ersten Augenblick an heldenmütig auf sich. Diese furchtbare Schuldenlast mußte abgetragen werden. Sie wollte alles bezahlen. Man entließ das Mädchen, man zog aus und mietete eine Dachwohnung.

Sie machte die grobe Hausarbeit, die widerlichen Arbeiten in der Küche. Sie wusch das Geschirr und rieb sich ihre rosigen Nägel an fettigen Töpfen und Kasserollenböden ab. Sie seifte die schmutzige Wäsche ein, die Hemden und Wischlappen, die sie an einem Strick zum Trocknen aufhängte; sie trug die Abfälle allmorgendlich auf den Hof hinunter und schleppte das Wasser hinauf, in jeder Etage anhaltend, um sich zu verschnaufen. Sie kleidete sich wie eine Frau aus dem Volke, ging zum Gemüsehändler, ins Kolonialwarengeschäft und zum Schlächter, den Korb am Arme; sie feilschte, ließ sich beschimpfen und verteidigte ihr elendes bißchen Geld Heller um Heller.

Jeden Monat mußten Wechsel bezahlt, andere prolongiert und Zeit gewonnen werden.

Der Gatte arbeitete am Abend die Rechnungen eines

Kaufmanns durch, und des Nachts schrieb er oft ab, zu fünf Sous die Seite.

Dies Leben währte sechs Jahre.

Nach zehn Jahren hatten sie alles abbezahlt, alles, selbst die Wucherzinsen und Zinseszinsen.

Madame Loisel war gealtert. Sie war jetzt die harte, starke und grobe Frau aus dem Kleinbürgertum. Schlecht gekämmt, mit schlecht sitzenden Röcken, roten Händen und lauter Stimme, schwemmte sie die Fußböden mit einer Flut von Wasser ab. Doch bisweilen, wenn ihr Gatte im Bureau war, setzte sie sich ans Fenster und dachte an jenen Abend zurück, an das Fest, auf dem sie so schön und so gefeiert gewesen.

Was wäre geschehen, wenn sie den Schmuck nicht verloren hätte? Wer weiß? Wer weiß? Das Leben ist so seltsam und wechselreich. Wie wenig genügt, um einen zugrunde zu richten oder zu retten.

— — — — — — — — — — —

An einem Sonntag, als sie in den Champs Elysées spazieren ging, um sich von der Alltagsarbeit zu erholen, erblickte sie plötzlich eine Dame, die mit einem Kinde spazieren ging. Es war Madame Forestier, immer noch jung, schön und verlockend.

Madame Loisel war bewegt. Sollte sie sie anreden? Ja, gewiß. Und jetzt, wo sie alles bezahlt hatte, wollte sie es ihr sagen. Warum nicht?

Sie ging auf sie zu.

„Guten Tag, Johanna.“

Die andere erkannte sie nicht wieder und wunderte sich, daß eine kleine Bürgersfrau sie so vertraulich ansprach.

„Aber . . . Madame! . . . Ich weiß nicht . . . Sie müssen sich irren."

„Nein. Ich bin Mathilde Loisel."

Ihre Freundin stieß einen Schrei aus:

„Oh, meine arme Mathilde, wie hast du dich verändert!"

„Ja, ich hatte schwere Tage, seit ich dich nicht gesehen, und viel Kummer . . . und das alles deinetwegen!"

„Meinetwegen . . . wieso?"

„Du entsinnst dich des Diamantenkolliers, das du mir geliehen hattest, um auf das Fest im Ministerium zu gehen?"

„Ja. Und was weiter?"

„Nun wohl, ich hatte es verloren."

„Wieso? Du hast es mir doch wiedergebracht."

„Ich habe dir ein anderes gebracht, das genau ebenso aussah. Und seit zehn Jahren bezahlen wir es ab. Du begreifst, das war nicht leicht für uns, die nichts hatten... Na, nun hat's ein Ende, und ich bin mächtig zufrieden."

Madame Forestier war stehengeblieben.

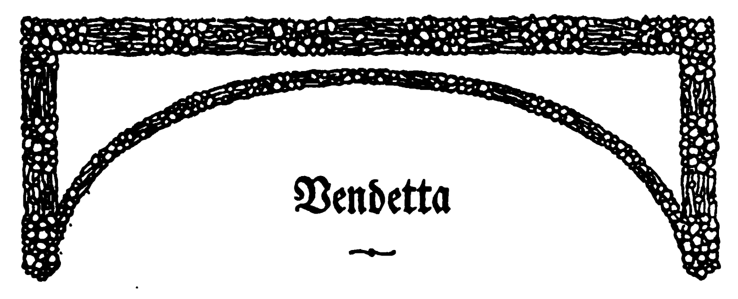
„Du sagst, du hättest ein Diamanthalsband gekauft, zum Ersatz für das meine?"

„Jawohl! Ha, du hast es gar nicht gemerkt. So ähnlich waren die Steine!"

Und sie lächelte mit naiver und stolzer Freude.

Madame Forestier ergriff bewegt ihre beiden Hände.

„Oh, meine arme Mathilde! Mein Halsband war ja unecht. Es war höchstens fünfhundert Franken wert!"



Vendetta

Die Witwe Paolo Saverinis wohnte allein mit ihrem Sohn in einem ärmlichen Häuschen auf den Wällen von Bonifazio. Die Stadt ist auf einem Vorsprung des Gebirges erbaut, ja, sie hängt teilweise über der See und blickt über die klippenreiche Meerenge auf die niedrigere Küste Sardiniens herab. Ein tiefer Einschnitt in die Steilküste an ihrem Fuße, der sie wie ein riesiger Hohlweg fast völlig umzieht, dient ihr zum Hafen und führt die kleinen italienischen und sardinischen Fischerboote nach einem langen Umweg zwischen zwei steil abstürzenden Felswänden bis unter die ersten Häuser der Stadt; und alle vierzehn Tage fährt der alte Dampfer, der den Verkehr mit Ajaccio vermittelt, hindurch.

Auf den weißen Felswänden leuchten die Häuser in noch grellerem Weiß. Sie hängen an der Bergwand wie Vogelnester und beherrschen die gefährliche Durchfahrt, in die sich kein Schiff hineinwagt. Der Wind streicht unaufhörlich über die nackte Felsküste hin; er nagt gleichsam an ihr und läßt kaum das Gras aufkommen, verfängt sich in der Meerenge und verwüstet ihre beiden Ufer. Die weißen Schaumstreifen der Brandung hängen an den schwarzen Spitzen der unzähligen

Felsklippen, die überall aus den Wogen hervorbrechen, wie Leinewandfetzen, die auf der Wasserfläche hin und her treiben.

Das Häuschen der Witwe Saverini klebte am Rande der Steilküste und blickte mit seinen drei Fenstern auf diesen wilden und trostlosen Gesichtskreis.

Sie lebte allein darin mit ihrem Sohne Antonio und ihrer Hündin Semillante, einem großen, mageren Tier mit langem, rauhem Fell vom Schlage der Schäferhunde, das den Jüngling auf der Jagd begleitete.

Eines Abends nach einem Streit ward Antonio Saverini von Niccolo Ravolati durch einen Messerstich hinterrücks ermordet. Der Mörder entkam noch in derselben Nacht nach Sardinien.

Vorübergehende brachten der alten Mutter den Leichnam ins Haus. Sie weinte nicht und blickte ihn nur lange Zeit unbeweglich an; dann legte sie ihre runzlige Hand auf den Toten und schwor ihm Vendetta. Sie wollte keinen Menschen um sich haben und schloß sich mit der Hündin bei der Leiche ein. Das Tier heulte ununterbrochen, am Fuße des Bettes stehend, den Kopf seinem Herrn zugewandt und den Schwanz eingeklemmt. Es rührte sich so wenig, wie die Mutter, die, über den Leichnam gebeugt, ihn mit starrem Blick anschaute und große, stumme Tränen vergoß.

Der Jüngling lag auf dem Rücken in seiner groben Tuchweste, die auf der Brust durchlöchert und zerrissen war, und schien zu schlafen. Doch er hatte überall Blut: auf dem Hemd, das beim ersten Verbandanlegen heruntergerissen war, auf der

Weste, der Hose, dem Gesicht und den Händen. Geronnenes Blut klebte in seinem Bart und in seinen Haaren.

Die alte Mutter begann zu ihm zu sprechen. Beim Klang ihrer Stimme schwieg die Hündin still.

„Ja, ja, du sollst gerächt werden, mein Kleiner, mein Junge, mein armes Kind. Schlafe, schlafe, du sollst gerächt werden, hörst du? Die Mutter verspricht es dir! Und sie hält stets ihr Wort, die Mutter, du weißt es."

Und langsam neigte sie sich nieder und preßte ihre kalten Lippen auf die Lippen des Toten.

Dann begann Semillante von neuem zu heulen. Sie stieß ein langes, eintöniges, herzzerreißendes, furchtbares Winseln aus.

So blieben sie beide, die Frau und die Hündin, bis zum Morgen bei dem Toten.

Am nächsten Tage wurde Antonio Saverini begraben, und bald war in Bonifazio nicht mehr die Rede von ihm.

Er hatte weder Brüder noch rechte Vettern hinterlassen. Kein Mann war da, der die Vendetta auf sich nehmen konnte. Nur die alte Mutter dachte daran.

Auf der gegenüberliegenden Seite der Meerenge sah sie vom Morgen bis zum Abend ein kleines sardinisches Dorf, Longosardo, in das sich die korsischen Banditen flüchten, wenn man ihnen auf der Spur ist. Sie bilden fast die ganze Bevölkerung dieses Weilers, der den Küsten ihrer Heimat gegenüberliegt, und warten dort den Augenblick der Heimkehr, der Rückkehr in die Macchia ab. In dieses Dorf hatte sich, wie sie wußte, auch Niccolo Ravolati geflüchtet.

Tag für Tag saß sie ganz allein an ihrem Fenster und blickte hinüber, auf Rache sinnend. Wie sollte sie, ohne Beistand, krank und dem Tode so nahe, sie ausführen? Doch sie hatte es versprochen, sie hatte es auf den Leichnam geschworen. Sie konnte es nicht vergessen, nicht länger warten. Was sollte sie tun? Sie schlief keine Nacht; sie hatte nicht Ruhe noch Frieden mehr; sie sann hartnäckig nach. Die Hündin schlief zu ihren Füßen. Bisweilen hob sie den Kopf und heulte in die Ferne. Seit ihr Herr nicht mehr da war, heulte sie oft so, als riefe sie ihn, als ob ihre untröstliche Tierseele die unauslöschliche Erinnerung bewahrt hätte.

Eines Nachts, als Semillante wieder so heulte, hatte die Alte plötzlich einen Einfall, den Einfall eines blutgierigen, rachsüchtigen Wilden. Sie überlegte ihn bis zum Morgen; beim ersten Frühlicht stand sie auf und ging zur Kirche. Sie warf sich auf den Steinfußboden nieder und betete, vor Gott hingestreckt. Sie bat ihn, ihr zu helfen, ihr beizustehen, ihrem alten, schwachen Körper die Kraft zu geben, die sie brauchte, um ihren Sohn zu rächen.

Dann kehrte sie heim. In ihrem Hofe stand ein altes, offenes Faß, in das die Regentraufen mündeten. Sie stürzte es um, leerte es aus, befestigte es am Boden mit Pfählen und Erde; dann legte sie Semillante in dieser Hundehütte an die Kette und kehrte ins Haus zurück.

Sie ging ruhelos in ihrem Zimmer auf und ab und starrte fortwährend nach der sardinischen Küste hinüber. Dort weilte der Mörder.

Die Hündin heulte den ganzen Tag und die ganze Nacht

durch. Am Morgen brachte die Alte ihr einen Napf voll Wasser; weiter nichts; keine Suppe, kein Brot.

So verging der Tag. Semillante schlief, vom Hunger erschöpft. Am nächsten Tage hatte sie glänzende Augen, gesträubtes Fell, und riß verzweifelt an der Kette.

Die Alte gab ihr immer noch nichts zu fressen. Das Tier wurde wütend und bellte heiser. Die Nacht verging.

Am nächsten Morgen ging Mutter Saverini zu ihrem Nachbar und bat ihn um zwei Bündel Stroh. Dann nahm sie alte Lumpen, die einst ihr Gatte getragen hatte, und stopfte sie damit aus, um einen menschlichen Körper nachzubilden.

Nun stieß sie vor Semillantes Hütte einen Stock in den Boden und befestigte die Strohpuppe daran, so daß diese zu stehen schien. Hierauf setzte sie ihr mit Hilfe eines Bündels alter Leinewand einen Kopf auf.

Die Hündin blickte diesen Strohmann verwundert an und schwieg, wiewohl sie von Hunger verzehrt wurde.

Nun kaufte die Alte beim Metzger ein großes Stück Blutwurst. Als sie heimgekehrt war, zündete sie im Hofe ein Holzfeuer an, dicht bei der Hundehütte, und ließ ihre Wurst braten. Semillante sprang wie toll, sie schäumte und stierte den Rost an, dessen Bratgeruch ihr in die Nase stieg.

Dann machte die Alte dem Strohmann aus dieser dampfenden Wurst eine Krawatte. Sie knotete sie ihm langsam um den Hals, als wollte sie sie hineindrücken. Als dies beendet war, kettete sie das Tier los.

Die Hündin sprang mit wildem Satze dem Strohmann an die Kehle und begann ihn, die Pfoten auf seinen Schultern, zu

zerreißen. Sie fiel herab, ein Stück ihrer Beute im Maule; dann stürzte sie sich von neuem darauf, biß in die Stricke hinein; riß ein Stück von der Wurst ab, fiel abermals herunter und sprang wütend wieder hinauf. Sie zerriß das Gesicht mit wütenden Bissen und zerfetzte den ganzen Kragen.

Die Alte stand unbeweglich und stumm da und schaute mit leuchtenden Augen zu. Dann legte sie das Tier wieder an die Kette, ließ es abermals zwei Tage fasten und begann diese seltsame Übung von neuem.

Drei Monate hindurch gewöhnte sie es an diese Art von Kampf, an dieses Erobern der Nahrung durch Bisse. Sie legte es jetzt nicht mehr an die Kette, sondern hetzte es mit einer Handbewegung auf die Strohpuppe.

Sie brachte ihm bei, sie zu zerreißen und zu verschlingen, selbst wenn keine Nahrung in ihrer Kehle verborgen war. Dann gab sie ihm zur Belohnung die geröstete Wurst.

Sobald Semillante den Strohmann erblickte, begann sie zu zittern; dann blickte sie ihre Herrin an, die den Finger ausstreckte und ihr mit zischender Stimme zurief: „Faß!"

Als sie den Zeitpunkt für gekommen hielt, ging Mutter Saverini zur Beichte, und am Sonntag morgen nahm sie das Abendmahl mit ekstasischer Inbrunst. Dann legte sie Männerkleider an, ähnlich wie ein alter, zerlumpter Bettler, und ward mit einem sardinischen Fischer handelseinig, daß er sie mit ihrer Hündin über die Meerenge setzte.

In ihrem Bettelsack trug sie ein großes Stück Wurst. Semillante hatte seit zwei Tagen gefastet. Die Alte gab ihr

immerfort die duftende Nahrung zu riechen und regte sie dadurch auf.

Sie kam nach Longosardo. Die Korsin tat, als ob sie hinkte. Sie ging zu einem Bäcker und fragte, wo Niccolo Ravolati wohnte. Er hatte sein altes Tischlerhandwerk wieder-aufgenommen. Er arbeitete allein im Hintergrund seines Ladens.

Die Alte stieß die Tür auf und rief:

„He! Niccolo!"

Er wandte sich um. Da ließ sie ihre Hündin los und schrie:

„Faß! Faß! Friß! Friß!"

Die Hündin stürzte wie rasend los und sprang ihm an die Kehle. Der Mann streckte die Arme aus, würgte sie und stürzte nieder. Ein paar Augenblicke wand er sich auf dem Boden und schlug mit seinen Füßen um sich. Dann blieb er unbeweglich liegen, während Semillante in seinem Halse wühlte und ihn zerfetzte. Zwei Nachbarn, die vor ihren Türen saßen, entsannen sich ganz deutlich, daß sie einen alten Bettler mit einem schwarzen, mageren Hund hatten heraus-kommen sehen, der im Laufen etwas Braunes fraß, das sein Herr ihm gab.

Am Abend war die Alte zurückgekehrt. In jener Nacht schlief sie gut.





Der Sonntagsreiter.

Das arme Ehepaar lebte kümmerlich von dem kleinen Gehalte des Gatten. Zwei Kinder waren seit ihrer Verheiratung geboren, und die erste Einschränkung war zur bescheidenen, verhüllten, verschämten Armut geworden, der Armut einer vornehmen Familie, die trotzdem ihren Rang aufrechterhalten will.

Hektor von Gribelin war in der Provinz, im väterlichen Schlosse, durch einen alten Abbé erzogen und unterrichtet worden. Man war nicht reich, aber man lebte doch gemächlich und erhielt den Schein aufrecht.

Mit zwanzig Jahren hatte man ihm eine Stellung gesucht, und er war als Sekretär mit 1500 Franken ins Marineministerium eingetreten. An dieser Klippe war er gescheitert, wie alle, die nicht frühzeitig zu dem harten Kampf ums Dasein gestählt werden, die das Dasein wie durch eine Wolke sehen, alle, welche die Hilfsmittel und Widerstände nicht kennen, in welchen nicht von klein auf besondere Fähigkeiten und Anlagen, eine zähe Energie im Daseinskampfe, ausgebildet sind, alle, denen man nicht eine Waffe oder ein Werkzeug in die Hand gelegt hat.

Seine ersten drei Jahre im Bureau waren furchtbar.

Er hatte ein paar Freunde seiner Familie aufgesucht, alte, rückständige und gleichfalls wenig begüterte Leute, die in den vornehmen Straßen, den trübseligen Straßen des Faubourg Saint-Germain lebten; und er hatte sich einen Bekanntenkreis geschaffen.

Dem modernen Leben fremd, bescheiden und stolz zugleich, wohnten diese armen Aristokraten in den höheren Stockwerken stiller Häuser. Ihre Bewohner trugen von oben bis unten Titel; aber das Geld schien im ersten Stock ebenso knapp zu sein wie im sechsten.

Die ewigen Vorurteile, die Sorge um den Rang, der Gedanke, nicht herunterzukommen, beunruhigten diese einst so glanzvollen Familien, die durch die Untätigkeit ihrer Vertreter zugrunde gegangen waren.

Hektor von Gribelin traf in dieser Gesellschaft ein junges Edelfräulein, arm wie er, und heiratete es.

Sie hatten zwei Kinder in vier Jahren.

In diesen ganzen vier Jahren kannte die von Armut bedrückte Familie keine andren Zerstreuungen als einen Sonntagsspaziergang in den Champs Elysées und ein- oder zweimal im Winter ein Theaterstück, das sie dank der Freibillette, die ein Kollege geschenkt hatte, besuchten.

Da wurde dem Beamten im Frühjahr eine Extraarbeit von seinem Chef aufgetragen, und er erhielt eine Gratifikation von 300 Franken.

Als er das Geld heimbrachte, sagte er zu seiner Frau: „Meine liebe Henriette, wir müssen uns irgendein Vergnügen leisten, z. B. eine Landpartie für die Kinder."

Und nach langer Diskussion wurde beschlossen, daß man auf dem Lande frühstücken wollte . . .

„Famos,“ rief Hektor, „einmal ist keinmal; wir mieten einen Break für dich, die Kinder und das Kindermädchen, und ich nehme mir ein Pferd in der Reitbahn. Das wird mir guttun.“

Und die ganze Woche lang sprach man nur von dem geplanten Ausflug.

Jeden Abend, wenn Hektor vom Bureau zurückkam, nahm er seinen ältesten Sohn, setzte ihn rittlings auf sein Bein und ließ ihn mit aller Gewalt darauf hopsen, während er sagte:

„So wird der Papa am nächsten Sonntag auf der Spazierfahrt galoppieren.“

Und der Junge ritt den ganzen Tag auf den Stühlen im Zimmer herum und rief:

„Das ist Papa als Hoppereiter.“

Selbst das Kindermädchen blickte den Herrn mit verwunderten Augen an in dem Gedanken, daß er den Wagen zu Pferd begleiten würde, und bei allen Mahlzeiten hörte sie ihn von Reiterei sprechen und seine früheren Heldentaten auf dem väterlichen Gute erzählen. O! er hatte eine gute Schule gehabt, und wenn er erst das Pferd zwischen den Schenkeln hatte, dann fürchtete er nichts, rein gar nichts!

Er sagte wiederholt zu seiner Frau, indem er sich die Hände rieb:

„Wenn man mir ein etwas schwieriges Pferd geben

könnte, so wäre ich entzückt. Du wirst ja sehen, wie ich reite; und wenn du willst, können wir auf dem Heimweg durch die Champs Elysées fahren, zu der Zeit, wo die Wagen aus dem Bois de Boulogne zurückkommen. Das wird einen guten Eindruck machen, und darum wäre es mir nicht unlieb, wenn wir jemand aus dem Ministerium begegneten. Das genügt, um sich bei seinen Vorgesetzten in Achtung zu setzen."

Der Sonntag kam. Pferd und Wagen hielten gleichzeitig vor der Tür. Er ging sofort herunter, um sein Reittier zu besichtigen. Er hatte sich Besätze an seine Beinkleider nähen lassen und schwang eine Reitpeitsche, die er sich am Tage zuvor gekauft hatte.

Er hob die vier Beine des Pferdes eins nach dem andern auf und befühlte sie, betastete den Hals, die Flanken, die Kniekehlen, prüfte mit dem Finger das Kreuz, öffnete ihm das Maul, sah nach den Zähnen, erklärte, wie alt es wäre, und als die Familie herunterkam, hielt er eine Art von kleinem theoretischen und praktischen Kursus über das Pferd im allgemeinen und über dieses im besonderen ab, das er für ausgezeichnet erklärte.

Als alle im Wagen saßen, prüfte er die Sattelgurte nach; dann schwang er sich in den Steigbügel und fiel in den Sattel. Das Pferd begann unter seiner Last zu trippeln und hätte seinen Reiter fast abgeworfen.

Hektor, aufgeregt, suchte es zu besänftigen.

„So, schön, sei gut!"

Dann, als das Pferd sich beruhigt und der Reiter sein Gleichgewicht wiedererlangt hatte, fragte dieser:

„Ist alles fertig?"

Aus allen Kehlen scholl ein „Ja".

„Vorwärts!" kommandierte er.

Und die Kavalkade zog von dannen.

Alle Blicke waren auf ihn geheftet. Er trabte englisch, indem er die Stöße übertrieb. Kaum war er in den Sattel gefallen, so hüpfte er wieder empor, als wollte er gen Himmel fahren. Oft schien er nahe daran, auf die Mähne vornüber zufallen; und er blickte starr vor sich hin mit verzerrtem Gesicht und bleichen Wangen.

Seine Frau hielt eins der Kinder auf ihrem Schoß, und das Kindermädchen, welches das andere trug, wiederholte fortwährend:

„Sieh doch Papa, sieh doch Papa!"

Die beiden Knaben, durch die Bewegung, die Freude und die frische Luft berauscht, stießen ein schrilles Geschrei aus. Das Pferd wurde dadurch scheu, fiel in Galopp, und während der Reiter sich bemühte, es zu zügeln, kollerte sein Hut auf die Erde. Der Kutscher mußte von seinem Bock herunter, um diese Kopfbedeckung aufzuheben, und als Hektor den Hut wiederbekam, rief er seiner Frau von weitem zu:

„Laß doch die Kinder nicht so schreien; das Pferd geht sonst durch."

Man frühstückte im Grase im Walde von Désinet und verzehrte die Vorräte, die man in Körben mitgenommen hatte.

Obwohl der Kutscher sich um die Pferde kümmerte, stand Hektor alle Augenblicke auf, um nachzusehen, ob dem seinen

nichts fehlte. Er streichelte ihm den Hals, gab ihm Brot, Kuchen und Zucker fressen.

„Das ist ein Hochtraber," erklärte er. „Er hat mich zu Anfang sogar ein bißchen geworfen; aber du hast ja gesehen, daß ich mich bald daran gewöhnt habe. Er hat seinen Herrn erkannt und wird nun nicht mehr mucksen."

Wie beschlossen, fuhr man auf dem Heimwege durch die Champs Elysées.

Die riesige Avenue wimmelte von Fuhrwerken. Und an den Seiten waren die Fußgänger so zahlreich, daß es aussah, als ob sich zwei lange schwarze Bänder vom Triumphbogen bis zur Place de la Concorde hinzogen. Eine Flut von Sonne ergoß sich über diese Menge, funkelte im Lack der Equipagen, im Stahl der Geschirre, an den Klinken der Wagentüren.

Eine rasende Bewegung, eine Lebenstrunkenheit schien diese Fülle von Menschen, Tieren und Wagen zu treiben. Und der Obelisk auf dem Konkordienplatz ragte aus goldigem Dunste hervor.

Hektors Pferd wurde, als es an dem Triumphbogen vorbei war, plötzlich wieder sehr gehlustig und lief in schlankem Trabe zwischen den Rädern hindurch stallwärts, allen Beschwichtigungsversuchen seines Reiters zum Trotz.

Der Wagen war weit zurückgeblieben; und siehe da, vor dem Industriepalast bog das Tier, freie Bahn vor sich sehend, rechts um und setzte sich in Galopp.

Eine alte Frau mit einer Schürze ging in ruhigem Schritt

über den Fahrdamm; sie lief gerade Hektor in den Weg, als dieser in voller Fahrt daherkam. Ohnmächtig, sein Tier zu zügeln, schrie er aus Leibeskräften:

„He! Holla! Holla! Weg da!"

Sie war offenbar taub, denn sie setzte ihren Weg ruhig fort, bis zu dem Augenblick, wo das Pferd, das wie eine Lokomotive dahersauste, sie mit der Brust umriß, so daß sie dreimal Kobolz schoß und mit den Röcken in der Luft mehr als zehn Schritte weit rollte.

Stimmen schrien: „Haltet ihn!"

Hektor klammerte sich fassungslos an die Mähne und brüllte: „Hilfe!"

Ein furchtbarer Stoß — und er sauste wie eine Kanonenkugel über die Ohren seines Renners und fiel in die Arme eines Schutzmannes, der sich ihm entgegengeworfen hatte.

Im Nu war ein wütender, gestikulierender, schreiender Menschenauflauf um ihn entstanden. Ein älterer Herr vor allem, der ein großes rundes Ordensabzeichen trug und einen dicken weißen Schnurrbart hatte, schien erbittert.

„Donnerwetter," schrie er mehrmals, „wenn man so ungeschickt ist, so bleibt man hübsch zu Hause, statt die Leute auf der Straße umzubringen, weil man nicht reiten kann."

Da kamen vier Männer herbei, die die Alte trugen. Sie schien tot, mit wachsbleichem Gesicht, den Hut verquer, ganz grau von Staub.

„Bringen sie die Frau in die nächste Apotheke," kommandierte der ältere Herr, „und dann zur Polizei!"

Hektor ritt zwischen zwei Polizisten; ein dritter hielt

sein Pferd. Eine Menge Menschen folgte, und plötzlich tauchte der Break auf. Seine Frau stürzte heraus, das Kindermädchen verlor den Kopf und die Kinder kreischten. Er erklärte, daß er wiederkäme, daß er eine Frau umgeritten hätte, daß es weiter nichts auf sich hätte. Und seine Familie fuhr in Fieberängsten davon.

Die Erklärung vor dem Polizeikommissar war kurz. Er gab seinen Namen an: Hektor von Gribelin, im Ministerium des Innern; und man wartete auf Nachrichten von der Verletzten. Ein Polizist, der fortgeschickt war, um sich zu erkundigen, kehrte zurück. Sie war wieder zu sich gekommen, aber sie hätte furchtbare innere Schmerzen, behauptete sie. Es war eine Aufwartefrau, fünfundsechzig Jahre alt, namens Frau Simon.

Als Hektor erfuhr, daß sie nicht tot war, schöpfte er wieder Hoffnung und versprach, die Kosten für ihre Wiederherstellung zu tragen. Dann eilte er nach der Apotheke.

Ein Menschenschwarm stand vor der Tür. Die gute Alte lag zusammengesunken in einem Lehnstuhl, mit unbeweglichen Händen, stierem Ausdruck und ächzte. Zwei Ärzte untersuchten sie. Gebrochen war nichts, aber man fürchtete innere Verletzungen.

Hektor fragte sie:

„Haben Sie große Schmerzen?"

„O ja!"

„Wo denn?"

„Es ist, als ob ich Feuer im Leibe hätte."

Einer der Ärzte trat auf ihn zu:

„Sind Sie der Urheber des Unglücks, mein Herr?"

„Jawohl."

„Man sollte diese Frau in ein Krankenhaus schicken; ich kenne eines, wo sie für sechs Franken täglich Aufnahme fände. Soll ich das Weitere übernehmen?"

Hektor dankte ihm voller Freude und kehrte erleichtert heim.

Seine Frau erwartete ihn in Tränen; er beruhigte sie:

„Es ist nichts, der Frau Simon geht's schon besser, in drei Tagen wird sie wieder auf sein; ich habe sie in ein Krankenhaus geschickt; es ist nichts."

Es ist nichts!

Am nächsten Tage, als er sein Bureau verließ, begab er sich zu Frau Simon, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen.

Er fand sie dabei, wie sie mit zufriedener Miene einen Teller Fettsuppe aß.

„Nun?" fragte er.

Sie antwortete:

„O, mein armer Herr, es wird nicht anders. Ich fühle mich beinahe tot. Es geht um kein Haar besser."

Der Arzt erklärte, man müsse abwarten, da eine Komplikation möglich sei.

Er wartete drei Tage, dann kam er wieder. Die Alte hatte eine gesunde Farbe und klare Augen. Als sie ihn erblickte, begann sie zu ächzen.

„Ich kann kein Glied mehr rühren, mein armer Herr; ich kann nicht mehr. Ich habe genug bis an mein Lebensende."

Ein Schauder durchbebte Hektor bis auf die Knochen. Er fragte den Arzt. Der Arzt erklärte:

„Was wollen Sie, mein Herr, ich weiß nicht, was ich tun soll. Sie brüllt, sobald man sie aufzuheben versucht. Man kann nicht mal ihren Lehnstuhl rücken, ohne daß sie ohrenzerreißende Laute ausstößt. Ich muß ihr glauben, was sie mir sagt, ich stecke nicht in ihrer Haut. Solange ich sie nicht habe gehen sehen, habe ich kein Recht zu der Annahme, daß sie lügt."

Die Alte hörte unbeweglich zu, mit heimtückischem Blick.

Acht Tage verstrichen, dann vierzehn, dann ein Monat, Frau Simon verließ ihren Lehnstuhl nicht. Sie aß von früh bis spät, wurde dick und fett, schwatzte vergnügt mit den andren Kranken, schien an ihre Unbeweglichkeit gewöhnt, als hätte sie die Ruhe wohl verdient mit ihren fünfzig Jahren Treppensteigen, Matratzen Umkehren, Kohlen treppauf Schleppen, Auskehren und Bürsten.

Hektor war verzweifelt. Er kam jeden Tag, fand sie jeden Tag ruhig und heiter; jeden Tag erklärte sie:

„Ich kann kein Glied mehr rühren, mein armer Herr, ich kann nicht."

Jeden Abend fragte Frau von Gribelin, von Angst verzehrt:

„Und Frau Simon?"

Und jedesmal antwortete er, hoffnungslos niedergeschlagen:

„Nichts verändert, absolut nichts."

Man entließ das Kindermädchen, weil man den Lohn



nicht mehr bezahlen konnte. Man sparte noch mehr, die ganze Gratifikation ging drauf.

Da zog Hektor vier berühmte Ärzte zu Rate, um die Alte zu untersuchen. Sie ließ sich befühlen und behorchen und blickte sie mit boshaften Blicken an.

„Man muß sie gehen lassen," sagte der eine.

Sie schrie:

„Ich kann nicht, meine lieben Herren, ich kann nicht."

Da ergriffen sie sie, hoben sie hoch und zerrten sie ein paar Schritt weit. Doch sie entsank ihren Händen und fiel auf den Fußboden, mit so entsetzlichem Geschrei, daß sie sie mit unendlicher Vorsicht auf ihren Lehnstuhl zurücktrugen.

Sie gaben ein zurückhaltendes Gutachten ab, erklärten sie jedenfalls aber für arbeitsunfähig.

Als Hektor seiner Frau diese Kunde brachte, ließ sie sich in einen Stuhl sinken und stammelte:

„Es wäre schließlich das beste, wir nähmen sie ins Haus, das wäre nicht so kostspielig."

Er fuhr auf: „Hier bei uns? Wo denkst du hin?"

Da antwortete sie, jetzt in alles ergeben, mit Tränen in den Augen:

„Was willst du, mein Lieber, ich trage keine Schuld daran!"





Der Einbrecher

„Wenn ich Ihnen doch sage, daß kein Mensch es glauben wird."

„Erzählen Sie trotzdem."

„Gern. Doch zuvörderst drängt es mich, Ihnen zu beteuern, daß meine Geschichte in allen Stücken wahr ist, so unglaublich sie auch erscheinen mag. Nur Maler werden sich nicht darüber wundern, vor allem die von der alten Generation, die jene Zeit der tollen Possen gekannt haben, jene Zeit, wo der Geist des Unfugs so wütete, daß er uns selbst unter den ernstesten Umständen überfiel."

Damit setzte sich der alte Maler rittlings auf einen Stuhl. Dies geschah in dem Speisesaal eines Hotels in Barbizon.

„Also," begann er von neuem, „wir hatten an jenem Abend bei dem armen Sorieul gespeist; jetzt ist er tot; aber er war der wildeste von uns. Wir waren nur unser drei; Sorieul, ich und Le Poittevin, glaub' ich; aber ich will nicht beschwören, daß er es war. Ich spreche, wohlverstanden, von dem Marinemaler Eugen Le Poittevin, der ebenfalls tot ist, nicht von dem Landschaftsmaler, der noch am Leben und voller Talent ist.

Wir hatten bei Sorieul gespeist, das heißt, wir waren betrunken. Nur Le Poittevin war bei Verstand geblieben. Etwas getrübt war der seine zwar auch, aber doch noch leidlich hell. Wir waren damals jung. Wir lagen auf Teppichen in dem kleinen Nebenzimmer des Ateliers und führten übergeschnappte Reden. Sorieul, den Rücken auf der Erde, die Beine auf einem Stuhl, sprach vom Kriege und diskutierte über die Uniformen des Kaiserreiches. Plötzlich sprang er auf, nahm aus einem großen Requisitenschrank einen vollständigen Husaren-Dolman und tat ihn an. Hierauf zwang er Le Poittevin, sich als Grenadier anzuziehen. Und da er Widerstand leistete, ergriffen wir ihn, zogen ihn aus und steckten ihn in eine viel zu große Uniform, in der er schier ertrank.

Ich selbst verkleidete mich als Kürassier. Und Sorieul ließ uns die schwierigsten Exerzitien ausführen. Dann schrie er: „Da wir heute abend Haudegen sind, wollen wir auch trinken wie Haudegen."

Ein Punsch wurde gebraut und heruntergegossen; dann brannte die Flamme zum zweiten Male unter einer Rumbowle. Und wir sangen aus voller Kehle alte Lieder, wie sie einst die alten Krieger der Großen Armee gegrölt hatten.

Plötzlich gebot uns Le Poittevin, der trotz allem Herr seiner Sinne geblieben war, Schweigen. Dann sagte er nach kurzer Pause halblaut: „Ich bin sicher, im Atelier geht jemand." Sorieul stand auf, so gut er konnte, und schrie: „Ein Einbrecher! Was für ein Glück!" Dann stimmte er plötzlich die Marseillaise an:

„Aux armes, citoyens!“

Er stürzte sich auf die an der Wand hängenden Waffen und rüstete uns je nach unseren Uniformen aus. Ich bekam eine Art Muskete und einen Säbel, Le Poittevin ein riesiges Bajonettgewehr, und Sorieul bewaffnete sich selbst, da er nichts Geeignetes fand, mit einer Sattelpistole, die er in seinen Gürtel steckte, sowie mit einem Enterbeil, das er schwenkte. Dann öffnete er behutsam die Ateliertür, und die Armee begab sich auf das verdächtige Gelände.

Als wir in der Mitte des weiten Raumes standen, in dem sich riesige mit Leinewand bespannte Holzrahmen, allerhand Möbel und seltsame, unvermutete Gegenstände befanden, erklärte Sorieul: „Ich ernenne mich zum General. Halten wir Kriegsrat. Du, die Kürassiere, verlegst dem Feinde den Rückzug, das heißt, du schließt die Tür ab. Du, die Grenadiere, begleitest mich.“

Ich führte die befohlene Bewegung aus, dann stieß ich wieder zur Hauptarmee, die eine Rekognoszierung vornahm.

In dem Augenblick, wo ich mich hinter einem großen Wandschirm mit ihr vereinigen wollte, erscholl ein furchtbares Getöse. Ich stürzte, mit meinem Lichte bewaffnet, vor. Le Poittevin hatte soeben mit seinem Bajonett die Brust einer Holzpuppe durchbohrt, während Sorieul ihr den Kopf mit Beilhieben spaltete. Als sie den Irrtum gewahrten, kommandierte der General: „Vorsicht!“ Und die Operationen wurden fortgesetzt.

Zwanzig Minuten lang durchstöberten wir erfolglos alle Ecken und Winkel des Ateliers, als Le Poittevin auf

den Einfall kam, einen riesigen Wandschrank zu öffnen. Er war tief und dunkel, ich streckte den Arm vor, mit dem ich das Licht hielt, und wich verdutzt zurück: ein Mann stand darin, ein lebendiger Mann, der mich anblickte.

Im Nu schloß ich den Schrank zweimal zu, und wir hielten abermals Kriegsrat.

Die Meinungen waren sehr geteilt. Sorieul wollte den Einbrecher ausräuchern, Le Poittevin riet, ihn auszuhungern. Ich schlug vor, den Schrank mit Pulver in die Luft zu sprengen.

Le Poittevins Antrag drang durch; und während er mit seiner großen Flinte auf Posten zog, gingen wir unsere Pfeifen und den Punschrest holen. Dann kampierten wir vor der verschlossenen Tür und tranken dem Gefangenen zu.

Nach einer halben Stunde sagte Sorieul: „Einerlei, ich möcht' ihn mir gern näher ansehen. Wenn wir uns des Gefangenen bemächtigten?"

Ich schrie: „Bravo!" Ein jeder stürzte auf seine Waffen; die Schranktür wurde geöffnet; Sorieul spannte seine ungeladene Pistole und stürzte zuerst hinein.

Wir folgten ihm brüllend. Ein furchtbares Geschubse entstand im Dunkeln, und nach einem unglaublichen Kampfe, der fünf Minuten währte, zogen wir eine Art von weißhaarigem, schmutzigem und zerlumptem Banditen hervor.

Man fesselte ihn an Händen und Füßen, dann setzte man ihn auf einen Lehnstuhl. Er gab keinen Laut von sich.

Da wandte Sorieul sich in feierlicher Betrunkenheit zu uns und sprach:

„Jetzt werden wir diesen Elenden richten."

Ich war derart bekneipt, daß mir dieser Vorschlag ganz natürlich schien.

Le Poittevin wurde mit der Verteidigung beauftragt und ich mit der Anklage.

Er wurde einstimmig, mit Ausnahme der Stimme seines Verteidigers, zum Tode verurteilt.

„Wir wollen ihn hinrichten," versetzte Sorieul. Dann kam ihm ein Gewissensskrupel: „Der Mann darf nicht ohne den Beistand der Religion sterben. Wollen wir nicht einen Priester rufen?" Ich wandte ein, daß es zu spät wäre. Da schlug mir Sorieul vor, dieses Amt zu übernehmen, und er ermahnte den Verbrecher, mir zu beichten.

Der Einbrecher rollte seit fünf Minuten entsetzt die Augen und fragte sich im stillen, mit welcher Art von Menschen er es eigentlich zu tun hätte. Dann stieß er mit hohler Säuferstimme hervor: „Sie machen doch wohl nur Spaß?" Doch Sorieul zwang ihn mit Gewalt auf die Knie nieder, und aus Besorgnis, seine Eltern möchten vergessen haben, ihn taufen zu lassen, goß er ihm ein Glas Rum über den Schädel.

Dann sprach er:

„Beichte dem Herrn hier; dein letztes Stündlein hat geschlagen."

In seiner Ratlosigkeit begann der alte Halunke um Hilfe zu rufen, und zwar mit solcher Gewalt, daß man ihn knebeln mußte, damit nicht alle Nachbarn aufwachten. Da warf er sich auf die Erde, wand und krümmte sich, schmiß die Möbel um und riß Löcher in die Leinewandrahmen. Endlich verlor Sorieul die Geduld und schrie: „Machen wir

ein Ende.“ Dabei zielte er auf dem am Boden liegenden Unglücksmann und drückte den Abzug seiner Pistole los. Der Hahn schlug mit kurzem, hartem Schall auf. Durch sein Beispiel fortgerissen, schoß ich gleichfalls. Meine Steinschloßflinte gab einen Funken von sich, über den ich erstaunte.

Da sprach Le Poittevin feierlich die Worte:

„Haben wir wohl ein Recht, diesen Mann zu töten?“

Sorieul antwortete verblüfft: „Da wir ihn zum Tode verurteilt haben!“

Doch Le Poittevin entgegnete: „Man erschießt keine Zivilisten; dieser gehört vor den Scharfrichter. Wir müssen ihn zur Wache bringen.“

Das Argument schien uns einleuchtend. Wir hoben den Mann auf, und da er nicht gehen konnte, wurde er auf die Platte eines Modelliertisches gelegt, festgebunden, und ich und Le Poittevin nahmen ihn auf die Schultern, während Sorieul, bis an die Zähne bewaffnet, den Transport begleitete.

Der Posten vor der Wache hielt uns an. Der Wachthabende wurde gerufen. Er erkannte uns, und da er täglich Zeuge unseres Unfuges, unserer schlechten Scherze und unserer unglaublichen Einfälle war, so lachte er nur und wies unseren Gefangenen zurück.

Sorieul ließ nicht locker. Da forderte der Soldat uns barsch auf, nach Hause zu gehen und keinen Lärm zu machen.

Die Truppe setzte sich in Marsch und rückte wieder in das Atelier ein. Ich fragte: „Was wollen wir mit dem Einbrecher machen?“

Le Poittevin wurde gerührt und versicherte, der Mann

müßte sehr müde sein. In der Tat sah er aus wie ein Sterbender, so fest war er gebunden, geknebelt und auf das Brett geschnürt.

Ich wurde gleichfalls von heftigem Mitleid befallen, einem betrunkenen Mitleid; ich nahm ihm den Knebel aus dem Munde und fragte: „Na, armer Alter, wie geht's?"

Er stöhnte: „Ich habe genug, verflucht!" Da wurde Sorieul väterlich. Er befreite ihn aus allen seinen Banden, ließ ihn sich setzen, duzte ihn, und um ihn zu stärken, begannen wir alle drei einen neuen Punsch zu brauen. Der Einbrecher saß ruhig in seinem Lehnstuhl und sah uns zu. Als das Getränk fertig war, reichte man ihm ein Glas; wir hätten ihm gern den Kopf gestützt, und wir stießen miteinander an.

Der Gefangene trank soviel, wie ein ganzes Regiment. Doch als der Morgen graute, stand er auf und erklärte mit ruhiger Stimme: „Ich bin leider genötigt, mich zurückzuziehen, da ich nach Hause muß."

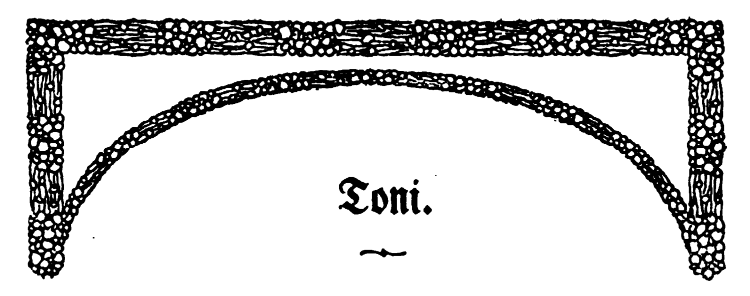
Wir waren verzweifelt und wollten ihn zurückhalten, aber er weigerte sich noch länger zu bleiben.

Da drückten wir ihm die Hände, und Sorieul leuchtete ihm mit seinem Licht im Hausflur, indem er rief: „Geben Sie acht auf die Stufe vor der Haustür."

▫ ▫

Der Erzähler wurde herzlich belacht. Er stand auf, zündete sich seine Pfeife an und setzte hinzu, indem er sich uns gegenüber aufpflanzte:

„Aber das Drolligste an meiner Geschichte ist, daß sie wahr ist."



Toni.

Auf zehn Meilen in der Runde kannte man den Vater Toni, den dicken Toni, Toni „mein feiner“, Anton Mâcheblé, genannt Brändelchen, den Gastwirt von Tournevent.

Durch ihn hatte der Weiler eine Berühmtheit erlangt, ein armseliger Weiler von zehn normännischen Bauernhäusern, von Gräben und Bäumen umgeben, in der Biegung eines engen Tales, das sich zum Meere hinabzog.

Die Häuschen schmiegten sich in die Talschlucht, die mit Gras und Stechginster erfüllt war, gerade hinter dem Knick, der dem Orte den Namen Tournevent*) gegeben hatte. Sie schienen in dieser Einbuchtung Schutz gesucht zu haben, wie die Vögel, die sich an stürmischen Tagen in den Ackerfurchen ducken, Schutz gegen den vollen Seewind, den rauhen Salzwind, der nagt und brennt wie Feuer, der dörrt und zerstört wie Winterfrost.

Der ganze Weiler schien das Besitztum Anton Mâcheblés, genannt Brändelchen, zu sein, den man übrigens ebenso-

---

*) Drehende Schornsteinklappe.

oft Toni oder Toni „mein Feiner“ nannte, wegen einer Redensart, die er beständig brauchte:

„Mein Feiner ist der erste in Frankreich.“

Damit meinte er, wohlverstanden, seinen Kognak.

Seit zwanzig Jahren versah er die Gegend mit seinem Feinen und mit seinem Brändelchen*), denn jedesmal, wenn man ihn fragte: „Was soll ich trinken, Vater Toni?“ antwortete er unveränderlich:

„Ein Brändelchen, lieber Schwiegersohn; das wärmt die Eingeweide und klärt den Kopf; es gibt nichts Besseres für den Körper.“

Er hatte nämlich die Angewohnheit, jeden Menschen „lieber Schwiegersohn“ zu nennen, obgleich er nie eine verheiratete oder heiratsfähige Tochter gehabt hatte.

O ja! man kannte Toni Brändelchen, den dicken Mann, im Kreis, ja selbst im Regierungsbezirk. Sein Haus schien lächerlich klein und niedrig, um ihn zu beherbergen, und wenn man ihn in seiner Tür stehen sah, wo er ganze Tage verbrachte, fragte man sich, wie er in seine Wohnung hineinkam. Er ging aber jedesmal hinein, wenn sich ein Gast einstellte; denn Toni „mein Feiner“, war ein für allemal eingeladen, bei allem, was man in seiner Wirtschaft trank, sein Gläschen mitzutrinken.

Über der Tür auf dem Schilde stand: „Zum Treffpunkt der Freunde“, und Vater Toni war wirklich der Freund der ganzen Gegend. Man kam von Fécamp und von Montivilliers, um ihn zu hören und zu kneipen, während man ihm lauschte,

*) Auf Kaffee abgebrannter Branntwein und Zucker.

denn der dicke Kerl hätte einen Grabstein zum Lachen gebracht. Er hatte eine Art, die Leute aufzuziehen, ohne sie zu erzürnen, mit den Augen zu zwinkern, um das auszudrücken, was er nicht sagte, sich auf den Schenkel zu schlagen, wenn er einen Lachanfall hatte, daß man bei allen seinen Scherzen wider Willen mitlachen mußte. Und dann war es eine Sehenswürdigkeit, ihn trinken zu sehen. Er trank, solange man ihn freihielt, trank alles mit einer Freude in seinem boshaft blinkenden Auge, die aus seinem doppelten Vergnügen hervorging: dem, selbst einen guten Schluck zu trinken, und dem, für die Zeche noch einen guten Batzen einzustreichen.

Die Spaßvögel der Gegend fragten ihn:

„Warum trinkst du nicht das Meer, Vater Toni?"

Er antwortete:

„Das geht nicht aus zwei Gründen: primo, es ist salzig, und zweitio müßte man es auf Flaschen füllen, weil mein Bauch nicht so biegsam ist, um aus der Tasse zu trinken."

Und dann mußte man ihn hören, wie er sich mit seiner Frau zankte. Es war eine solche Komödie, daß man gern seinen Platz bezahlt hätte. Seit den dreißig Jahren ihrer Ehe balgten sie sich täglich, nur mit dem Unterschied, daß Toni hohnlachte, während seine Frau ausfallend wurde. Sie war eine große Bäuerin, die lange Schritte machte und einen Kopf hatte wie eine wütende Nachteule. Sie verbrachte ihre Zeit damit, in einem kleinen Hofe hinter dem Wirtshause Hühner zu ziehen, und war berühmt für die Art, wie sie ihr Federvieh zu mästen wußte.

Wenn in Fécamp bei den Wohlhabenden ein Diner stattfand, so durfte, wenn die Mahlzeit schmecken sollte, ein Huhn der Mutter Toni nicht fehlen.

Aber sie war mürrisch von Natur und zeitlebens unzufrieden geblieben. Sie war auf alle Welt erbost, besonders aber auf ihren Gatten. Sie ärgerte sich über seine Lustigkeit, seinen Ruf, seine Gesundheit und Wohlbeleibtheit. Sie behandelte ihn als Taugenichts, weil er Geld verdiente, ohne etwas zu tun, weil er für zehn aß und trank, und es verging kein Tag, wo sie nicht mit wütender Miene erklärte:

„So ein Freßsack wie du gehört besser in den Schweinestall. Fett hat er an sich, daß einem übel wird."

Und ihm ins Gesicht schreiend:

„Warte, warte nur ein Weilchen; wir werden ja sehen, was passieren wird, wir werden ja sehen! Du wirst platzen wie ein Mehlsack, du aufgedunsener Kerl du!"

Toni lachte aus vollem Herzen, indem er sich auf den Bauch schlug und antwortete:

„Ha! Du Hühnermutter! Versuch doch dein Federvieh so zu mästen! Versuch's doch, damit man sieht, ob du's kannst!"

Und den Ärmel über seinen fetten Arm zurückschlagend:

„Das ist ein Flügel, Mutter, das ist einer!"

Und die Gäste schlugen mit der Faust auf die Tische und krümmten sich vor Lachen, stampften mit den Füßen auf den Boden und spien in ihrem Freudentaumel auf die Erde.

Die Alte fuhr wütend fort:

„Warte nur ein bißchen . . . Warte nur ein bißchen...

Wir werden ja sehen, was passieren wird . . . Du wirst platzen wie ein Mehlsack!"

Damit ging sie unter dem Gelächter der Gäste wutschnaubend hinaus.

In der Tat: Toni gab eine erstaunliche Figur ab, so dick und fett, rot und kurzatmig war er geworden. Er war einer jener Kolosse, mit denen der Tod Kurzweil zu treiben scheint, durch Listen, Lächerlichkeiten und possenhafte Niederträchten, mit denen er sein langsames Zerstörungswerk in unwiderstehliche Komik kleidet. Statt sich, wie bei anderen Menschen, in den weißen Haaren, in Magerkeit und Runzeln, in zunehmendem Verfall zu bekunden, der einen ausrufen läßt: „Wetter, hat der sich verändert!" vergnügte er sich bei ihm damit, ihn kolossal und grotesk zu machen, ihn mit Rot und Blau anzumalen, ihn aufzublasen, ihm den Anschein einer übermenschlichen Gesundheit zu geben; und die Entstellungen, die er allen Menschen antut, wurden bei diesem lächerlich, burlesk, amüsant, statt düster und bemitleidenswert zu sein.

„Warte nur ein bißchen!" wiederholte Mutter Toni immer wieder, „wir werden ja sehen, was passiert!"

— — — — — — — — — — —

Es passierte das, daß Toni einen Schlaganfall bekam und gelähmt blieb. Man bettete den Koloß in dem Kämmerchen hinter der Wirtsstube, damit er hören konnte, was nebenan gesprochen wurde, und mit den Freunden zu plaudern vermochte, denn sein Kopf war frei geblieben, während sein Körper, sein Riesenkörper, den man weder aufheben noch

von der Stelle schaffen konnte, unbeweglich blieb. Anfangs hoffte man noch, daß seine dicken Beine wieder etwas zu Kräften kommen würden, aber diese Hoffnung schwand alsbald, und Toni „mein Feiner“ verbrachte seine Tage und Nächte in seinem Bett, das nur einmal in der Woche gemacht wurde, und zwar mit Hilfe von vier Nachbarn, die den Gastwirt an allen vieren hochhoben, während sein Strohsack umgedreht wurde.

Er blieb trotzdem guter Laune; doch seine Lustigkeit war jetzt anders, schüchterner, bescheidener. Wie ein kleines Kind fürchtete er sich vor seiner Frau, die den ganzen Tag kreischte:

„Da liegt er nun, der dicke Qualst, da liegt er nun, der Taugenichts, der Faulenzer, der alte Süffel! Das hat gut geendet, das hat gut geendet!“

Er antwortete nicht mehr. Er blinzelte nur hinter dem Rücken der Alten mit den Augen und drehte sich auf seinem Lager um, die einzige Bewegung, deren er fähig blieb. Diese Übung nannte er einen „Dreher nach Norden“ oder einen „Dreher nach Süden“.

Seine Hauptzerstreuung war jetzt die, den Gesprächen in der Wirtsstube zuzuhören und sich durch die Wand zu unterhalten, wenn er die Stimmen von Freunden erkannte. Dann schrie er:

„He, Schwiegersohn, bist du's, Célestin?“

Und Célestin Maloisel antwortete:

„Ich bin's, Vater Toni. Hüpfst du wieder, altes Kaninchen?“

Toni „mein Feiner“ entgegnete:

„Mit dem Hüpfen ist's noch nichts. Aber ich bin nicht abgemagert, der Kasten ist noch voll.

Bald ließ er die nächsten Bekannten in sein Stübchen kommen, und man leistete ihm Gesellschaft, obwohl es ihm hart ankam, daß man ohne ihn trank. Er sagte immer wieder:

„Das macht mir Kummer, Schwiegersohn, daß ich nicht mehr von meinem Feinen trinken kann, Himmeldonnerwetter. Der Rest, auf den pfeif' ich, aber daß ich nicht mehr kneipen kann, das macht mir Kummer.“

Dann erschien Mutter Tonis Nachteulenkopf im Fenster. Sie schrie:

„Guckt ihn nur an! Guckt ihn nur jetzt an, den dicken Faulenzer, den ich füttern muß, waschen muß, putzen muß wie ein Schwein.“

Und wenn die Alte verschwunden war, flog manchmal ein Hahn mit buntem Gefieder auf das Fensterbrett, blickte mit seinen runden, neugierigen Augen in das Zimmer und krähte helltönend. Und manchmal flogen auch zwei, drei Hühner bis zum Bettende und pickten Krumen vom Boden auf.

Tonis Freunde verließen bald die Wirtsstube und setzten sich jeden Nachmittag rings um das Bett des dicken Mannes, um zu plaudern. Auch jetzt, wo er bettlägerig war, amüsierte der Spaßmacher Toni sie noch. Er hätte den Teufel zum Lachen gebracht, der Spitzbube! Drei kamen jeden Tag wieder: Céléstin Maloisel, ein großer, magerer Geselle, etwas krumm wie ein Apfelbaum, Prosper Horslaville, ein kleiner, dürrer Kerl mit einer Spürnase, boshaft, gerieben wie ein

Fuchs, und Cäsar Paumelle, der nie ein Wort sprach, sich aber trotzdem amüsierte.

Man brachte vom Hofe ein Brett herein, legte es auf den Bettrand und spielte Domino, weiß Gott! angestrengte Partien, die von zwei bis sechs Uhr währten.

Aber Mutter Toni wurde bald unerträglich. Sie litt es nicht, daß ihr großer Faulenzer von Mann fortfuhr, sich zu zerstreuen, indem er im Bette Domino spielte; und jedesmal, wenn sie sah, daß eine Partie angefangen wurde, kam sie wütend hereingeschossen, warf das Brett um, ergriff das Spiel, trug es in die Wirtsstube zurück und erklärte, es sei gerade genug, den dicken Fettkloß zu füttern und immerfort mitansehen zu müssen, wie er sich unterhielte, als ob er die andern Menschen, die den ganzen Tag arbeiten müßten, zum besten hielte.

Célestin Maloisel und Cäsar Paumelle duckten den Kopf, aber Prosper Horslaville reizte die Alte und belustigte sich über ihre Wut.

Eines Tages, als er sie wütender sah als gewöhnlich, sagte er zu ihr:

„He, Mutter, wißt Ihr, was ich an Eurer Stelle täte?“

Sie stand verdutzt, da sie glaubte, daß er sich über sie lustig machte, und beobachtete das schmale, verschmitzte Gesicht des Bauern, der folgendermaßen fortfuhr:

Er antwortete:

„Euer Mann ist heiß wie 'n Backofen, weil er nie aus dem Bette kommt. Ich ließ' ihn Eier ausbrüten.“

Sie wartete auf seine Erklärung und blickte ihn mit ihren Eulenaugen starr an.

„Ich tät' ihm fünf unter einen Arm, fünf unter den andern, am selben Tage, wo ich einer Bruthenne Eier unterlegte. Dann kämen sie gleichzeitig aus. Und wenn sie 'raus wären, gäb' ich Eurer Henne die Küken Eures Mannes zum Aufziehen. Das gäbe Hühner, Mutter!"

Verblüfft fragte die Alte:

„Geht denn das?"

„Ob das geht!" fuhr der Mann fort. „Warum soll es nicht gehen? Wenn man Eier in einen Brutkasten ausbrütet, kann man sie doch auch in 'nem Bett ausbrüten!"

Diese Begründung leuchtete ihr ein. Sie ging nachdenklich und besänftigt hinaus.

Eines Tages kam sie in Tonis Stube, die Schürze voll Eier. Sie sagte:

„Ich hab' die Gelbe aufs Nest gesetzt mit zehn Eiern. Hier sind noch zehn für dich. Sieh dich vor, daß du sie nicht zerbrichst."

Verdutzt fragte Toni: „Was willst du?"

„Ich will, daß du sie ausbrütest, Taugenichts."

Zuerst lachte er; dann, als sie darauf bestand, wurde er grob, widersetzte sich und wies es entschieden zurück, daß ihm Hühnereier unter seine dicken Arme gelegt wurden, damit er sie durch seine Bettwärme ausbrütete.

Da erklärte die Alte wütig:

„Du kriegst kein Essen, solange du sie nicht nimmst. Wir werden ja sehen, was passieren wird."

Toni wurde es bang zumute. Er gab keine Antwort.

Als er Mittag läuten hörte, rief er:

„He! Mutter, ist die Suppe gekocht?“

Die Alte schrie aus ihrer Küche:

„Es gibt keine Suppe für dich, dicker Faulenzer.“

Er glaubte, sie scherzte, und wartete; dann bat er, flehte, fluchte, machte verzweifelt Dreher nach Norden und nach Süden, schlug mit der Faust gegen die Wand, mußte sich aber schließlich doch dazu bequemen, daß fünf Eier unter seine linke Seite gelegt wurden.

Als seine Freunde kamen, hielten sie ihn für sehr krank, weil er so komisch und behindert schien.

Dann spielten sie ihre tägliche Partie. Aber Toni schien gar keinen Gefallen daran zu finden und streckte die Hand nur mit größter Langsamkeit und unendlicher Vorsicht aus.

„Dein Arm ist dir wohl festgebunden?“ fragte Horslaville.

Toni antwortete:

„Ich hab' es so schwer in der Schulter.“

Plötzlich hörte man jemand die Wirtsstube betreten, und die Spieler schwiegen still.

Es war der Bürgermeister mit dem Adjunkten. Sie bestellten zwei Gläser „Feinen“ und begannen über Dorfangelegenheiten zu plaudern. Da sie nur leise sprachen, wollte Toni sein Ohr an die Wand legen; er vergaß seine Eier und machte einen raschen „Dreher nach Norden“. Die Folge war, daß er auf einen Eierkuchen zu liegen kam.

Er fluchte laut; Mutter Toni kam herbeigestürzt, und das Unglück ahnend, enthüllte sie es mit einem Griff. Zu-

erst stand sie unbeweglich, voller Entrüstung. Die Stimme versagte ihr angesichts dieses gelben Umschlages, der auf der Seite ihres Mannes klebte.

Dann stürzte sie sich zornbebend auf den Gelähmten und begann ihn kräftig auf den Bauch zu hauen, wie wenn sie ihre Wäsche am Teiche schlüge. Ihre Hände klatschten umschichtig mit dumpfem Schall nieder, so rasch wie die Vorderpfoten eines Kaninchens, das „Männchen macht".

Die drei Freunde Tonis barsten vor Lachen. Sie husteten, niesten, stießen Schreie aus, und der dicke Mann, ganz verdutzt, wehrte die Angriffe seiner Frau vorsichtig ab, damit nicht auch noch die fünf Eier, die er auf der andern Seite liegen hatte, zerbrachen.

— — — — — — — — — — —

Toni war besiegt. Er mußte brüten, den Dominopartien entsagen, auf jede Bewegung verzichten, denn die Alte entzog ihm unerbittlich die Nahrung, sobald er ein Ei zerbrach.

Er lag unbeweglich auf dem Rücken und starrte die Zimmerdecke an, hielt die Arme hoch wie Flügel und wärmte die künftigen Hühner, die in den weißen Eierschalen schliefen, an seinem Körper.

Er sprach nur noch halblaut, als ob er Geräusch ebenso fürchtete wie Bewegungen, und war besorgt um die gelbe Bruthenne, die im Hühnerstall das gleiche Geschäft verrichtete.

Er fragte seine Frau:

„Hat die Gelbe am Abend gefressen?"

Und die Alte ging von ihren Hühnern zu ihrem Manne

und von ihrem Manne zu ihren Hühnern, wie besessen von Fürsorge um die Küken, die in dem Bett und dem Nest ausgebrütet wurden.

Die Leute vom Dorfe, die diese Geschichte erfahren hatten, kamen neugierig und mit ernster Miene, um nach Toni zu fragen. Sie traten mit leisen Schritten ein, wie man zu Kranken kommt, und fragten teilnahmsvoll:

„Na, wie geht's?“

Toni antwortete: „O, es geht schon; aber das macht verdammt heiß. Mir kribbelt's wie Ameisen über die Haut.“

Eines Morgens kam seine Frau aufgeregt herein und erklärte:

„Die Gelbe hat sieben ausgebrütet. Drei Eier sind schlecht.“

Toni fühlte sein Herz pochen. Wie viele würde er wohl kriegen?

„Also geht's bald los?“ fragte er mit der Bangigkeit einer Frau, die vor der Geburt steht.

Die Alte antwortete mit wütiger Miene, von der Furcht eines Mißerfolges gepeinigt:

„Muß wohl sein!“

Sie warteten. Die Freunde waren benachrichtigt, daß die Zeit heranrückte, und erschienen alsbald, selbst besorgt.

Man schwatzte davon in den Häusern. Man erkundigte sich an den Türen der Nachbarn.

Gegen drei Uhr schlief Toni ein. Er schlief jetzt halbe Tage lang. Plötzlich weckte ihn ein ungewohntes Kribbeln unter dem rechten Arm. Er griff sofort mit der linken Hand

hin und zog ein mit gelben Flaumfedern bedecktes Tier hervor, das in seiner Hand zappelte.

Er war derart erregt, daß er laut schrie. Er ließ das Küken los, das über seine Brust lief. Die Wirtsstube war voller Menschen. Die Trinker stürzten herbei, erfüllten die Stube, umstanden ihn wie einen Gaukler; und die Alte, die gleichfalls herbeigeeilt war, zog das Küken vorsichtig unter dem Bart ihres Gatten hervor, unter den es geschlüpft war.

Lautlose Stille herrschte. Es war ein warmer Apriltag. Durch das offene Fenster hörte man das gelbe Huhn glucksen und seine Neugeborenen rufen.

Toni schwitzte vor Aufregung, Angst und Besorgnis.

„Jetzt hab' ich noch eins unter dem linken Arm", flüsterte er.

Seine Frau steckte ihre große, knochige Hand in das Bett und zog ein zweites Küken hervor, mit den vorsichtigen Bewegungen einer Hebamme.

Die Nachbarn wollten es sehen. Man reichte es herum und besah es aufmerksam wie ein Wundertier.

In den nächsten zwanzig Minuten kroch keines aus; dann kamen vier auf einmal aus ihren Schalen.

Die Umstehenden machten einen großen Spektakel. Und Toni lächelte, zufrieden mit seinem Erfolge, allmählich stolz werdend auf diese merkwürdige Vaterschaft. So einen hatte man doch noch nicht oft gesehen! Er war wirklich ein närrischer Kauz.

„Das macht sechs", erklärte er. „Donnerwetter, das gibt 'ne Taufe!"

Schallendes Gelächter brach unter den Zuschauern aus. Neue Gäste erfüllten die Wirtsstube, andere warteten vor den Türen. Man fragte sich:

„Wieviel sind's denn?"

„Sechs."

Mutter Toni trug diesen Familienzuwachs zu der Henne, und diese gluckste verzweifelt, sträubte ihr Gefieder und öffnete die Flügel ganz weit, um die zunehmende Schar ihrer Küken zu schirmen.

„Da kommt noch eins!" rief Toni.

Er hatte sich geirrt: es waren drei! Das war ein Triumph. Das letzte Küken sprengte seine Schale um sieben Uhr abends. Alle Eier waren gut! Und Toni in seinem Freudentaumel, im Gefühl der Befreiung und des Stolzes küßte das zarte Geschöpf auf den Rücken, daß es fast an seinen Lippen erstickte. Er wollte es bis zum nächsten Morgen im Bette behalten. Er empfand eine mütterliche Zärtlichkeit für das winzige Wesen, dem er das Leben geschenkt hatte; doch die Alte trug es fort wie die andern, ohne auf das Flehen ihres Mannes zu hören.

Die Zuschauer gingen entzückt von dannen, über das Ereignis vertraulich plaudernd; und Horslaville, der bis zuletzt geblieben war, fragte:

„Sag' mal, Vater Toni, lädst du mich ein, wenn vom ersten Frikassee gemacht wird?"

Bei dem Gedanken an Hühnerfrikassee erglänzte Tonis Gesicht, und der dicke Mann antwortete:

„Ei gewiß lad' ich dich ein, Schwiegersohn!"



Das Gasthaus

Wie alle aus Holz gebauten Gasthäuser in den Hochalpen am Fuße der Gletscher, in den felsigen, kahlen Hochtälern, welche die weißen Gipfel der Berge durchbrechen, dient auch das Gasthaus an der Schwarenbach als Unterkunft für die über die Gemmi Wandernden.

Es ist sechs Monate hindurch geöffnet und wird von der Familie Hauser bewohnt. Dann, sobald der Schnee sich häuft, das Tal erfüllt und den Abstieg nach Leuk verwehrt, ziehen die Frauen, der Vater und die drei Söhne fort und lassen als Wächter des Hauses den alten Kasper Hari und den jungen Führer Ulrich Kunsi zurück, mit Sam, dem großen Alpenhund.

Die beiden Männer und das Tier bleiben bis zum Frühjahr in diesem Schneekerker, vor sich nichts als den ungeheuren weißen Absturz des Balmhorns, umgeben von bleichen, leuchtenden Gipfeln, umschlossen, abgesperrt, begraben von dem immer höher steigenden Schnee, der das Häuschen einschließt, erdrückt und zudeckt, sich auf dem Dach anhäuft, bis zu den Fenstern steigt und die Tür vermauert.

Der Tag, wo die Familie Hauser nach Leuk zurück-

kehren sollte, war wieder da. Der Winter nahte und der Abstieg wurde gefährlich.

Drei Maultiere gingen voran, mit Kleidern und Gepäck beladen und von den drei Söhnen geführt. Dann bestiegen die Mutter, Johanna Hauser, und ihre Tochter Luise ein viertes Maultier und ritten ebenfalls ab.

Der Vater folgte, von den beiden Wächtern begleitet, die die Familie bis zur Paßhöhe vor dem Abstieg geleiten sollten.

Sie zogen zuerst um den kleinen, jetzt zugefrorenen See herum, der in der Tiefe des großen, vor dem Wirtshaus sich öffnenden Felstrichters lag. Dann folgten sie dem Tale, das, hell wie ein Tischtuch, auf allen Seiten von Schneegipfeln eingefaßt wurde.

Eine Flut von Sonnenlicht ergoß sich über die weiße, leuchtende Eiswüste und entzündete sie zu kalten, blendenden Flammen. Kein Leben erschien in diesem Meere von Bergen. Nichts regte sich in dieser ungeheuren Einsamkeit; kein Laut störte ihre tiefe Stille.

Nach und nach ließ der junge Führer Ulrich Kunsi, ein großer Schweizer mit langen Beinen, Vater Hauser und den alten Kasper Hari hinter sich, um das Maultier, auf dem die beiden Frauen ritten, einzuholen.

Die jüngere sah ihn kommen und schien ihn mit traurigen Blicken zu rufen. Sie war eine blonde kleine Älplerin, deren milchweiße Backen und aschfahle Haare durch den langen Aufenthalt in der Gletscherwelt ausgebleicht schienen.

Als er das Maultier eingeholt hatte, legte er die Hand auf dessen Kruppe und ging langsamer. Mutter Hauser be-

gann mit ihm zu plaudern und erteilte ihm allerlei Ratschläge für die Winterszeit mit endlosen Einzelheiten. Es war das erste Mal, daß er dort oben blieb, während der alte Hari schon vierzehn Winter im Schnee in dem Gasthaus an der Schwarenbach zugebracht hatte.

Ulrich Kunsi hörte zu, schien aber nicht zu verstehen und blickte unausgesetzt das junge Mädchen an. Von Zeit zu Zeit antwortete er: „Ja, Frau Hauser." Doch seine Gedanken schienen weit ab, und sein ruhiges Gesicht blieb völlig gleichgültig.

Sie erreichten den Daubesee, dessen lange, gefrorene Fläche sich wagerecht in dem Talboden dehnte. Rechts ragten die schwarzen, senkrechten Felsen des Daubenhorns neben den ungeheuren Moränen des Lämmerngletschers, vom Wildstrubel überragt.

Als sie sich dem Gemmipaß näherten, wo der Abstieg nach Leuk beginnt, erblickten sie plötzlich die riesige Kette der Walliser Alpen, durch das tiefe und breite Rhônetal von ihnen getrennt.

Es war ein ganzes Volk von weißen, mannigfachen Gipfeln, spitz oder plattgedrückt und in der Sonne leuchtend, die Mischabel mit ihren zwei Hörnern, der gewaltige Bergstock des Weißhorns, das plumpe Brunneghorn, die hohe, furchtbare Pyramide des Matterhorns, die so zahlreiche Opfer fordert, und die Dent blanche, diese ungeheure Kokette.

Und davor, sich zu Füßen, in einem entsetzlichen Abgrund, erblickten sie ganz unten Leuk, dessen Häuser Sandkörnern glichen, die in die riesige Felskluft geworfen waren, welche die Gemmi abschließt und sich drunten nach der Rhône öffnet.

Das Maultier machte am Rande des Saumpfades halt, der sich an der senkrechten Felswand bis zu dem kleinen, fast unsichtbaren Dorfe zu ihren Füßen in unaufhörlichen Zickzacklinien phantastisch und wunderbar hinabwindet. Die beiden Frauen sprangen in den Schnee.

Die beiden Alten hatten sie eingeholt.

„Vorwärts," sagte Vater Hauser, „Lebewohl und guten Mut; auf nächstes Jahr, Freunde!"

Der alte Hari wiederholte: „Auf nächstes Jahr!"

Sie küßten sich. Dann hielt auch Frau Hauser ihre Backen hin, und das junge Mädchen tat desgleichen.

Als Ulrich Kunsi an die Reihe kam, flüsterte er ihr ins Ohr: „Vergeßt nicht die da oben." Sie antwortete „Nein," doch so leise, daß er es nur erriet, nicht hörte.

„Vorwärts, mit Gott," wiederholte Johann Hauser, „und gute Gesundheit."

Er ging vor den Frauen her, und der Abstieg begann.

Bald verschwanden alle drei bei der ersten Straßenbiegung.

Und die beiden Männer kehrten zu dem Gasthaus an der Schwarenbach zurück.

Sie gingen langsam, Seite an Seite, ohne zu sprechen. Nun war alles zu Ende; vier, fünf Monate lang würden sie allein miteinander bleiben.

Da begann Kasper Hari sein Leben im vergangenen Winter zu erzählen. Er war mit Michel Canot oben geblieben, der jetzt zu alt war, um noch einmal dieses Leben zu führen; denn es konnte ihm während dieser langen Einsamkeit etwas

zustoßen. Übrigens langweilten sie sich nicht. Es kam nur darauf an, sich vom ersten Tage ab hineinzufinden; und man dachte sich schließlich Zerstreuungen, Spiele und mancherlei Zeitvertreib aus.

Ulrich Kunsi hörte ihm mit niedergeschlagenen Blicken zu und folgte in Gedanken denen, die auf den zahllosen Windungen der Gemmi nach dem Dorfe hinabzogen.

Bald erblickten sie das Gasthaus. Es war kaum sichtbar vor Kleinheit, ein schwarzer Punkt am Fuße der ungeheuren Schneewoge.

Als sie die Tür öffneten, sprang Sam, der große, kraushaarige Alpenhund, ihnen entgegen.

„Vorwärts, Junge," begann der alte Kasper, „wir haben jetzt keine Frauen, wir müssen uns das Essen selbst kochen. Du kannst die Kartoffeln schälen."

Damit setzten sich beide auf Holzschemel und begannen ihre Suppe zu bereiten.

Der nächste Morgen erschien Ulrich Kunsi endlos. Der alte Hari rauchte und spie in den Kamin, während der junge Mann durch das Fenster auf das weißleuchtende Gebirge gegenüber dem Hause schaute.

Am Nachmittag ging er hinaus und machte den Weg vom vergangenen Tage noch einmal. Er suchte im Schnee die Hufspuren des Maultieres, das die beiden Frauen getragen hatte. Als er die Paßhöhe erreicht hatte, legte er sich am Rande des Abgrundes platt auf den Boden und starrte nach Leuk hinunter.

Das Dorf in seinem Felsenabgrund lag noch nicht im Schnee, obwohl dieser schon ganz nahe kam. Er wurde durch

die Fichtenwälder gehemmt, welche die Umgebung schützten. Die niedrigen Häuser erschienen von oben wie Pflaster auf einer Wiese.

In einer dieser grauen Hütten saß nun die kleine Hauser. In welcher? Ulrich Kunsi war zu weit, um jede einzelne zu unterscheiden. Wie gern wäre er hinabgestiegen, so lange er es noch konnte!

Doch die Sonne war hinter dem gewaltigen Gipfel des Wildstrubel verschwunden, und der junge Mann kehrte heim. Vater Hari rauchte. Als er seinen Gefährten zurückkommen sah, schlug er ihm eine Kartenpartie vor, und sie setzten sich einander gegenüber an die beiden Tischseiten.

Sie spielten lange Zeit, ein einfaches Spiel, das sogenannte Briskespiel, dann aßen sie Abendbrot und legten sich zur Ruhe.

Die folgenden Tage waren wie der erste: hell und kalt, ohne Neuschnee. Der alte Kasper verbrachte seine Nachmittage damit, die Adler und die seltenen Vögel zu beobachten, die sich auf diese vereisten Gipfel hinaufwagten, während Ulrich regelmäßig nach der Paßhöhe wanderte, um das Dorf zu betrachten. Dann spielten sie Karten, Würfel, Domino, gewannen und verloren kleine Einsätze, um ihre Partie etwas anregend zu machen.

Eines Morgens rief Hari, der zuerst aufgestanden war, seinen Gefährten. Eine treibende Wolke, tief und leicht, senkte sich wie weißer Schaum auf sie nieder, umhüllte sie lautlos und begrub sie allmählich unter einer dichten, schweren Flaumdecke. Das währte vier Tage und vier Nächte. Man mußte die Tür und die Fenster freimachen, einen Gang graben und

Stufen schlagen, um auf die Höhe dieses Eisstaubes hinaufzugelangen, den zwölf Stunden Frost härter gemacht hatten als den Granit der Moränen.

Fortan lebten sie wie Gefangene und wagten sich aus ihrer Behausung nicht mehr hinaus. Sie hatten sich in die häuslichen Geschäfte geteilt und verrichteten sie regelmäßig. Ulrich Kunsi hatte das Reinemachen und Waschen, alle Arbeiten der Sauberkeit übernommen. Er spaltete auch das Holz, während Kasper Hari das Kochen besorgte und das Feuer unterhielt. Ihre eintönigen, regelmäßigen Arbeiten wurden durch lange Karten- und Würfelpartien unterbrochen. Nie zankten sie sich, denn sie waren beide ruhig und sanftmütig. Ja, nie wurden sie ungeduldig, mißlaunig oder gebrauchten bittre Worte, denn sie hatten für dies Winterquartier auf den Bergen einen Vorrat von Geduld aufgespeichert.

Bisweilen griff der alte Kasper zur Flinte und ging auf die Gemsjagd; hin und wieder brachte er eine Gemse heim. Dann ging es in dem Wirtshaus an der Schwarenbach festlich her, und das frisch Fleisch war ein Hochgenuß.

Eines Morgens zog er wieder los. Das Thermometer draußen stand auf 18 Grad unter Null. Die Sonne war noch nicht aufgegangen; der Jäger hoffte die Gemsen an den Vorbergen des Wildstrubels zu erpirschen.

Ulrich war allein geblieben und lag bis um zehn Uhr im Bett. Er war ein Langschläfer; jedoch er hätte nie gewagt, seiner Neigung in Gegenwart eines alten Führers zu frönen, der stets lebendig und früh auf war.

Er frühstückte langsam mit Sam, der seine Tage und Nächte gleichfalls damit verbrachte, vor dem Feuer zu schlafen. Dann fühlte er sich traurig, ja selbst entsetzt durch die Einsamkeit und von dem Bedürfnis der täglichen Kartenpartie geplagt, wie bei jeder unbezwinglichen Gewohnheit.

Er ging aus, um seinem Gefährten entgegenzukommen, der um vier Uhr heimkehren mußte.

Der Schnee hatte das ganze tiefe Tal eingeebnet, die Schluchten ausgefüllt, die beiden Seen zugedeckt, die Felsen gekrönt. Zwischen den ungeheuren Gipfeln war nichts mehr als ein regelmäßiges, blendendes, eisiges Becken.

Seit drei Wochen war Ulrich nicht mehr an den Rand des Abgrundes gegangen, von dem er auf das Tal hinabgeblickt hatte. Er wollte einmal wieder dorthin, bevor er die Abhänge des Wildstrubels erklomm. Auch Leuk lag jetzt tief im Schnee, und die Häuser waren nicht mehr zu erkennen, begraben unter dieser weißen Decke.

Dann wandte er sich nach rechts und stieg zu dem Lämmerngletscher empor. Er ging in seinem langen Älplerschritt und stieß den eisenbeschlagenen Bergstock in den steinharten Schnee. Er spähte mit seinem scharfen Auge nach einem kleinen schwarzen Punkt, der sich in der Ferne auf diesem riesigen Leichentuche bewegte.

Als er den Gletscher erreicht hatte, blieb er stehen und fragte sich, ob der Alte wohl diesen Weg genommen hätte; dann begann er mit rascherem, unruhigerem Schritt die Moräne entlang zu gehen.

Der Tag sank; der Schnee wurde rosig; ein trockener,

eisiger Wind wehte in plötzlichen Stößen über die kristallene Fläche. Ulrich stieß einen scharfen, zitternden, langhallenden Ruf aus. Die Stimme hallte in dem Todesschweigen der Berge; ihr Schall setzte sich fort über die unbeweglichen, tiefen Wogen von gefrorenem Schnee wie ein Vogelschrei über den Schaum der Meereswellen. Dann verklang sie und weckte keine Antwort.

Er ging weiter. Die Sonne war drüben hinter den Gipfeln verschwunden, die der Widerschein des Himmels noch vergoldete; aber der Talboden wurde aschgrau. Und der junge Mann empfand plötzlich Furcht. Ihm war, als durchdrängen ihn die Stille, der Frost, die Einsamkeit, der eisige Tod dieser Berge, als ließen sie sein Blut stocken und gefrieren, seine Glieder erstarren, als machten sie ihn zu einem regungslosen, vereisten Wesen. Und er begann zu laufen, nach seinem Hause zu flüchten. Der Alte, so meinte er, mußte während seiner Abwesenheit heimgekehrt sein. Er hatte einen andren Weg eingeschlagen und saß nun gewiß am Feuer, mit einer toten Gemse zu seinen Füßen.

Bald erblickte er das Gasthaus. Kein Rauch entstieg ihm. Ulrich lief schneller, riß die Tür auf. Sam stürzte auf ihn los, um ihn zu begrüßen, aber Kasper Hari war nicht heimgekehrt.

Verdutzt drehte Kunsi sich nach allen Seiten um, als ob er seinen Gefährten in einem Winkel vermutet hätte. Dann legte er das Feuer nach und kochte die Suppe, stets in der Hoffnung, den Greis eintreten zu sehen.

Von Zeit zu Zeit ging er hinaus, um zu sehen, ob er

noch nicht kam. Es war Nacht geworden, die bleifarbene Nacht der Berge, die bleiche, fahle Nacht, in die vom Himmelsrand die gelbe Mondsichel hineinschien, ehe sie hinter den Gipfeln verschwand.

Dann kehrte der junge Mann zurück, setzte sich, wärmte sich die Füße und Hände und sann darüber nach, was Kasper zugestoßen sein mochte.

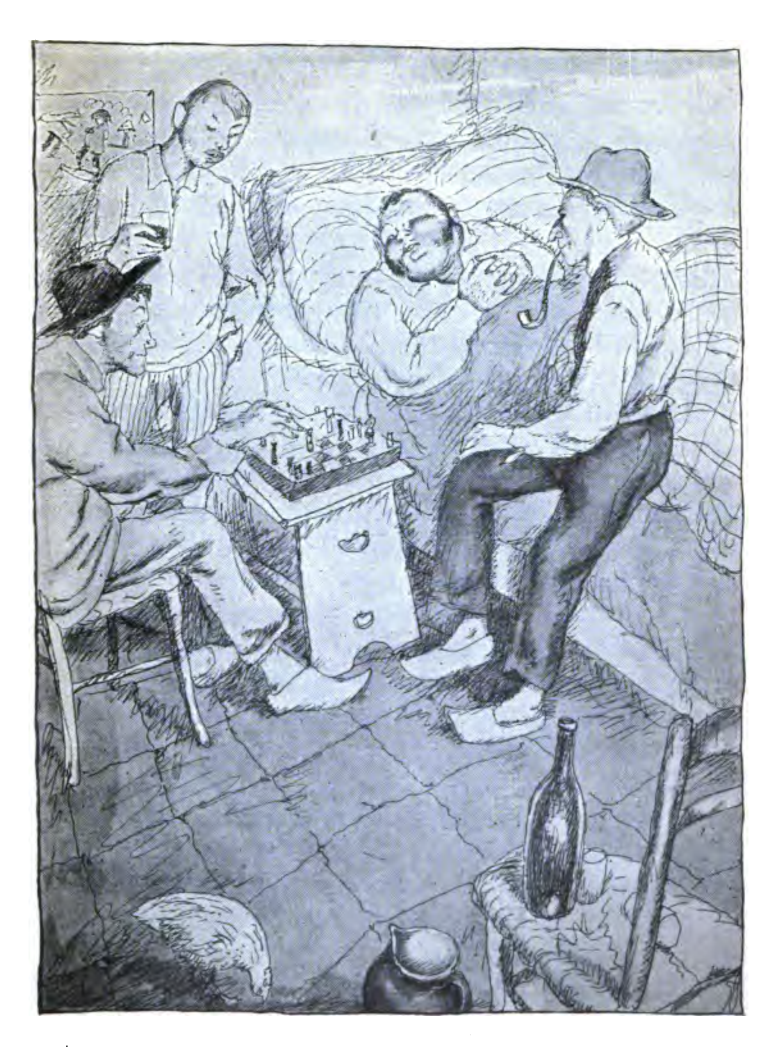
Er konnte ein Bein gebrochen haben, in ein Loch gefallen sein, sich vertreten und das Fußgelenk verstaucht haben. Und nun lag er im Schnee, von dem Frost erfaßt und durchdrungen, Verzweiflung im Herzen, verloren, vielleicht um Hilfe rufend, aus voller Kehle in die Nacht hinausschreiend.

Aber wo? Das Gebirge war so ausgedehnt, so schwer passierbar, die Zugänge so gefahrvoll, namentlich zu dieser Jahreszeit, daß man zehn oder zwanzig Führer nötig gehabt hätte und acht Tage lang nach allen Richtungen hätte suchen müssen, um einen Menschen in dieser grenzenlosen Einöde zu finden.

Ulrich Kunsi entschloß sich nichtsdestoweniger mit Sam hinauszugehen, wenn Kasper Hari nicht zwischen Mitternacht und ein Uhr zurück war.

Und er traf seine Vorbereitungen.

Er tat für zwei Tage Lebensmittel in seinen Sack, nahm seine Steigeisen, wickelte sich einen langen, dünnen und starken Strick um die Hüften, prüfte seinen Bergstock und den Eispickel, mit dem man Stufen ins Eis schlägt, und wartete dann. Das Feuer brannte im Kamin; der große Hund



schnarchte im Feuerschein; die Wanduhr schlug wie ein Herz ihre regelmäßigen Schläge in ihrer schallenden Holzschale.

Er wartete und lauschte gespannt auf die fernen Geräusche. Er schauderte zusammen, wenn der leichte Wind über das Dach und die Mauern fuhr.

Es schlug Mitternacht; er erbebte. Dann, als er fühlte, daß er zitterte und ängstlich war, setzte er Wasser aufs Feuer, um heißen Kaffee zu trinken, ehe er sich auf den Weg machte.

Als die Uhr eins schlug, stand er auf, weckte Sam, öffnete die Tür und ging in der Richtung auf den Wildstrubel. Fünf Stunden lang stieg er bergauf, erklomm die Felsen mit seinen Steigeisen, schlug Stufen ins Eis, kletterte immer weiter und keuchte bisweilen am Ende seines Seils, während der Hund am Fuß des zu steilen Absturzes zurückblieb. Es war gegen sechs Uhr, als er einen Gipfel erreichte, auf dem der alte Kasper bisweilen auf Gemsen pirschte.

Und er wartete auf den Tagesanbruch.

Der Himmel verblich über ihm, und plötzlich erleuchtete ein seltsames Licht, man wußte nicht, von woher, das ungeheure Meer bleicher Schneegipfel, die sich hundert Meilen weit um ihn erhoben. Es war, als ob dieser unbestimmte Schein von dem Schnee selbst ausginge, um sich durch den Raum zu verbreiten. Plötzlich wurden die höchsten Berggipfel zart rosa wie Fleisch, und die rote Sonne erschien hinter den plumpen Riesengestalten der Berner Alpen.

Ulrich Kunsi machte sich auf den Weg. Er ging wie ein Jäger gebückt, spähte nach Spuren und sagte zu dem Hunde: „Such, Dicker, such!“

Er ging jetzt wieder bergab, durchspähte die Schluchten und rief hin und wieder, stieß einen langanhaltenden Ruf aus, der alsbald in der stummen Einöde verhallte. Dann hielt er das Ohr gegen den Boden, um zu horchen; er glaubte eine Stimme zu vernehmen, begann zu laufen, rief von neuem, hörte nichts mehr und setzte sich erschöpft und verzweifelt nieder. Gegen Mittag frühstückte er und gab Sam zu fressen, der ebenso matt war wie er.

Dann fuhr er fort zu suchen.

Als der Abend kam, ging er immer noch; er hatte 50 Kilometer Gebirge durchquert. Er war zu weit von dem Gasthause entfernt und zu müde, um sich noch weiter zu schleppen. So grub er sich ein Loch in den Schnee und kauerte sich hinein mit dem Hunde, unter einer Decke, die er mitgenommen hatte. So lagen sie beide dicht beieinander, der Mann und das Tier, sich gegenseitig erwärmend, und doch bis auf die Knochen durchgefroren.

Ulrich schlief nicht; sein Geist war von Schreckbildern erfüllt, und seine Glieder schlotterten vor Frost.

Bei Tagesanbruch stand er auf. Seine Beine waren steif wie Eisenstangen, seine Seele so schwach, daß er vor Angst hätte schreien mögen; sein Herz pochte, daß er vor Aufregung fast umfiel, sobald er das geringste Geräusch vernahm.

Plötzlich kam ihm der Gedanke, daß er auch in dieser Schneewüste sterben würde, und die Angst vor diesem Tode peitschte seine Energie auf und gab ihm seine Kraft wieder.

Er stieg jetzt zu dem Gasthaus hinab; er fiel und stand wieder auf, gefolgt von Sam, der auf drei Beinen hinkte.

Um vier Uhr nachmittags endlich erreichten sie die Schwarenbach. Das Haus war leer. Der junge Mann machte Feuer an, aß und schlief ein. Er war derart abgestumpft, daß er an nichts mehr dachte.

Er schlief lange, sehr lange, einen schweren Schlaf. Doch plötzlich rief eine Stimme seinen Namen: „Ulrich!“ Er fuhr auf und schüttelte seine tiefe Schlaftrunkenheit ab. Hatte er geträumt? War es einer jener seltsamen Rufe, wie sie durch die Träume besorgter Gemüter erschallen? Nein, er hörte ihn noch, diesen bebenden Schrei, der in sein Ohr gedrungen war und seinen Körper bis in die Spitzen seiner zitternden Finger erfüllte. Gewiß, es hatte gerufen; es hatte geschrieen: „Ulrich!“ Jemand war da, in der Nähe des Hauses. Er konnte nicht zweifeln. Er riß die Tür auf und schrie aus vollster Kehle: „Bist du's, Kasper?“

Keine Antwort, kein Laut, kein Flüstern, kein Stöhnen, nichts. Es war Nacht. Der Schnee war bleich.

Der Wind hatte sich erhoben, der eisige Wind, der die Steine platzen macht und nichts Lebendiges auf diesen verlassenen Höhen läßt. Er wehte in kurzen Stößen, dörrender und todbringender als der Glutwind der Wüste. Ulrich rief abermals: „Kasper! Kasper! Kasper!“

Dann wartete er. Alles war still in den Bergen. Da schüttelte ihn ein Grauen bis aufs Mark der Knochen. Mit einem Satz war er wieder im Gasthause, schlug die Tür zu, schob den Riegel vor; dann sank er schlotternd auf einen Stuhl, überzeugt, daß sein Gefährte ihn gerufen hatte — in dem Augenblick, wo er den Geist aufgab.

Dessen war er sicher, wie man sicher ist, zu leben oder Brot zu essen. Der alte Kasper Hari hatte seit zwei Tagen und drei Nächten mit dem Tode gerungen, irgendwo in einer Kluft, in einer jener tiefen, schneeweißen Schluchten, deren Weiße verhängnisvoller ist als die Finsternis der Unterwelt. Er hatte zwei Tage und drei Nächte mit dem Tode gerungen und war eben gestorben, an seinen Gefährten denkend. Und seine kaum befreite Seele war zu dem Gasthause entflohen, in dem Ulrich schlief, und hatte ihn gerufen, kraft der geheimnisvollen, furchtbaren Gabe, welche die Seelen der Toten haben, die Lebenden zu besuchen. Sie hatte geschrien, diese stimmenlose Seele — in der Seele des Schläfers; sie hatte ihr letztes Lebewohl gerufen, oder ihren Vorwurf, ihren Fluch auf den Menschen, der nicht genügend gesucht hatte.

Und Ulrich fühlte sie ganz nahe hinter der Wand, hinter der Tür, die er soeben geschlossen hatte. Sie schweifte umher wie ein Nachtvogel, der mit seinen Federn gegen ein erleuchtetes Fenster streicht, und der junge Mann war in seiner Fassungslosigkeit nahe daran, vor Entsetzen zu heulen. Er wollte entfliehen und wagte sich doch nicht heraus. Er wagte es nicht und würde es nie mehr wagen, denn das Gespenst würde da bleiben, Tag und Nacht würde es das Gasthaus umschweifen, solange der Leichnam des alten Führers nicht gefunden und in der geweihten Erde eines Kirchhofs begraben war.

Es tagte und Kunsi wurde beim Aufgehen der leuchtenden Sonne wieder etwas sicherer. Er bereitete sein Essen, kochte Suppe für den Hund; dann blieb er auf einem

Stuhle sitzen, unbeweglich, mit gequältem Herzen, und dachte an den Alten, der im Schnee lag.

Dann, als die Nacht wieder die Berge bedeckte, befiel ihn ein neues Grausen. Er ging jetzt auf und ab in der finstren Küche, die das Licht einer Kerze kaum erleuchtete, ging mit großen Schritten auf und ab, von einem Ende der Stube bis zum andern, und lauschte, lauschte, ob der entsetzliche Schrei der vergangenen Nacht die düstere Stille da draußen noch nicht durchgellte. Und er fühlte sich einsam, der Unglückliche, wie noch kein Mensch sich einsam gefühlt hat. Er war allein in dieser ungeheuren Schneewüste, allein zweitausend Meter über der bewohnten Erde, über den Häusern der Menschen, über dem pulsenden, lärmenden, bewegten Leben, allein in der eisigen Himmelshöhe! Eine tolle Lust quälte ihn, sich zu retten, gleichviel wohin, gleichviel wie, nach Leuk hinabzusteigen, indem er sich in den Abgrund warf. Und doch wagte er nicht einmal die Tür zu öffnen, gewiß, daß der andre, der Tote, ihm den Weg vertreten würde, um hier oben nicht gleichfalls allein zu bleiben.

Um Mitternacht sank er, des Gehens müde, von Angst und Grauen erdrückt, in einen Stuhl; denn er fürchtete sein Bett wie einen unheimlichen Ort.

Und plötzlich zerriß ihm der schrille Schrei von gestern abend wieder das Ohr, so überscharf, daß Ulrich die Arme vorstreckte, um das Gespenst abzuwehren. Und er fiel mit seinem Stuhl auf den Rücken.

Sam wachte durch den Lärm auf und begann zu heulen, wie die Hunde heulen, wenn sie Angst haben. Dann schweifte

er rings im Zimmer umher, um zu suchen, woher die Gefahr kam. Als er an die Tür kam, schnüffelte er daran, schnupperte mit aller Gewalt, mit gesträubtem Fell, aufrechtstehendem Schweif, und knurrte dumpf.

Kunsi war außer sich aufgesprungen. Er hatte den Stuhl an einem Bein gepackt und schrie: „Komm nicht herein, oder ich töte dich." Und der Hund, durch diese Drohung rasend gemacht, bellte wütend gegen den unsichtbaren Feind, den die Stimme seines Herrn bedrohte.

Allmählich beruhigte sich Sam und legte sich wieder vor den Kamin. Aber er blieb unruhig, hob den Kopf; seine Augen leuchteten, und er knurrte zwischen den Zähnen.

Ulrich für sein Teil kam wieder zu sich; doch er fühlte, daß ihm die Kräfte vor Angst versagten, und holte eine Flasche Branntwein aus dem Speiseschrank. Dann trank er Zug auf Zug mehrere Gläser. Sein Geist trübte sich; sein Mut nahm zu; ein glühendes Fieber durchrann seine Adern.

Am nächsten Tag aß er nichts und beschränkte sich darauf, Schnaps zu trinken. So lebte er mehrere Tage lang, tierisch betrunken. Sobald ihm der Gedanke an Kasper Hari kam, begann er zu trinken, bis er berauscht zu Boden fiel. So blieb er liegen, das Gesicht auf der Erde, wie ein Toter, mit gebrochenen Gliedern, und schnarchte. Doch kaum hatte er das betörende, brennende Getränk verdaut, so erweckte ihn der Ruf „Ulrich!" wie eine Kugel, die ihn in den Kopf traf; und er erhob sich, noch schwankend, die Hände vorgestreckt, um nicht zu fallen, und rief Sam zu Hilfe. Und der Hund, der wahnsinnig zu werden schien wie sein Herr, stürzte sich auf

die Tür, scharrte daran mit den Pfoten, benagte sie mit seinen langen, weißen Zähnen, während der junge Mann mit zurückgebogenem Halse den Branntwein hinuntergoß, wie frisches Wasser nach einem langen Wege, damit er sein Denken von neuem umnebele und seine Erinnerung und sein maßloses Entsetzen hinfortnehme.

In drei Wochen trank er allen Vorrat an Branntwein auf. Aber diese fortgesetzten Räusche schläferten sein Grauen nur ein, und mit dem Augenblick, wo er es nicht mehr verscheuchen konnte, kehrte es um so heftiger wieder. Wie eine Schraube bohrte sich jetzt der fixe Gedanke in ihn ein, durch einen Monat der Trunkenheit aufs höchste gesteigert und in der absoluten Einsamkeit immer noch zunehmend. Er ging jetzt in seiner Stube wie ein Tier im Käfig, preßte sein Ohr an die Tür, um zu hören, ob der andre draußen war, und bedrohte ihn durch die Wand hindurch.

Wenn er dann vor Müdigkeit einschlief, hörte er die Stimme und war mit einem Satz auf den Füßen.

Eines Nachts endlich stürzte er sich, wie ein Feigling, der zum äußersten getrieben wird, auf die Tür und riß sie auf, um zu sehen, wer ihn rief, und um ihn zum Schweigen zu zwingen.

Ein eisiger Lufthauch fuhr ihm mitten ins Gesicht und erstarrte ihn bis aufs Mark der Knochen. Er schlug die Tür wieder zu und schob den Riegel vor, ohne zu merken, daß Sam hinausgelaufen war. Dann warf er zitternd Holz ins Feuer und setzte sich davor, um sich zu wärmen; doch plötzlich erbebte er: jemand scharrte an der Tür und winselte.

Bestürzt schrie er: „Geh fort!“ Ein Klagelaut antwortete ihm, lang und schmerzlich.

Da raubte ihm das Grauen den Rest der Vernunft. Er antwortete: „Geh fort!“ und drehte sich dabei im Kreise herum, als suchte er einen Winkel, um sich zu verbergen. Der andre wimmerte immerfort und streifte um das Haus herum an den Wänden entlang. Ulrich stürzte an den eichenen Speiseschrank voller Geschirr und Lebensmittel, hob ihn mit übermenschlicher Kraft empor und schleppte ihn bis zur Tür, um sie zu verbarrikadieren. Dann häufte er alle Möbel, die da waren, Matratzen, Strohsäcke, Stühle aufeinander und verstopfte das Fenster, wie wenn ein Feind ihn belagerte.

Da stieß der draußen ein lautes, schauriges Klagegeheul aus, auf das der junge Mann mit ähnlichem Winseln antwortete.

Tage und Nächte vergingen, ohne daß die beiden aufhörten, so zu heulen. Der eine schweifte unaufhörlich um das Haus herum und scharrte an den Mauern mit solcher Gewalt, als wollte er sie zum Einstürzen bringen, während der andre drinnen all seinen Bewegungen folgte, das Ohr gegen die Steine gepreßt und auf alle seine Rufe mit entsetzlichem Geschrei antwortend.

Eines Abends hörte Ulrich nichts mehr und setzte sich nieder, derart zerschlagen vor Ermattung, daß er auf der Stelle einschlief.

Er erwachte ohne jede Erinnerung, ohne einen Gedanken, als ob sein Kopf sich während dieses bleiernen Schlafes geleert hätte. Er hatte Hunger und aß.

— — — — — — — — — — — —

Der Winter war zu Ende. Die Gemmi wurde wieder passierbar, und die Familie Hauser brach auf, um in ihr Gasthaus zurückzukehren.

Sobald sie die Paßhöhe erreicht hatten, kletterten die beiden Frauen auf den Esel und sprachen von den beiden Männern, die sie nun gleich wieder finden würden.

Sie wunderten sich, daß nicht einer von ihnen schon vor ein paar Tagen heruntergekommen war, seit die Straße passierbar geworden, um Nachricht von ihrem langen Winterquartier zu geben.

Endlich erblickten sie das Gasthaus, das noch schneebedeckt war. Tür und Fenster waren geschlossen; etwas Rauch stieg aus dem Dache auf, was den Vater Hauser beruhigte. Doch beim Näherkommen erblickte er auf der Schwelle das Gerippe eines Tieres, das von den Adlern zerstückelt war, ein großes Gerippe, das auf der Seite lag.

Alle betrachteten es. „Das muß Sam sein," versetzte die Mutter. Dann rief sie: „He! Kasper!" Ein Schrei antwortete von drinnen, ein schriller Schrei, wie von einem Tier ausgestoßen. Vater Hauser wiederholte: „He, Kasper!" Ein zweiter Schrei, ganz wie der erste, erscholl.

Da versuchten die drei Männer, der Vater und die zwei Söhne, die Türe zu öffnen. Sie leistete Widerstand. Sie holten aus dem Stalle einen langen Balken, um ihn als Rammbock zu benutzen, und rannten mit aller Kraft dagegen an. Das Holz krachte und gab nach, die Bretter flogen in Splitter. Dann erschütterte ein starker Knall das ganze Haus, und sie erblickten im Innern hinter dem umgestürzten

Speiseschrank einen aufrechtstehenden Mann, dem die Haare bis auf die Schultern herabfielen. Sein Bart wallte ihm auf die Brust herab und Lumpen bedeckten seinen Körper. Seine Augen leuchteten.

Sie erkannten ihn nicht. Aber Luise Hauser rief: „Das ist Ulrich, Mutter!“ Und die Mutter stellte fest, daß es Ulrich war, obwohl seine Haare weiß waren.

Er ließ sie eintreten und sich anfassen, antwortete aber nicht auf die Fragen, die man an ihn richtete. Man mußte ihn nach Leuk bringen, wo die Ärzte konstatierten, daß er wahnsinnig war.

Es ist nie herausgekommen, was aus seinem Gefährten geworden ist.

Die kleine Hauser starb in dem folgenden Sommer beinahe an einer Entkräftung, die man der kalten Bergluft zuschrieb.





Liebe

Aus dem Tagebuch eines Jägers.

.... Soeben lese ich in einer Zeitung unter den „Vermischten Nachrichten" eine Leidenschaftstragödie. Er hat sie getötet, dann hat er sich getötet, folglich liebte er. Was liegt an ihm und an ihr? Die Liebe allein ist mir von Belang; sie interessiert mich nicht, weil sie mich rührt oder in Erstaunen setzt, noch weil sie mich innerlich bewegt oder weil sie mich träumerisch stimmt, sondern weil sie mich an eine Jugenderinnerung gemahnt, ein seltsames Jagderlebnis, bei dem mir die Liebe erschienen ist, wie den ersten Christen Kreuze mitten am Himmel erschienen.

Ich bin mit allen Trieben und Sinnen des ursprünglichen Menschen geboren, aber diese sind durch die Bildung und die Empfindungen des zivilisierten Menschen gezügelt. Ich bin ein leidenschaftlicher Jäger; aber das blutende Tier, das Blut auf den Federn, auf meiner Hand, krampfen mir das Herz zusammen, daß es mir versagt.

Dieses Jahr im Spätherbst kam der Frost sehr plötzlich; und einer meiner Vettern, Karl von Rauville, lud mich ein, mit ihm Enten zu schießen — bei Tagesanbruch in den Sümpfen.

Mein Vetter, ein Geselle von vierzig Jahren, rothaarig,

sehr stark und vollbärtig, ein echter Landjunker, ein liebenswürdiges Halbtier von lustigem Wesen, voll von jenem gallischen Geiste, der die Mittelmäßigkeit liebenswürdig macht, wohnte in einem Gebäude, das halb Schloß, halb Pächterhaus war, inmitten eines breiten, von einem Flusse durchströmten Tales. Wälder bedeckten die Höhen rechts und links, alte, herrschaftliche Forsten, in denen noch herrliche Bäume standen, und wo man das seltenste Gevögel in diesem ganzen Teile von Frankreich fand. Bisweilen schoß man dort Adler; und die Zugvögel, die fast nie in unsere übervölkerten Landstriche kommen, fielen fast regelmäßig in diese uralten Bäume ein, als hätten sie einen kleinen Winkel des Urwaldes erkannt oder wiedererkannt, der dort geblieben war, um ihnen während ihrer kurzen nächtlichen Rast zum Obdach zu dienen.

In dem Tale wuchs hohes Gras, durch Rinnsale bewässert und durch Hecken geteilt; weiterhin verbreiterte sich der Fluß, der bis dahin kanalisiert war, zu einem mächtigen Sumpfe. Dieser Sumpf war das herrlichste Jagdrevier, das ich je gesehen habe. Mein Vetter war unablässig um ihn bemüht und erhielt ihn wie einen Park. Durch das endlose Röhricht, das ihn bedeckte und ihn mit seinem lebendigen Rauschen und Wogen erfüllte, waren schmale Kanäle gezogen, in denen flache Boote, mit Staken getrieben, stumm über das stehende Wasser glitten. Sie streiften die Binsen; die flinken Fische schossen durch die Wassergräser dahin; die Wasserhühner tauchten unter, und ihr schwarzer, spitzer Kopf verschwand plötzlich in der Flut.

Ich liebe das Wasser mit maßloser Leidenschaft: das

Meer, das doch viel zu groß, viel zu unruhig ist und sich der Herrschaft des Menschen entzieht, die reizenden Flüsse, die doch fortströmen, entfliehen und nicht zu halten sind, vor allem aber die Sümpfe, in denen das ganze unbekannte Wassergetier wimmelt. Der Sumpf ist eine Welt für sich auf der Erde, eine andere Welt, die ihr eigenes Leben, ihre eingesessenen Bewohner und ihre vorübergehenden Reisenden, ihre Stimmen und Laute und vor allem ihr Geheimnis hat. Nichts ist verwirrender, nichts ist beunruhigender, ja bisweilen erschreckender als ein Sumpf. Woher kommt dies Bangen, das über den wasserbedeckten Niederungen schwebt? Von dem unbestimmten Flüstern des Schilfes, den seltsamen Irrlichten, der tiefen Stille, die sie in ruhigen Nächten umfängt, oder von den launischen Nebeln, die über die Binsen hinschleppen wie Totengewänder, oder auch von dem unmerklichen Plätschern, das so leicht, so sanft und doch manchmal furchterregender ist als die Kanonen der Menschen oder der Donner des Himmels, das die Sümpfe zu Traumländern verwandelt, zu furchtbaren Gegenden, die ein unerforschliches, gefährliches Geheimnis bergen?

Nein. Etwas anderes, ein anderes Geheimnis entsteigt ihnen; ein tieferes, ernsteres Geheimnis webt in den dichten Nebeln, — vielleicht das Geheimnis der Schöpfung selbst! Denn in dem stehenden, schlammigen Wasser, in der schwülen Feuchtigkeit des im Sonnenschein brütenden Sumpfbodens regte sich, erbebte und entfaltete sich zum Lichte der erste Keim des organischen Lebens!

— — — — — — — — — — —

Ich langte am Abend bei meinem Vetter an. Es fror, daß die Steine platzten.

Wir speisten in dem großen Eßsaal, dessen Büfett, dessen Wände und Decke bedeckt waren mit ausgestopften Vögeln, die teils die Flügel spannten, teils auf angenagelten Ästen saßen: Sperber, Reiher, Eulen, Ziegenmelker, Bussarde, Habichte, Geier, Falken. Auch mein Vetter glich einem seltsamen Tiere aus kalten Ländern in seiner Jacke aus Seehundsfell. Er erzählte mir die Anordnungen, die er für die bevorstehende Nacht getroffen hatte.

Wir sollten um halb vier Uhr morgens aufbrechen, um gegen halb fünf zu unserem Anstand zu gelangen. Hier war aus Eisstücken eine Schießhütte errichtet, um uns etwas vor dem furchtbaren Winde vor Tagesanbruch zu schützen, dem eisigen Winde, der das Fleisch wie mit Sägen zerreißt, wie mit Messern schneidet, wie mit giftigen Nadeln sticht, wie mit Zangen kneift und wie mit Feuer verbrennt.

Mein Vetter rieb sich die Hände. „Ich habe noch nie solchen Frost erlebt," sagte er, „wir hatten schon um sechs Uhr abends zwölf Grad unter Null."

Ich warf mich gleich nach dem Essen aufs Bett und schlief beim Schein eines großen Feuers ein, das in meinem Kamin brannte.

Schlag drei Uhr wurde ich geweckt. Ich zog für meinen Teil einen Schafspelz an und fand meinen Vetter Karl in einem Bärenpelz. Nachdem wir zwei Tassen glühenden Kaffee und zwei Gläser Kognak getrunken hatten, brachen wir auf,

gefolgt von einem Jäger und unseren Hunden Plongeon und Pierrot.

Schon nach den ersten Schritten im Freien fühlte ich mich bis auf die Knochen durchgefroren. Es war eine jener Nächte, wo die Erde vor Kälte erstarrt scheint. Die eisige Luft scheint dicht und greifbar, so weh tut sie; kein Hauch bewegt sie; sie ist erstarrt, regungslos; sie beißt, durchdringt, dörrt und mordet die Bäume und Pflanzen, die Insekten und selbst die kleinen Vögel, die von den Ästen auf den hartgefrorenen Boden fallen und in der Umarmung des Frostes ebenso hart werden.

Der Mond stand im letzten Viertel. Er war schlohweiß und neigte sich auf die Seite, als ob er aus dem Luftraume herabfallen wollte, so schwach, daß er nicht mehr weiter-konnte und droben stehen blieb, ergriffen und gelähmt wie alles von dem strengen Froste. Er warf ein kaltes, trübes Licht auf die Erde, das hinsterbende, fahle Licht, das er allmonatlich hat, wenn er abnimmt.

Wir gingen Seite an Seite, Karl und ich, in gebeugter Haltung, die Hände in den Taschen und die Flinte unterm Arm. Unsere Stiefel, mit Wolle umwickelt, damit wir auf dem gefrorenen Flusse nicht ausglitten, machten kein Geräusch, und ich sah den weißdampfenden Atem unserer Hunde.

Bald hatten wir den Rand des Sumpfes erreicht und betraten einen der Kanäle zwischen dem dürren Schilf, die diesen niedrigen Wald durchschnitten.

Unsere Ellbogen streiften die langen Stengel mit den

herabhängenden Blättern, die hinter uns ein leises Geräusch machten, und ich fühlte mich wie nie im Leben ergriffen von der mächtigen und eigentümlichen Empfindung, welche die Sümpfe in mir hervorrufen. Der, den wir durchschritten, war erstorben vor Kälte, da wir ja mitten hindurchschritten durch seinen Wald von trockenem Schilf.

Plötzlich machte der Kanal eine Biegung, und ich erblickte die Eishütte, die man uns als Obdach errichtet hatte. Ich trat ein, und da wir noch gegen eine Stunde zu warten hatten, bis die umherirrenden Vögel erwachten, so wickelte ich mich in meine Decke ein und versuchte mich zu erwärmen.

Dann begann ich, auf dem Rücken liegend, das entstellte Bild des Mondes zu betrachten, der, durch die halb durchsichtigen Wände dieses Polarhauses gesehen, vier Hörner zu haben schien.

Doch die Kälte des gefrorenen Sumpfes, die Kälte der Eiswände, der Frost, der vom Himmel herabkam, durchdrangen mich alsbald so schauerlich, daß ich zu husten begann.

Mein Vetter Karl wurde besorgt. „Es wäre schade, wenn wir heute nichts Ordentliches schießen," sagte er. „Aber du sollst dich nicht erkälten; wir wollen Feuer anmachen." Und er befahl dem Jäger Rohr zu schneiden.

Ein großer Haufen wurde in der Mitte unserer Hütte aufgeschichtet und der Scheitel der Decke eingestoßen, damit der Rauch herausdringen konnte; und als die roten Flammen an den hellen Kristallwänden emporleckten, begannen sie sacht zu schmelzen, nur ganz wenig, als ob diese Steine von Eis

schwitzten. Karl, der draußen geblieben war, rief mir zu: „Komm! Sieh mal!" Unsere kegelförmige Hütte glich einem riesigen Diamanten mit feurigem Herzen, der plötzlich aus dem vereisten Wasser des Sumpfes hervorgewachsen schien. Und im Innern erblickte man zwei phantastische Gestalten; es waren unsere sich wärmenden Hunde.

Da ertönte ein seltsamer, verzweifelter, irrender Schrei über unsren Köpfen. Der Schein unsres Feuers hatte die wilden Vögel aufgescheucht.

Nichts bewegt mich so wie der erste Schrei des Lebens, der unsichtbar durch die finstre Luft dahinschallt, so rasch und fern, noch ehe der Wintermorgen am Horizont aufdämmert. In dieser eisigen Morgenstunde dünkt mir dieser flüchtige Schrei, den die Fittiche eines Vogels dahintragen, wie ein Seufzer der Weltseele!

Karl befahl: „Das Feuer aus. Es dämmert."

In der Tat begann der Himmel zu verbleichen, und Entenschwärme zogen in raschen, langen Schattenlinien, die sofort wieder verschwanden, am Himmel hin.

Ein Blitz durchzuckte das Dunkel: Karl hatte geschossen, und die beiden Hunde stürzten fort.

Und nun legten wir von Minute zu Minute rasch an, bald er und bald ich, sowie über dem Schilf der Schatten eines ziehenden Schwarmes erschien. Pierrot und Plongeon apportierten atemlos und vergnügt die blutenden Tiere, deren Auge uns bisweilen noch anblickte.

Es war Tag geworden, ein heller, klarer Wintertag.

Die Sonne ging hinter dem Tal auf, und wir dachten bereits an den Heimweg, als zwei Vögel mit vorgerecktem Halse und ausgespannten Flügeln plötzlich über unsere Köpfe dahinflogen. Ich schoß. Das eine Tier fiel fast vor meinen Füßen nieder. Es war eine Krickente mit silbernem Bauche. Da ertönte über mir ein Vogelruf. Es war ein kurzer, wiederholter, herzzerreißender Klageruf, und das Tier, der kleine unverletzte Vogel begann in dem blauen Himmel über uns zu kreisen, indem er auf sein totes Weibchen, das ich in meinen Händen hielt, herab sah.

Karl kniete mit schußbereiter Flinte und lauerte mit funkelndem Auge auf den Augenblick, wo er nahe genug war.

„Du hast das Weibchen geschossen," sagte er, „das Männchen wird nicht fortgehen."

Und wirklich, es ging nicht fort. Es umkreiste uns immerzu und weinte in seinen Lauten. Nie hat das Ächzen eines Leidenden mir so das Herz zerrissen wie das verzweifelte Rufen, der klägliche Vorwurf dieses armen, am Himmel umherflatternden Vogels.

Bisweilen entfloh er vor dem drohenden Flintenlauf, der seinem Fluge folgte; schon schien es, als wollte er seinen Weg fortsetzen — ganz allein durch den Himmelsraum. Doch er konnte sich nicht entschließen und kehrte alsbald zurück, um sein Weibchen zu suchen.

„Laß ihn nur herunterkommen," sagte Karl, „er wird gleich kommen."

In der Tat näherte er sich trotz der Gefahr, betört durch seine Liebe zu dem andern Tier, das ich getötet hatte.

Karl schoß. Es war, als ob jemand eine Schnur durchschnitte, an welcher der Vogel hing. Ich sah etwas Schwarzes herabfallen, hörte das Geräusch eines Falles im Rohr. Und Pierrot apportierte die Ente.

Ich tat sie, bereits kalt, in meine Jagdtasche ... und reiste am selben Tage nach Paris zurück.





Das Loch

Schläge und Verletzungen mit tödlichem Ausgang — so lautete die Anklage gegen Herrn Leopold Renard, Tapezierer, der vor dem Schwurgericht erschienen war.

Um ihn herum standen die Hauptzeugen, Frau Flammèche, Witwe des Opfers, Louis Ladureau, Kunsttischler, und Jean Durdent, Bleiarbeiter.

Neben dem Verbrecher seine Frau, schwarz gekleidet, klein, häßlich wie ein Affenweibchen, das als Dame angezogen ist.

Leopold Renard stellte den Vorgang folgendermaßen dar:

„Mein Gott, es ist ein Unglück, dessen erstes Opfer ich allemal selbst war und für das ich nichts konnte. Die Tatsachen sprechen für sich selbst, Herr Präsident. Ich bin ein Ehrenmann, ein tüchtiger Arbeiter, wohne schon seit fünfzehn Jahren als Tapezierer in derselben Straße, bin bekannt, beliebt, geachtet, allgemein angesehen, wie es alle Zeugen bekundet haben, selbst die Portiersfrau, die nicht alle Tage verdreht ist. Ich arbeite gern, ich bin sparsam, ich liebe die ehrlichen Leute und die ehrbaren Freuden. Das hat mich zugrunde gerichtet — das ist mein Pech; ich kann nichts dafür; ich achte mich nach wie vor.

„Na also. Seit fünf Jahren bringe ich und meine Frau hier, wir beiden, unsere Sonntage in Poissy zu. Da schöpft man frische Luft, außerdem angeln wir gern. Ja, das ist was Pikfeines! Mélie hat mich auf diese Passion gebracht, die Kanaille, und sie ist mehr dabei als ich, das Luder, denn alles Schlimme bei der Geschichte stammt von ihr; Sie werden es gleich sehen!

„Ich bin stark und gutmütig, nicht für 'n Groschen boshaft. Aber sie! Oh! lala! Das sieht so nach gar nichts aus, ist klein und schmächtig, jawohl! Es ist schlimmer als ein Marder! Ich will nicht behaupten, sie hätte keine guten Seiten, sie hat welche, sogar recht wichtige für 'nen Kaufmann. Aber ihr Charakter! Fragen Sie mal herum, sogar die Portiersfrau, die mich eben entlastet hat ... die kann Ihnen davon ein Lied singen!

„Jeden Tag wirft sie mir meine Gutmütigkeit vor. ‚Ich ließe mir so was nicht bieten! Ich ließe mir so was nicht bieten!' Wenn ich auf sie hörte, hätte ich mindestens drei Schlägereien im Monat, Herr Präsident ..."

Frau Renard unterbrach ihn: „Schwatze nur weiter; wer zuletzt lacht, lacht am besten."

Er wandte sich zu ihr und erklärte treuherzig:

„Na, dir kann ich ja schuld geben, du bist ja nicht angeklagt."

Dann wandte er sich von neuem dem Gerichte zu:

„So, nun fahr' ich fort. Wir fuhren also jeden Samstagabend nach Poissy, um Sonntag früh bei Sonnenaufgang zu

angeln. Das ist eine Gewohnheit, die uns zur zweiten Natur geworden ist, wie man so sagt. Drei Jahre sind's her, da entdeckte ich einen Platz — oh! lala!! im Schatten! Das Wasser mindestens acht Fuß tief, vielleicht auch zehn, ein Loch, ja, mit andern Löchern unter dem Ufer, ein wahres Fischnest, ein Paradies für den Angler. Das Loch, Herr Präsident, das konnt' ich als mein Eigentum betrachten, denn ich war sein Christoph Columbus gewesen. Das wußte jeder in der Gegend, jeder ohne Widerrede. Es hieß: ‚Das ist Renards Platz', und kein Mensch wäre dahin gekommen, nicht mal Madame Plumeau, die dafür bekannt ist — ohne sie beleidigen zu wollen —, daß sie andern Leuten die Plätze maust."

„Also, meines Platzes sicher, kam ich wieder hin, als ob er mir gehörte. Kaum kam ich am Sonnabend hin, so bestieg ich mit meiner Frau die ‚Dalila' — ‚Dalila', das ist mein Kajak, ein Boot, das ich bei Fournaise habe machen lassen, leicht und sicher. — Ich sage, wir besteigen die ‚Dalila' und binden den Köder an. Auf Köder verstehe ich mich wie keiner, das weiß die ganze Sippe. — Sie wollen wissen, was ich zum Köder nehme? Das kann ich nicht sagen. Das betrifft das Unglück nicht; darauf kann ich nicht antworten, das ist mein Geheimnis. — Über zweihundert haben mich danach gefragt. Sie haben mir Schnäpse angeboten, gebackene Fische, Fische mit pikanter Sauce, damit ich schwatzte. Jawohl, sie haben mir auf den Bauch geklopft, um mein Rezept rauszukriegen ... Nur meine Frau, die weiß es ... Aber die sagt's so wenig wie ich! ... Nicht wahr, Mélie?"

Der Präsident unterbrach ihn:

„Kommen Sie zur Sache."

„Ich komme schon", versetzte der Angeklagte. „Ich komme schon. Also Sonnabend, den 8. Juli, fahren wir mit dem Zug 5,25 ab, und wir machen schon vor Tisch den Köder zurecht, wie alle Sonnabende. Es schien gutes Wetter zu werden. Ich sagte zu Mélie: ‚Famos, famos für morgen!' Sie antwortete: ‚Es ist vielversprechend.' Mehr reden wir nie zusammen.

„Und dann gehen wir essen. Ich war zufrieden, ich hatte Durst. Das ist die Ursache von allem, Herr Präsident. Ich sage zu Mélie: ‚Halt, Mélie, es ist schön Wetter. Ob ich wohl 'ne Flasche Sauser trinke?' Das ist 'n kleiner Weißwein, den wir so getauft haben; denn wenn man zuviel davon trinkt, kann man nicht schlafen und hat Sausen im Kopf. Sie verstehen.

„Sie antwortete mir: ‚Tu, wie du willst, aber du wirst morgen krank davon sein und nicht aus dem Bette kommen.' Das war so wahr, so klug, so weise, so scharfsinnig, ich muß es gestehen. Trotzdem konnt' ich mich nicht bezwingen, und ich trank meine Flasche. Das ist die Ursache von allem.

„Also: ich konnte nicht schlafen. Verdammt! Ich hatt' es bis zwei Uhr morgens im Kopf, das Traubenblut. Und dann bums, schlaf' ich ein, aber so, daß ich die Posaune des Jüngsten Gerichts nicht gehört hätte!

„Kurz, meine Frau weckt mich um sechs Uhr. Ich spring' aus dem Bett, zieh rasch, rasch meine Hose und meine Jacke an; ein bissel Wasser über die Fresse, und wir hupfen in

die ‚Dalila'. — Zu spät! Als ich zu meinem Loch komme, war es besetzt! Das ist mir noch nie passiert, Herr Präsident, niemals seit drei Jahren. Das kam mir vor, als ob man mich unter meinen eigenen Augen ausraubte. Ich sage: ‚Himmeldonnerwetter! Himmeldonnerwetter!' Und da fängt meine Frau an zu sticheln: ‚Siehst du, dein Sauser! Alter Säufer. Bist du nun zufrieden, du Esel?'

„Ich sagte nicht nein. Es war wahr, bombenwahr.

„Ich lande trotzdem an der Stelle, um noch ein Stückchen für mich zu kriegen. Und vielleicht biß bei dem andern nichts an und er ging weg.

„Es war ein kleiner, magerer Kerl in weißem Zwillich, mit 'nem großen Strohhut, hatte auch seine Frau mit, eine dicke Maschine, die hinter ihm saß, zur Verschönerung.

„Als sie sieht, wie wir uns neben ihnen niederlassen wollen, brummte sie:

‚Gibt's denn keine andere Stelle am Ufer?'

„Und meine rast und antwortet:

‚Die Leute, die wissen, was sich schickt, erkundigen sich über die Gewohnheiten in der Gegend, bevor sie die besetzten Plätze einnehmen.'

„Da ich keinen Radau wollte, sagte ich zu ihr:

‚Schweig still, Mélie. Laß sie nur, laß sie nur. Wir werden schon sehen.'

„Also, wir fahren die ‚Dalila' unter die Weiden, steigen aus und angeln, Mélie und ich, gerade neben den beiden anderen.

„Hier, Herr Präsident, muß ich ins einzelne gehen.

„Wir waren noch keine fünf Minuten da, da taucht die Angel des Nachbars zwei-, dreimal unter, und er zieht einen Fisch raus, so dick wie mein Schenkel . . . na, vielleicht 'n bißchen dünner, aber so ungefähr! Mir klopft das Herz; ich schwitze an den Schläfen, und Mélie sagt zu mir: ‚Ha, du Gauner, siehst du den da?'

‚Mittlerweile kommt Herr Bru, der Krämer von Poissy, ein großer Angler, im Boot vorbei und ruft mir zu: ‚Hat man Ihnen Ihren Platz weggenommen, Herr Renard?' Ich antwortete ihm: ‚Jawohl, Herr Bru, es gibt auf der Welt wenig zartfühlende Menschen, die die Gepflogenheiten nicht kennen.'

„Der kleine Zwillich nebenan scheint nicht zu hören, seine Frau auch nicht, die dicke Maschine, das reine Kalb!"

Der Präsident unterbrach ihn abermals: „Sehen Sie sich vor. Sie beschimpfen die Frau Witwe Flammèche, die hier anwesend ist."

Renard entschuldigte sich: „Verzeihung, Verzeihung, ich bin nur in Eifer geraten."

„Also: es war noch keine Viertelstunde vergangen, da angelt der kleine Zwillich noch einen — und noch einen, und fünf Minuten darauf noch einen.

„Mir traten die Tränen in die Augen. Und dann merkte ich, wie meiner Frau brühsiedeheiß wurde. Sie stichelte mich fortwährend: ‚Ha, das ist ein Elend! Glaubst du nun, daß er sie dir stiehlt, deine Fische, glaubst du's nun? Du wirst

nichts kriegen, nicht 'nen Frosch, absolut nichts, nichts. Bei Gott, es kribbelt mir in der Hand, wenn ich's sehe.'

„Ich sagte mir: warten wir bis Mittag. Er wird fortgehen, der Wilddieb, und ich werde meinen Platz wiedernehmen. Ich frühstücke nämlich jeden Sonntag an Ort und Stelle, Herr Präsident. Wir bringen den Mundvorrat in der ‚Dalila' mit.

„Jawohl, ja! Es schlägt Mittag! Er hatte ein Huhn, in 'ne Zeitung eingewickelt, der Halunke, und während er ißt, fängt er noch einen!

„Mélie und ich, wir aßen auch 'n Happen, 'n Fingerhut voll, fast gar nichts, das Herz war nicht bei der Sache.

„Dann, zur Verdauung, les' ich meine Zeitung. Ich lese jeden Sonntag den ‚Gil Blas', so im Schatten, am Ufer. Sie wissen, das ist Colombine ihr Tag, Colombine, die Artikel im ‚Gil Blas' schreibt. Ich ärgerte meine Frau immer damit, daß ich die Colombine kannte. Das ist nicht wahr, ich kenne sie nicht, ich habe sie nie gesehen. Einerlei, sie schreibt gut, und dann sagt sie verdammt richtige Sachen für'n Weibsbild. Die gefällt mir, es gibt nicht viele von der Sorte.

„Ich fange also an, meine Frau zu nörgeln; da wird sie erst recht wütend, und zwar tüchtig. Ich halte den Mund.

„In dem Moment kommen vom anderen Ufer her unsere zwei Zeugen, Herr Ladureau und Herr Durdent. Wir kannten uns von Ansehen.

„Der Kleine angelte weiter. Er fischte einen, daß ich

das Zittern kriege. Und seine Frau sagt: ‚Der Platz ist verdammt gut, hier wollen wir immer wieder her, Désiré!‘

„Mir läuft's eiskalt über'n Rücken. Und meine Frau sagt immerzu: ‚Du bist kein Mann, du bist kein Mann. Du hast Hühnerblut in den Adern.‘

„Ich sage plötzlich: ‚Du, es ist besser, wir gehen, sonst gibt's 'n Unglück.‘

„Und sie faucht mich an, als ob sie mir 'n glühendes Eisen unter die Nase hielte: ‚Du bist kein Mann. Jetzt kneifst du noch aus und räumst denen das Feld! Geh doch, Bazaine!‘

„Das ging mir zu Herzen, aber ich rührte mich nicht.

„Aber der andere fischt eine Brasse! O, im Leben hab' ich so'n Tier nicht gesehen! Nie im Leben!

„Und meine Frau fängt wieder an laut zu denken. Sie sehen, wie boshaft sie ist. Sie sagt: ‚Das nenne ich Fische stehlen; wir haben doch den Platz ausgeködert. Sie müßten uns wenigstens das Geld für den Köder ersetzen.‘

„Da sagt die Dicke mit dem kleinen Zwillich: ‚Meinen Sie uns, Madam?‘

‚Ich meine die Fischdiebe, die von anderer Leute Geld profitieren.‘

‚Nennen Sie uns etwa Fischdiebe?‘

„So kommen sie ins Reden, und Worte haben sie, potztausend! Die können schimpfen, die Luders, aber nicht schlecht! Sie kreischen so laut, daß die beiden Zeugen, die am anderen Ufer waren, zum Spaß schrien: ‚He! 'n bissel Ruhe da drüben! Sie stören Ihre Männer im Fischen!‘

„Tatsache ist, der kleine Zwillich und ich rühren uns nicht mehr als zwei Klötze. Wir saßen da, die Nase überm Wasser, als ob wir nichts gehört hätten.

„Himmeldonnerwetter, wir hörten trotzdem: ‚Sie sind ja 'ne Lügnerin. — Sie sind ja 'ne Schlampe. — Sie sind ja 'n Fischweib. — Sie sind ja 'n Bauernweib!‘ Und so weiter. Ein Matrose kann's nicht besser.

„Plötzlich höre ich einen Krach hinter mir. Das war die Dicke, die mit dem Sonnenschirm über meine Frau herfällt. Rums! Rums! Mélie kriegt zwei ab. Aber Mélie ist wütend, und wenn sie wütend ist, dann drischt sie. Sie kriegt Ihnen die Dicke bei den Haaren, und dann, hui, hui, hui, regnet's Katzenköpfe wie Pflaumen.

„Ich hätte sie machen lassen. Die Männer für sich, die Frauen für sich. Man muß die Schläge nicht durcheinander bringen. Doch da springt der kleine Zwillich auf wie ein Satan, und will auf meine Frau los. Ei nein! Ei nein! Das gibt's nicht, mein Junge! Ich geh' ihm mit der Faust zuleibe. Und rums! — rums! Eins in die Fresse, eins in den Bauch. Er hebt die Arme hoch, das Bein hoch, und fällt hintenüber, mitten in den Fluß, gerade in das Loch 'rein.

„Ich hätt' ihn auf der Stelle rausgefischt, Herr, Präsident, hätt' ich nur gleich Zeit gehabt. Aber zum Pech kriegt die Dicke Oberwasser und vermöbelt Ihnen die Mélie nicht schlecht. Ich weiß wohl, ich hätte ihr nicht beispringen sollen, während der andere Wasser schluckte. Aber ich dachte nicht, daß er ertränke. Ich sagte mir: ‚Bah! Das wird ihn abkühlen!‘

„Ich also über die Weiber her, um sie auseinander zu kriegen. Und ich kriege Püffe, Kratzer und Risse. Donnerwetter, was für Kanaillen!

„Kurz, es dauerte gut fünf Minuten, vielleicht auch zehn, um die beiden Kletten auseinander zu bringen.

„Ich dreh' mich um — nichts mehr da. Das Wasser ruhig wie 'n Teich. Und die anderen drüben schreien: ‚Fischt ihn raus! Fischt ihn raus!'

„Das ist gut gesagt, wo ich nicht schwimmen kann, und noch weniger tauchen, weiß Gott!

„Endlich kommt der Mann vom Wehr und zwei Herren mit Bootshaken; das hat 'ne gute Viertelstunde gedauert. Man hat ihn auf dem Grunde von dem Loche gefunden, acht Fuß unterm Wasser, wie ich sagte, aber er war drin, der kleine Zwillich.

„So ist's gewesen, und so beschwör' ich's. Ich bin unschuldig; auf Ehre."

Die Zeugen sagten im gleichen Sinne aus, und der Angeklagte wurde freigesprochen.





Der Krüppel

Folgendes Erlebnis hatte ich im Jahre 1882.

Ich hatte mich gerade in die Ecke eines leeren Eisenbahncoupés gesetzt und die Tür geschlossen, in der Hoffnung, allein zu bleiben, als sie plötzlich geöffnet wurde und ich eine Stimme sagen hörte:

„Achtung, Herr, wir sind gerade auf der Kreuzung der Gleise; das Trittbrett ist sehr hoch."

Eine andre Stimme antwortete:

„Hab keine Angst, Laurent, ich fasse an die Handgriffe."

Dann erschien ein Kopf mit einem runden, schwarzen Hut und zwei Hände, die sich an die mit Tuch überzogenen Kupferstangen rechts und links von der Tür klammerten. Sie zogen langsam einen schweren Körper hoch, dessen Füße auf dem Trittbrett ein Geräusch hervorriefen, wie wenn man einen Stock auf den Boden stößt.

Und als der Mann sich in das Coupé emporgezogen hatte, sah ich in dem schlotternden Stoff des Beinkleides das schwarzbemalte Ende eines Holzbeines, dem ein andrer Stelzfuß alsbald nachfolgte.

Hinter diesem Reisenden erschien ein andrer Kopf und fragte:

„Ist's so recht, Herr?"

„Ja, mein Sohn."

„So, da sind Ihre Pakete und Ihre Krücken."

Und ein Diener, der wie ein alter Soldat aussah, stieg gleichfalls ein, die Arme beladen mit einem Haufen von Sachen, die in gelbes und schwarzes Papier eingewickelt und sorgfältig verschnürt waren. Dann legte er sie eins nach dem andren in das Netz zu Häupten seines Herrn und sagte:

„So, Herr, das wäre alles. Es sind fünf: die Bonbons, die Puppe, die Trommel, die Flinte und die Gänseleberpastete."

„Schön, mein Sohn."

„Gute Reise, Herr."

„Danke, Laurent, laß es dir gut gehen!"

Der Mann stieg aus und schloß die Tür, und ich blickte meinen Nachbar an.

Er mochte fünfunddreißig Jahre alt sein, obwohl seine Haare fast weiß waren. Er hatte das rote Bändchen*), war bärtig, sehr dick, von jener kurzartigen Beleibtheit starker und tätiger Menschen, die eine Krankheit zur Unbeweglichkeit verurteilt.

Er trocknete sich die Stirn, prustete und fragte, mir fest ins Gesicht blickend:

„Geniert es Sie, wenn ich rauche, mein Herr?"

„Nein."

---

*) Der Ehrenlegion. D. Übers.

Dieser Blick, diese Stimme, dies Gesicht waren mir bekannt. Aber woher und von wann? Ich hatte diesen Mann ganz sicher schon getroffen, mit ihm geredet, ihm die Hand gedrückt. Es mußte lange her sein und hatte sich in jenen Nebel verloren, in dem der Geist die Erinnerungen wie tastend sucht und sie wie fliehende Phantome verfolgt, ohne ihrer habhaft zu werden.

Auch er blickte mich jetzt an, mit der Beharrlichkeit und Starrheit eines, dem eine undeutliche Erinnerung kommt.

Unsre Augen, durch dieses beharrliche Sichkreuzen der Blicke verlegen gemacht, wandten sich voneinander ab; dann, nach Verlauf einiger Sekunden, wurden sie durch den dunklen und hartnäckigen Willen des arbeitenden Gedächtnisses wieder aufeinander gelenkt und begegneten sich von neuem.

Ich fragte:

„Mein Gott, Herr, statt uns eine Stunde lang verstohlen anzublicken, wäre es vielleicht ratsamer, uns gemeinsam zu erinnern, woher wir uns kennen?"

Der Nachbar antwortete verbindlich:

„Sie haben ganz recht, mein Herr."

„Mein Name ist Henri Bonclair, Beamter," sagte ich.

Er zauderte ein paar Augenblicke; dann versetzte er mit dem unbestimmten Blick und Tonfall, die scharfer Geistesanspannung eigentümlich sind:

„Ach, richtig, ich habe Sie bei Poincel getroffen, früher, vor dem Kriege, es sind jetzt zwölf Jahre her!"

„Jawohl, mein Herr . . . Ja! . . . Ja! . . . Sie sind der Leutnant Revalière?"

„Ja . . . Ich war sogar der Hauptmann Revalière bis zu dem Tage, wo ich meine Füße verlor . . . Alle beide auf einmal durch eine Granate."

Wir blickten uns von neuem an, jetzt, wo wir uns kannten.

Ich erinnerte mich ganz genau des großen, schlanken, jungen Mannes, der mit so behendem und anmutigem Schwung bei den Kotillons vortanzte und der den Spitznamen „Der Wirbelwind" führte. Aber hinter diesem Bilde, das mir deutlich vor Augen stand, tauchte noch etwas Unfaßbares auf, eine Geschichte, die ich wohl vergessen hatte, eine von den Geschichten, denen man eine kurze, wohlwollende Aufmerksamkeit schenkt und die im Geiste nur einen fast unmerklichen Eindruck zurücklassen.

Es war Liebe im Spiel. Die Erinnerung daran war im Grunde meines Gedächtnisses haften geblieben, aber weiter nichts, eine Empfindung, wie sie die Wildspur auf dem Boden der Nase des Hundes bereiten muß.

Doch allmählich erhellten sich die Schatten, und das Gesicht eines jungen Mädchens tauchte vor meinen Blicken auf. Dann sprang mir plötzlich ihr Name durchs Hirn, wie ein explodierender Böllerschuß: Fräulein von Mandal. Jetzt fiel mir alles wieder ein. Es war in der Tat eine Liebesgeschichte, freilich eine banale. Das junge Mädchen liebte den jungen Mann zu der Zeit, wo ich ihn kennen lernte, und man sprach von ihrer baldigen Vermählung.

Ich blickte zu dem Netz auf, in welchem alle die Pakete, die der Diener hineingelegt hatte, unter den Stößen des Zuges hin und her sprangen; und die Stimme des Bedienten kam mir wieder in den Sinn, als ob er eben erst gesprochen hätte.

Er hatte gesagt:

„So, Herr, das ist alles. Es sind fünf: die Bonbons, die Puppe, die Trommel, die Flinte und die Gänseleberpastete.“

Da entstand ein Roman in meinem Kopf und entwickelte sich im Nu. Er glich übrigens allen Romanen, die ich je gelesen hatte, in denen bald der Liebende, bald die Geliebte den Bräutigam oder die Braut heiratet; nach einer entweder pekuniären oder körperlichen Katastrophe. Also: dieser junge, zum Krüppel geschossene Offizier hatte nach dem Feldzuge das junge Mädchen, das ihm versprochen war, wieder aufgesucht, und ihrem Worte getreu hatte sie ihn genommen.

Ich hielt das für schön, aber einfältig, wie man alle Hingebung in Büchern und Theaterstücken für einfältig hält. Wenn man diese Schulen der Hochherzigkeit liest oder auf der Bühne sieht, so scheint es einem stets, daß man sich selbst mit begeisterter Freude, mit prachtvollem Schwunge geopfert hätte. Doch am nächsten Tage ist man schlechter Laune, wenn ein armer Freund einen um etwas Geld angeht.

Dann verdrängte plötzlich eine andre Annahme, weniger poetisch und mehr realistisch, die erste. Vielleicht hatte er während des Krieges geheiratet, vor der furchtbaren Verstümmelung durch die Granate, die ihm die Beine abriß; und sie hatte diesen Gatten resigniert und verzweifelt empfangen, gepflegt,

getröstet und aufgerichtet, nachdem er stark und schön ins Feld gezogen und mit verstümmelten Beinen heimgekehrt war, ein furchtbar Verkrüppelter, der zur Unbeweglichkeit, zu ohnmächtigen Zorneswallungen und unvermeidlicher Beleibtheit verurteilt war.

War er glücklich oder gequält? Eine anfangs leichte, dann zunehmende, schließlich unwiderstehliche Neugier ergriff mich, seine Geschichte kennen zu lernen, wenigstens in ihren Hauptzügen, so daß ich aus ihnen erraten konnte, was er mir nicht sagen wollte.

Ich plauderte mit ihm, in meine Gedanken verloren. Wir tauschten zunächst ein paar banale Redensarten aus, und ich sah zu dem Netz empor, während ich mir sagte: „Er hat drei Kinder: die Bonbons sind für die Frau, die Puppe für ein Töchterchen, Trommel und Flinte für seine Söhne, die Gänseleberpastete für ihn selbst.“

Plötzlich fragte ich ihn:

„Sie haben Kinder, mein Herr?“

„Nein, mein Herr,“ antwortete er.

Ich fühlte mich plötzlich beschämt, als ob ich etwas sehr Unschickliches getan hätte, und fuhr fort:

„Bitte um Verzeihung. Ich dachte mir das so, als ich Ihren Diener von den Spielsachen reden hörte. Man hört ja, ohne es zu wollen, und zieht seine Schlüsse wider Willen.“

Er lächelte. Dann murmelte er:

„Nein, ich bin nicht mal verheiratet. Ich bin bei den Präliminarien stehengeblieben.“

Ich tat so, als fiele mir das plötzlich ein.

„Ach!... Ja — richtig, Sie waren verlobt, als ich Sie kennen lernte, verlobt mit einem Fräulein von Mandal, wenn ich nicht irre.“

„Jawohl, mein Herr, Sie haben ein ausgezeichnetes Gedächtnis.“

Ich war von einer Keckheit ohnegleichen.

„Ja,“ setzte ich hinzu, „ich glaube auch gehört zu haben, daß Fräulein von Mandal geheiratet hat, einen Herrn ... Herrn ...“

„Herrn von Fleurel,“ setzte er ruhig hinzu.

„Ja, so ist's! Jawohl ... ich entsinne mich sogar, bei dieser Gelegenheit gehört zu haben, daß Sie verwundet seien.“

Ich blickte ihm gerade ins Gesicht; er errötete.

Sein volles, gedunsenes Gesicht, das der fortwährende Blutzufluß purpurn machte, färbte sich noch röter.

Er antwortete lebhaft, mit dem plötzlichen Eifer eines, der eine im voraus verlorene Sache verficht, eine Sache, die er im Herzen und Geiste verloren hat, aber vor der öffentlichen Meinung verteidigen will.

„Es ist falsch, mein Herr,“ sagte er, „wenn man meinen Namen mit dem des Herrn von Fleurel in Verbindung bringt. Als ich aus dem Kriege zurückkehrte, leider ohne Beine! hätte ich nie darein gewilligt, daß sie meine Frau wurde. War das auch nur möglich? Wenn man heiratet, mein Herr, so will man keinen Edelmut zur Schau tragen, sondern alle Tage, Stunden, Minuten und Sekunden an der Seite eines Mannes leben; und wenn dieser Mann ein Krüppel ist, wie ich, so verdammt man sich, wenn man ihn heiratet, zu lebens-

länglichem Leiden! O, ich verstehe, ich bewundere alle Opfer, alle Akte der Hingebung, wenn sie eine Grenze haben; aber ich leide nicht, daß eine Frau auf ein ganzes Leben verzichtet, von dem sie Glück erhofft, daß sie allen Freuden, allen Träumen entsagt, um die Bewunderung der Zuschauer zu erregen. Wenn ich auf dem Fußboden meines Schlafzimmers das Stampfen meiner Stelzbeine und Krücken höre, dies Mühlengeklapper, das ich bei jedem Schritt mache, dann gerat' ich so in Wut, daß ich meinen Diener erwürgen könnte. Glauben Sie, man könnte es von einer Frau annehmen, das zu ertragen, was man selbst nicht aushält? Und dann: glauben Sie, das sei etwas Schönes meine Beinstümpfe . . ."

Er schwieg. Was sollte ich ihm sagen? Ich fand, daß er recht hatte! Konnte ich sie tadeln, sie verachten, ihr auch nur unrecht geben? Nein. Und doch . . . Die Lösung nach der Regel, nach dem Durchschnitt, nach Wahrheit und Wahrscheinlichkeit befriedigte meinen Hunger nach Poesie nicht. Diese heroischen Gliederstümpfe verlangten ein schönes Opfer, das mir fehlte, und ich fühlte mich enttäuscht.

Plötzlich fragte ich:

„Aber Frau von Fleurel hat Kinder?"

„Ja, ein Mädchen und zwei Knaben. Für sie bringe ich diese Spielsachen mit. Ihr Gatte und sie sind sehr freundlich gegen mich."

Der Zug fuhr die Rampe von Saint-Germain hinauf, durcheilte die Tunnels, lief in den Bahnhof ein und hielt an.

Ich wollte eben zugreifen, um dem verstümmelten Offizier beim Aussteigen behilflich zu sein, als sich ihm durch die offene Wagentür zwei Arme entgegenstreckten.

„Guten Tag, mein lieber Revalière!"

„Ah, guten Tag, Fleurel!"

Hinter dem Manne stand die Frau, lächelnd, strahlend, noch hübsch, und winkte ihm mit den behandschuhten Fingern ein „guten Tag!" zu. Ein kleines Mädchen neben ihr hüpfte vor Freude, und zwei Knaben verschlangen mit ihren Augen die Trommel und die Flinte, als sie aus dem Netz herausgenommen wurden und in die Hände ihres Vaters gelangten.

Als der Krüppel auf dem Bahnsteig stand, küßten und umarmten ihn die Kinder. Dann gingen alle fort, und das kleine Mädchen hielt in ihrem Händchen die lackierte Querstange der einen Krücke, etwa wie wenn sie, neben ihrem „Onkel" herschreitend, seinen Daumen gehalten hätte.





Der Wolf

Folgendes erzählte mir der alte Marquis von Arville am Ende eines Hubertusessens beim Baron Ravels.

Man hatte am Tage einen Hirsch gehetzt. Der Marquis war der einzige Gast, der an dieser Hatz nicht teilgenommen hatte, denn er jagte niemals.

Solange die umfangreiche Mahlzeit währte, war nur von getöteten Tieren die Rede gewesen. Selbst die Damen lauschten den blutigen, oft unwahrscheinlichen Erzählungen, und die Sprecher mimten die Angriffe und die Kämpfe zwischen Menschen und Tieren vor, fuchtelten mit den Armen und erzählten mit schallender Stimme.

Der Marquis von Arville sprach gut, mit einer gewissen hochtrabenden, aber wirkungsvollen Poesie. Er hatte diese Geschichte wohl oft vorgetragen, denn er wiederholte sie geläufig und zauderte nicht bei den Worten, die geschickt gewählt waren, um anschaulich zu wirken.

„Ich habe nie gejagt, meine Herren, mein Vater noch weniger, mein Großvater desgleichen, ebenso mein Urgroßvater. Der letztere war der Sohn eines Nimrods, der mehr gejagt hat, als Sie alle zusammen. Er starb Anno 1764. Wie, werde ich Ihnen erzählen.

Er hieß Johann, war verheiratet, Vater meines Urahnen und wohnte mit seinem jüngeren Bruder, François von Arville, in unserem Schloß in Lothringen mitten im Walde.

François von Arville war aus Jagdpassion ledig geblieben.

Sie jagten alle beide vom Anfang bis zum Ende des Jahres, ohne Rast und Ruhe, ohne Ermatten. Sie liebten weiter nichts, verstanden nichts anderes, sprachen nur von der Jagd, lebten nur für sie.

Sie hatten die furchtbarste, unerbittlichste Jagdleidenschaft, die sie ganz erfüllte, sie verzehrte und für nichts anderes Raum ließ.

Sie hatten verboten, daß man sie jemals während der Jagd behelligte, gleichviel womit. So war mein Urahne zur Welt gekommen, während sein Vater auf der Fuchsjagd war, und Johann von Arville ließ sich dadurch nicht aufhalten, sondern fluchte: „Himmelsackerment, hätte der Wicht nicht bis nach Halali warten können!"

Sein Bruder François war noch ungestümer als er. Sobald er aufgestanden war, besuchte er die Hunde, dann die Pferde, dann schoß er Vögel rings um das Schloß, bis zu dem Augenblick, wo zur Parforcejagd aufgebrochen wurde.

Man nannte sie in der Gegend den Herrn Marquis und den Herrn Junker; denn der Adel von damals hielt es nicht so wie unser heutiger Zufallsadel, der in den Titeln eine absteigende Rangordnung anstrebt; denn der Sohn eines Mar-

quis ist ebensowenig Graf, der Sohn eines Vicomte so wenig Baron wie der Sohn eines Generals von Geburt Oberst ist. Aber die kleinliche Eitelkeit des Tages findet ihren Vorteil bei dieser Einrichtung.

Ich kehre zu meinen Vorfahren zurück.

Sie waren beide riesengroß, knochig, behaart, gewalttätig und kraftvoll. Der jüngere, noch größer als der ältere, hatte eine so starke Stimme, daß alle Blätter im Walde bebten, wenn er schrie. So wenigstens ging die Sage, auf die er sehr stolz war.

Und wenn sich beide in den Sattel schwangen, um auf Jagd zu reiten, da muß es ein prächtiger Anblick gewesen sein, wie diese beiden Hünengestalten auf ihren großen Rossen saßen.

Um die Mitte des Winters vom Jahre 1764 nun ward es ungewöhnlich kalt, und die Wölfe wurden reißend. Sie griffen sogar die verspäteten Bauern an, schweiften nachts um die Häuser, heulten von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang und entvölkerten die Ställe.

Und bald lief ein Gerücht um. Man raunte von einem riesigen Wolfe mit grauem, fast weißem Fell, der zwei Kinder gefressen, einer Frau den Arm abgebissen, alle Wachthunde der Gegend erwürgt hatte und unerschrocken in die Gärten drang, um vor den Türen zu schnuppern. Alle Bauern versicherten gesehen zu haben, wie die Flammen der Lichter unter seinem Atem gezittert hätten. Und bald verbreitete sich eine Panik durch die ganze Provinz. Sobald es Abend

wurde, wagte sich niemand mehr ins Freie. Das Gespenst dieses Tieres schien in der Dunkelheit umzugehen. . . .

Die Brüder von Arville beschlossen, ihn aufzupirschen und zu töten, und sie luden alle Edelleute der Gegend zur Wolfsjagd ein.

Es war umsonst. Vergeblich trieb man die Wälder ab, suchte in den Büschen, man begegnete ihm nie. Man tötete wohl Wölfe, aber nicht diesen. Und jede Nacht nach der Treibjagd griff das Tier, als wollte es sich rächen, ein Stück Vieh an, allemal weit von der Stelle, wo man getrieben hatte.

Eines Tages endlich drang er in den Schweinestall des Schlosses Arville ein und fraß die beiden schönsten jungen Ferkel.

Die Brüder waren wutentbrannt; sie betrachteten diesen Einbruch als eine Herausforderung des Untiers, einen direkten Schimpf, ein Trotzbieten. Sie nahmen ihre besten Spürhunde mit, die ans Jagen gefährlicher Tiere gewöhnt waren, und ritten zur Jagd aus, das Herz von Zorn geschwellt.

Vom Morgengrauen bis zu der Stunde, wo die purpurne Wintersonne hinter den großen kahlen Bäumen zur Rüste ging, durchstreiften sie das Dickicht, ohne etwas zu finden.

Endlich kehrten beide verzweifelt und wütend heim. Sie ritten im Schritt hinter ihren Hunden auf einem von Dorngestrüpp eingefaßten Wege, voller Verwunderung, daß ihre Wissenschaft an diesem Wolfe zuschanden wurde, und plötzlich von einer Art geheimnisvoller Furcht ergriffen.

Der ältere sagte:

‚Das Tier ist ungewöhnlich. Man möchte sagen, es denkt wie ein Mensch.‘

Der jüngere antwortete:

‚Man müßte vielleicht eine Kugel durch unsern Vetter, den Bischof, weihen lassen, oder einen Priester bitten, die nötigen Worte zu sprechen.‘

Damit schwiegen sie.

Johann hub wieder an:

‚Sieh mal, wie rot die Sonne untergeht. Der große Wolf wird heute nacht noch irgendwelchen Schaden tun.‘

Er hatte noch nicht geendet, als sein Pferd sich bäumte; François’ Pferd begann auszuschlagen. Ein breites Gebüsch, mit dürrem Laub bedeckt, tat sich vor ihnen auf, und ein riesiger Wolf, ganz grau, kam hervor und entfloh durch das Holz.

Alle beide stießen eine Art von freudigem Schnauben aus, und über den Hals ihrer schweren Pferde gebeugt, trieben sie sie mit dem Druck ihres ganzen Leibes vorwärts, stachelten sie an, betörten sie mit ihrer Stimme, ihren Bewegungen, ihren Sporen derart, daß die Hünengestalten die schweren Tiere zwischen ihren Schenkeln zu tragen und sie wie im Fluge fortzureißen schienen.

So jagten sie in wilder Fahrt dahin, sprengten durch die Dickichte, übersprangen die Gräben, kletterten die Hügel hinauf und die Schluchten herunter und bliesen aus Leibeskräften ins Horn, um ihre Leute und Hunde herbeizurufen.

Plötzlich, mitten in dieser wilden Jagd, schlug mein Ahnherr mit der Stirn gegen einen starken Ast, und sein Schädel

barst mitten durch. Er fiel sofort tot zu Boden, während sein rasendes Pferd durchging und in der Finsternis verschwand, die die Wälder umgab.

Der jüngere Arville hielt sein Pferd kurz an, sprang zu Boden, schloß seinen Bruder in die Arme und sah, daß das Hirn mit dem Blute aus der Wunde floß.

Da setzte er sich neben den Toten hin, nahm den blutenden entstellten Kopf auf die Knie und wartete, das unbewegliche Gesicht seines älteren Bruders betrachtend. Allmählich überkam ihn ein Grauen, ein eigenartiges Angstgefühl, das er bisher nicht gekannt hatte, die Furcht vor dem Dunkel, vor der Einsamkeit, vor dem verödeten Walde und auch vor dem unheimlichen Wolfe, der seinen Bruder getötet hatte, um Rache an ihnen zu nehmen.

Die Finsternis wurde dichter, die Bäume knackten im scharfen Froste. François stand fröstelnd auf. Er war außerstande, noch länger an dieser Stelle zu bleiben; er fühlte sich dem Umfallen nahe. Es war kein Laut mehr zu hören, weder Hundegebell noch Hörnerklang; alles war stumm in dem unsichtbaren Gesichtskreis; und diese düstere Stille des eisigen Abends hatte etwas Schauriges und Seltsames.

Er ergriff Johanns Hünenkörper mit seinen mächtigen Fäusten, hob ihn empor und setzte ihn in den Sattel, um ihn nach dem Schlosse zurückzubringen. Dann ritt er langsam heim, mit wirrem Kopf, als ob er betrunken wäre, von erstaunlichen Schreckbildern verfolgt.

Und plötzlich huschte eine große Gestalt über den Weg, den das Dunkel bedeckte. Es war der Wolf. Der Jäger

fuhr entsetzt auf; etwas Kaltes wie ein Wassertropfen rann ihm im Kreuz herab, und er machte, wie ein Mönch, dem der Teufel erscheint, ein großes Kreuz, entsetzt über die plötzliche Rückkehr des furchtbaren Herumstreichers. Aber seine Augen fielen wieder auf den leblosen Körper, der vor ihm lag, Und in einem plötzlichen Umschlag von Furcht zu Zorn erbebte er in maßloser Wut.

Da spornte er sein Pferd und jagte hinter dem Wolf her.

Er folgte ihm durch das Buchholz, durch Schluchten und Hochwald, sprengte durch Wälder, die ihm unbekannt waren, das Auge starr auf den weißen Fleck geheftet, der in der herabgesunkenen Nacht vor ihm herfloh.

Auch sein Pferd schien von einer unbekannten Kraft und Leidenschaft beseelt. Es galoppierte mit vorgestrecktem Halse immer geradeaus, prallte gegen Bäume und Felsen, während der Kopf und die Beine des Toten quer über den Sattel herabhingen. Die Dornen rissen ihm die Haare aus, und die Stirn, gegen die riesigen Stämme schmetternd, bespritzte sie mit Blut; die Sporen rissen Fetzen der Borke heraus.

Und plötzlich verließen Reiter und Pferd den Wald und sprengten in ein enges Tal, als der Mond über den Bergen aufging. Es war ein steiniges Tal, von ungeheuren Felsen umschlossen. Hier war kein Entrinnen. Der Wolf, in die Enge getrieben, machte kehrt.

Da stieß François ein Freudengeheul aus, das die Echos wie Donnerrollen zurückwarfen. Er sprang vom Pferd, seinen Hirschfänger in der Hand.

Das Tier erwartete ihn mit gesträubtem Fell und ge-

krümmtem Buckel; seine Augen leuchteten wie zwei Sterne. Aber der kühne Jäger ergriff, ehe er auf den Wolf losging, seinen Bruder, setzte ihn auf einen Felsen, stützte seinen Kopf, der nur noch ein Blutklumpen war, mit Steinen und brüllte ihm in die Ohren, als ob er zu einem Tauben spräche: ‚Schau, Johann, schau, da!'

Dann stürzte er sich auf das Untier. Er fühlte sich so stark, daß er einen Berg hätte umstürzen und Steine in seinen Händen zermalmen mögen. Der Wolf wollte ihn fassen und suchte ihn in den Bauch zu beißen; doch er hatte ihn im Nacken gepackt, ohne sich seiner Waffe zu bedienen, und erwürgte ihn langsam, dem Schwächerwerden seiner Atemzüge und seines Herzschlages lauschend. Und er lachte in wildem Genuß, würgte das Tier immer fester in seiner furchtbaren Umklammerung und schrie in einem Freudentaumel: ‚Schau, Johann, schau!' Der Wolf leistete keinen Widerstand mehr; sein Körper wurde schlaff. Er war tot.

Da packte ihn François mit beiden Armen, trug ihn fort und warf ihn seinem Bruder zu Füßen, indem er mit bewegter Stimme sagte: ‚Da, da, da, mein kleiner Johann, da ist er!'

Dann legte er die beiden Leichen in den Sattel, eine auf die andere, und machte sich wieder auf den Weg.

Er kehrte ins Schloß zurück, lachend und weinend, wie Gargantua bei Pantagruels Geburt. Er stieß Siegesrufe aus und stampfte vor Freude, als er den Tod der Bestie erzählte, während er stöhnte und sich den Bart raufte, als er den seines Bruders berichtete.

Und später, wenn er wieder von diesem Tage sprach, sagte er oft mit Tränen in den Augen: „Wenn der arme Jean wenigstens hätte sehen können, wie ich die Bestie erwürgte! Dann wäre er zufrieden gestorben, des bin ich gewiß!"

Die Witwe meines Ahnherrn flößte ihrem verwaisten Sohne einen Graus vor der Jagd ein, und der hat sich vom Vater zum Sohne bis auf mich vererbt."

Der Marquis von Arville schwieg. Jemand fragte:

„Diese Geschichte ist eine Sage, nicht wahr?"

Und der Erzähler antwortete:

„Ich gebe Ihnen mein Wort, sie ist wahr von Anfang bis zu Ende."

Da versetzte eine Dame mit leiser, flötender Stimme:

„Einerlei, es ist schön, solche Leidenschaften zu haben."





Der Gönner

Er hätte sich nie ein so hohes Geschick erträumt. Als Sohn eines Gerichtsvollziehers in der Provinz war Jean Marin, wie so viele, nach Paris gekommen, um im Quartier latin die Rechte zu studieren. In den verschiedenen Bierhäusern, die er nacheinander besuchte, hatte er sich mit mehreren geschwätzigen Studenten angefreundet, die über Politik schimpften und Bier tranken. Er begann sie zu bewundern und folgte ihnen beharrlich von Café zu Café, ja, bezahlte sogar, was sie verzehrt hatten, wenn er bei Gelde war.

Dann wurde er Advokat und vertrat Sachen, die er verlor. Eines Morgens jedoch las er in den Zeitungen, daß einer seiner Studienfreunde zum Deputierten gewählt war.

Er wurde von neuem sein treuer Hund, ein Freund, der Dienste leistet, nötige Schritte tut, den man holen läßt, wenn man ihn braucht, und bei dem man sich keinerlei Zwang auferlegt. Die Zufälle des Parlamentarismus machten den Deputierten zum Minister; sechs Monate darauf war Jean Marin Staatsrat.

Er bekam zunächst einen Hochmutsrappel, der um seinen Verstand fürchten ließ. Er flanierte auf den Straßen, nur um das Vergnügen zu haben, sich sehen zu lassen, als hätte


I·R·MELZ

man seinen Rang schon aus seiner Erscheinung erraten. Er fand Mittel und Wege, den Kaufleuten, den Zeitungsverkäufern, ja selbst den Droschkenkutschern bei den nichtssagenden Dingen zu sagen:

„Ich als Staatsrat!“ ...

Dann empfand er ganz von selbst, gleichsam als Ausfluß seiner Würde, als Berufsnotwendigkeit, als Pflicht eines wichtigen, hochherzigen Mannes, das gebieterische Bedürfnis, zu protegieren. Er bot aller Welt seine Unterstützung an, bei jedem Anlaß, mit unerschöpflichem Edelmut.

Traf er auf den Boulevards einen Bekannten, so trat er mit entzückter Miene auf ihn zu, ergriff seine Hände, fragte nach seinem Befinden und erklärte, ohne die Antwort abzuwarten:

„Sie wissen, ich bin Staatsrat und stehe ganz zu Ihrer Verfügung. Wenn ich Ihnen irgendwie nützlich sein kann, so bedienen Sie sich meiner ungeniert. In meiner Stellung hat man einen weitreichenden Arm.“

Dann betrat er mit dem eben Getroffenen ein Café und bat um eine Feder, Tinte und ein Blatt Briefpapier — „nur eins, Kellner, es handelt sich um einen Empfehlungsbrief“.

Und er schrieb Empfehlungsbriefe, zehn, zwanzig, fünfzig pro Tag. Er schrieb sie im Café Américain, bei Brignon, bei Tortoni, in der Maison Dorée, im Café Riche, bei Helder, im Café Anglais, im Néapolitain, überall und überall. Er schrieb an alle Beamten der Republik, von den Friedensrichtern bis hinauf zu den Ministern. Und er war glücklich, vollständig glücklich. —

Eines Morgens, als er seine Wohnung verließ, um sich in den Staatsrat zu begeben, fing es an zu regnen. Er zögerte, ob er eine Droschke nehmen sollte, nahm aber keine, sondern ging zu Fuß durch die Straßen.

Der Guß wurde fürchterlich, überschwemmte die Trottoirs und ließ den Fahrdamm ertrinken. Herr Marin war genötigt, sich unter einen Torbogen zu stellen. Ein alter Priester stand bereits da, ein alter, weißhaariger Mann. Bevor Herr Marin Staatsrat geworden war, liebte er den Klerus nicht. Jetzt behandelte er ihn achtungsvoll, seit ein Kardinal ihn in einer schwierigen Sache höflich um Rat gefragt hatte. Der Regen fiel in Strömen und zwang die beiden Männer, sich in die Portiersloge zu flüchten, um nicht vollgespritzt zu werden. Herr Marin, der stets redselig war, versetzte, um sich zur Geltung zu bringen:

„Ein schauderhaftes Wetter, Herr Abbé."

„O ja, mein Herr," entgegnete der alte Priester, sich verbeugend, „und besonders unangenehm, wenn man nur auf ein paar Tage nach Paris kommt."

„Ah, Sie sind aus der Provinz?"

„Jawohl, mein Herr, ich bin nur vorübergehend hier."

„Es ist allerdings sehr peinlich, wenn man nur ein paar Tage in der Hauptstadt ist, und es regnet. Uns Beamten, die das ganze Jahr hier sind, macht das nichts."

Der Abbé antwortete nicht. Er blickte auf die Straße, auf welcher der Regenguß etwas nachließ. Und plötzlich faßte er einen Entschluß, raffte seine Soutane auf, wie die Frauen ihre Röcke, um über die Rinnsteine zu springen.

Herr Marin rief dem Hinausgehenden nach:

„Sie werden naß werden, Herr Abbé. Warten Sie noch ein paar Minuten, es wird schon aufhören."

Der Biedermann zauderte, blieb stehen, dann versetzte er:

„Ich hab' es nämlich sehr eilig. Ich habe eine dringende Verabredung."

Herr Marin schien trostlos.

„Aber Sie werden buchstäblich ganz naß werden. Darf man fragen, in welches Stadtviertel Sie wollen?"

Der Pfarrer schien zu zögern, dann sagte er:

„Ich muß nach dem Palais Royal zu."

„In diesem Falle, Herr Abbé, biete ich Ihnen den Schutz meines Regenschirmes an. Ich gehe in den Staatsrat*). Ich bin Staatsrat."

Der alte Priester sah auf und blickte seinen Nachbar an, dann versetzte er:

„Ich danke Ihnen vielmals und nehme es mit Vergnügen an."

Nun ergriff Herr Marin seinen Arm und zog ihn fort. Er führte ihn, überwachte ihn, gab ihm Ratschläge.

„Achtung vor dem Rinnstein hier, Herr Abbé. Nehmen Sie sich vor allem in acht vor den Wagenrädern; sie spritzen einen oft voll vom Kopf bis zu den Füßen. Vorsicht vor den Regenschirmen der Passanten. Es gibt nichts Gefährlicheres für die Augen als die Fischbeinspitzen. Die

*) Der im Palais Royal seinen Sitz hat.

Damen sind darin besonders unvorsichtig; sie passen auf nichts auf und stechen einem immer mitten ins Gesicht mit den Spitzen ihrer Sonnen- und Regenschirme. Und sie nehmen niemals die geringste Rücksicht. Es ist, als ob die Stadt ihnen allein gehörte. Sie beherrschen das Trottoir und die Straße. Ich für mein Teil finde, daß man ihre Erziehung sehr vernachlässigt hat."

Und Herr Marin brach in Lachen aus.

Der Pfarrer antwortete nicht. Er ging etwas gebückt und suchte sich sorgfältig die Stellen aus, wo er den Fuß hinsetzte, ohne seine Schuhe und seine Soutane zu beschmutzen.

Herr Marin begann von neuem:

„Jedenfalls kommen Sie nach Paris, um sich ein bißchen zu zerstreuen."

„Nein," antwortete der Biedermann, „ich habe ein Geschäft."

„Ah! Ein wichtiges Geschäft! Darf man vielleicht fragen, um was es sich handelt? Wenn ich Ihnen dienlich sein kann, stelle ich mich Ihnen gern zur Verfügung."

Der Priester schien verlegen. Er murmelte:

„O! ein kleines persönliches Geschäft. Eine kleine Differenz mit . . . mit meinem Bischof. Das interessiert Sie nicht. Es ist . . . eine innere Angelegenheit . . . geistlicher Art."

Herr Marin drang in ihn.

„Aber gerade mit diesen Dingen hat der Staatsrat zu tun. In diesem Falle verfügen Sie also über mich."

„Jawohl, mein Herr, in den Staatsrat will ich auch. Sie

sind außerordentlich liebenswürdig. Ich habe mit Herrn Lerepère und Herrn Savon zu reden, vielleicht auch mit Herrn Petitpas."

Herr Marin blieb kurz stehen.

„Aber das sind ja meine Freunde, Herr Abbé, meine besten Freunde, vortreffliche Kollegen, reizende Menschen. Ich werde Sie an alle drei warm empfehlen. Rechnen Sie auf mich."

Der Pfarrer dankte, zerfloß in Entschuldigungen, stammelte tausend Dankesworte.

Herr Marin war entzückt.

„Na, Sie können sich rühmen, Herr Abbé, daß Sie großes Glück gehabt haben. Sie werden ja sehen, Sie werden ja sehen, durch meine Fürsprache wird Ihre Sache wie geschmiert gehen."

Sie kamen zum Staatsrat. Herr Marin nötigte den Priester in sein Arbeitszimmer hinauf, bot ihm einen Stuhl an, setzte ihn vor das Feuer, nahm selbst an dem Tische Platz und schrieb:

„Verehrter Kollege, gestatten Sie, daß ich Ihnen auf's wärmste einen ehrwürdigen Abbé, einen höchst würdigen und verdienstvollen Geistlichen empfehle, den Herrn Abbé . . ."

Er unterbrach sich und fragte:

„Ihr Name, wenn ich bitten darf?"

„Abbé Ceinture."

„. . . den Herrn Abbé Ceinture, der Ihre Gefälligkeit in einer kleinen Angelegenheit anruft. Das Weitere wird er Ihnen selbst sagen. Ich bin erfreut, daß dieser Umstand mir erlaubt, verehrter Kollege . . ."

Und er schloß mit den üblichen Höflichkeitsphrasen.

Als er die drei Briefe beendet hatte, überreichte er sie seinem Schützling, der sich mit zahllosen Beteuerungen empfahl.

— — — — — — — — — — —

Herr Marin verrichtete seine Arbeit, kehrte heim, verbrachte den Rest des Tages in Ruhe und Frieden, schlief ausgezeichnet, erwachte selig und ließ sich die Zeitungen bringen.

Die erste, die er aufschlug, war ein radikales Blatt.

„Unser Klerus und die Beamten."

„Es würde kein Ende nehmen, wollte man die Unredlichkeiten der Geistlichkeit alle aufdecken. Ein gewisser Priester, namens Ceinture, der Verschwörung gegen die bestehende Regierung überführt, schändlicher Handlungen bezichtigt, die wir nicht nennen wollen, außerdem im Verdacht stehend, daß er ein alter Jesuit ist, der sich in einen einfachen Priester verwandelt hat, von einem Bischof abgesetzt, aus Gründen, die, wie man erklärt, sich der Angabe entziehen, und nach Paris zitiert, um sich wegen seines Wandels zu verantworten, hat einen leidenschaftlichen Fürsprecher in dem Staatsrat Marin gefunden, der sich nicht gescheut hat, diesem Verbrecher in der Soutane die dringendsten Empfehlungsbriefe an alle republikanischen Beamten, seine Kollegen, auszustellen.

„Wir machen auf das unqualifizierbare Benehmen dieses Staatsrats den Minister .... aufmerksam."

Herr Marin war mit einem Satz aus dem Bett, zog sich an und eilte zu seinem Kollegen Petitpas, der zu ihm sagte:

„Sagen Sie mal, sind Sie verrückt, daß Sie mir diesen alten Verschwörer empfehlen?“

Und Herr Marin stammelte verwirrt:

„Durchaus nicht ... Sehen Sie ... Ich bin getäuscht worden ... Er hatte so ein ehrliches Gesicht ... Er hat mich hintergangen ... er hat mich schändlich betrogen ... Ich bitte Sie, lassen Sie ihn streng verurteilen, recht streng. Ich will es aufschreiben. Sagen Sie mir, an wen ich schreiben muß, damit er verurteilt wird. Ich will zum General-Staatsanwalt und zum Erzbischof von Paris gehen, ja, zum Erzbischof ...“

Dann setzte er sich kurzerhand an den Schreibtisch von Herrn Petitpas und schrieb:

„Hochwürden, ich habe die Ehre, zu Ihrer Kenntnis zu bringen, daß ich das Opfer der Lügen und Intrigen eines gewissen Abbé Ceinture geworden bin, der meinen guten Glauben mißbraucht hat. Durch die Beteurungen dieses Geistlichen getäuscht, habe ich mich verleiten lassen ......“

Dann unterzeichnete und versiegelte er den Brief, drehte sich um und erklärte:

„Sehen Sie, verehrter Freund, lassen Sie sich das zur Lehre dienen und empfehlen Sie niemals einen Menschen.“



Menuett

Die großen Unglücksfälle erschüttern mich gar nicht, sagte Jean Bridelle, ein alter Junggeselle, der für skeptisch galt. Ich habe den Krieg aus nächster Nähe gesehen; ich bin ungerührt über Leichen geschritten. Die großen Brutalitäten der Natur oder der Menschen können uns wohl Schreie des Entsetzens oder der Entrüstung entlocken, aber sie krampfen uns das Herz nicht zusammen, und wir schaudern vor ihnen nicht zusammen, wie vor gewissen herzzerreißenden Kleinigkeiten.

Der heftigste Schmerz, den man empfinden kann, ist für eine Frau gewiß der Verlust eines Kindes und für einen Mann der Verlust der Mutter. Das ist etwas Gewaltsames, Furchtbares; das wirft uns um und zerreißt uns das Herz; doch man wird von diesen Katastrophen geheilt wie von großen, blutenden Wunden. Dagegen gewisse Begegnungen, gewisse flüchtig erschaute und erratene Dinge, gewisse geheime Kümmernisse und Tücken des Schicksals, die in uns ein ganzes Heer schmerzlicher Gedanken aufwühlen, die vor uns plötzlich das geheimnisvolle Tor der seelischen Leiden auftun, jener verwickelten, unheilbaren Leiden, die um so tiefer sind, als sie gutartig scheinen, um so nagender, als sie nahezu unfaß-

bar sind, um so hartnäckiger, als sie anscheinend künstlich sind, — sie hinterlassen in unserer Seele gleichsam ein Gefolge von Trübsal, einen bitteren Nachgeschmack, ein Gefühl der Entzauberung, das wir lange nicht verwinden können.

Ich habe stets zwei oder drei Dinge vor Augen, die andre gewiß nicht wahrgenommen hätten und die mich durchdrungen haben wie lange, dünne, unheilbare Stiche.

Sie begreifen vielleicht nicht, warum diese flüchtigen Eindrücke mich so dauernd erregt haben. Ich will Ihnen nur einen erzählen. Er ist sehr alt, und doch lebendig in mir, als wär' es gestern gewesen. Möglicherweise hat meine Phantasie die Kosten meiner Rührung allein bestritten.

Ich bin fünfzig Jahre alt. Damals war ich jung und studierte die Rechte. Ich war etwas melancholisch und träumerisch, einer schwermütigen Philosophie hingegeben; ich mochte weder die geräuschvollen Cafés und die großsprecherischen Kameraden noch die stumpfsinnigen Dirnen. Ich stand früh auf, und eine meiner köstlichsten Freuden war die, des Morgens um 8 Uhr in der Baumschule des Luxembourggartens allein spazieren zu gehen.

Sie alle haben diese Baumschule nicht mehr gekannt. Sie war wie ein vergessener Garten des 18. Jahrhunderts, ein Garten mit sanftem Greisenlächeln. Dichte Hecken trennten die schmalen, regelmäßigen Alleen, die ruhig zwischen zwei regelrecht beschnittenen Laubwänden hinliefen. Die großen Gartenscheren stutzten diese Blättermauern unaufhörlich zurecht; und in gewissen Abständen fand man Blumenbeete und Anpflanzungen von jungen Bäumen in regelmäßigen

Reihen, wie Schüler auf dem Spaziergang, prächtige Rosenboskette und ganze Scharen von Fruchtbäumen.

In einer Ecke dieses reizenden Gartens hausten Bienen. Ihre Strohglocken, die weislich in Abständen auf Bretter gestellt waren, öffneten der Sonne ihre fingerhutgroßen Eingänge; und überall an den Wegrainen begegnete man den goldigen, summenden Insekten, welche die eigentlichen Herrinnen dieser friedlichen Stätte, die eigentlichen Spaziergängerinnen auf diesen stillen Alleen waren.

Ich ging fast jeden Morgen hin. Ich setzte mich auf eine Bank und las. Bisweilen ließ ich das Buch auf meine Knie sinken, um zu träumen, dem fernen Brausen von Paris zu zu lauschen und die unendliche Ruhe dieser altmodischen Buchenhecken zu genießen.

Bald jedoch merkte ich, daß ich nicht der einzige war, der diesen Garten besuchte, sobald das Gitter sich auftat; und zuweilen stieß ich an der Ecke eines Gebüsches auf einen kleinen, merkwürdigen Greis.

Er trug Schuhe mit silbernen Schnallen, eine Latzhose, einen tabakbraunen Überrock, ein Spitzenjabot und einen unglaublichen grauen, breitkrempigen und langhaarigen Hut von vorsintflutlichem Aussehen.

Er war hager, sehr hager und eckig, schnitt Grimassen und lächelte. Seine lebhaften Äuglein zuckten und rollten unter den unsteten Lidern, und er trug stets einen prächtigen Stock mit goldnem Knopf in der Hand, der ihm eine teure Erinnerung sein mußte.

Dieser Biedermann verwunderte mich anfangs, dann erregte er mein größtes Interesse. Ich spähte ihm durch die Laubwände nach, verfolgte ihn von fern, blieb an einer Ecke der Gebüsche stehen, um nicht gesehen zu werden.

Und siehe da, eines Morgens, als er sich ganz unbeobachtet glaubte, begann er eigentümliche Bewegungen zu machen, zuerst ein paar kleine Sprünge, dann eine Verbeugung; dann machte er mit seinen dürren Beinen einen noch ganz behenden Kreuzsprung, begann sich galant auf den Hacken zu drehen, hüpfte, tummelte sich auf possierliche Weise, lächelte wie vor Zuschauern, machte Dankesgebärden, rundete die Arme, verrenkte seinen armseligen Puppenkörper und sandte rührend-komische Grüße ins Leere. Er tanzte!

Ich war starr vor Erstaunen und fragte mich, wer von uns beiden verrückt sei, er oder ich?

Plötzlich hielt er inne, trat vor wie die Bühnenkünstler, verneigte sich, indem er zurücktrat, mit dankbarem Lächeln, und warf den beiden beschnittenen Baumreihen mit seiner zitternden Hand Küsse zu wie eine Komödiantin.

Dann setzte er seinen Spaziergang gravitätisch fort.

Von diesem Tage an verlor ich ihn nicht mehr aus den Augen; und jeden Morgen begann er seine unwahrscheinliche Darbietung von neuem.

Mich ergriff eine tolle Lust, ihn anzureden. Ich faßte mir ein Herz, grüßte ihn und sprach:

„Schönes Wetter heute, mein Herr."

Er verbeugte sich.

„Jawohl, mein Herr, wirklich ein Wetter wie einst."

Acht Tage später waren wir Freunde, und ich kannte seine Geschichte. Er war Ballettmeister an der Oper gewesen, in den Tagen Ludwigs XV. Sein schöner Spazierstock war ein Geschenk des Grafen von Clermont. Und wenn man ihn auf das Tanzen brachte, verstummte sein Geschwätz nicht mehr.

Eines Morgens vertraute er mir folgendes an:

„Ich habe die Castris geheiratet, mein Herr. Ich will sie Ihnen vorstellen, wenn's Ihnen recht ist, aber sie kommt erst in einer Weile. Dieser Garten, sehen Sie, ist unser Vergnügen und unser Leben, er ist alles, was uns von der Vergangenheit bleibt. Ich glaube, wir könnten nicht mehr leben, wenn wir ihn nicht hätten. Er ist alt und vornehm, nicht wahr? Ich glaube hier eine Luft zu atmen, die seit meiner Jugend die gleiche ist. Meine Frau und ich, wir verbringen hier alle unsere Nachmittage. Aber ich, ich bin schon vom frühen Morgen an hier, denn ich stehe zeitig auf."

Sobald ich gefrühstückt hatte, kehrte ich in den Luxembourggarten zurück, und bald erblickte ich meinen Freund, der einer uralten, winzigen Frau in Schwarz feierlich den Arm gab. Ich wurde ihr vorgestellt. Es war die Castris, die große Tänzerin, die von Fürsten, vom König, von dem ganzen galanten Jahrhundert geliebt wurde, die einen Duft von Liebe in der Welt zurückgelassen zu haben scheint.

Wir setzten uns auf eine Bank. Es war im Mai. Blumenduft schwebte in den sauberen Alleen; die warme Sonne fiel durch das Blattwerk und übersäte uns mit breiten Lichtflecken. Das schwarze Kleid der Castris schien ganz in Licht gebadet.

Der Garten war leer. Man hörte in der Ferne das Rollen der Wagen.

„Erklären Sie mir doch," bat ich den alten Ballettmeister, „wie das Menuett war."

Er erbebte.

„Das Menuett, mein Herr, ist die Königin der Tänze und der Tanz der Königinnen, verstehen Sie? Seit es keine Könige mehr gibt, gibt es auch kein Menuett mehr."

Und er begann in pomphaftem Stil ein langes dithyrambisches Loblied, von dem ich nichts verstand. Ich wollte mir die Pas, die Bewegungen und Posen beschreiben lassen. Er verwickelte sich in seiner Rede und ereiferte sich über seine Ohnmacht, sich auszudrücken, wurde nervös und verzweifelt.

Und plötzlich wandte er sich an seine alte Gefährtin, die stets ernst und schweigsam neben ihm saß:

„Elise, willst du, willst du, es wäre sehr nett von dir! Wollen wir dem Herrn zeigen, wie es war?"

Sie blickte sich unruhig nach allen Seiten um, dann stand sie auf, ohne ein Wort zu sagen, und trat ihm gegenüber.

Und nun sah ich etwas Unvergeßliches.

Sie kamen und gingen mit kindlichen Ziererereien, lächelten sich zu, wiegten sich, verbeugten sich, hüpften wie zwei alte Puppen, die vermittelst eines alten, etwas schadhaften Uhrwerks tanzen, das ein sehr geschickter Mechaniker einst hergestellt hat, im Geschmack seiner Zeit.

Und ich blickte sie an. Mein Herz war verwirrt von ungewöhnlichen Empfindungen, meine Seele von unsäglicher Schwermut erfüllt. Mir war, als sähe ich eine klägliche,

komische Erscheinung, den altmodischen Schatten des vergangenen Jahrhunderts. Ich hatte Lust zu lachen und das Bedürfnis zu weinen.

Plötzlich hielten sie inne, sie hatten alle Figuren durchgetanzt. So blieben sie ein paar Sekunden einander gegenüberstehen, indem sie merkwürdige Grimassen schnitten; dann warfen sie sich schluchzend einander in die Arme. —

Drei Tage später reiste ich in die Provinz. Ich habe sie nicht wiedergesehen. Als ich zwei Jahre später nach Paris zurückkehrte, war die Baumschule zerstört. Was ist aus ihnen geworden ohne den geliebten Garten aus der alten Zeit, mit seinem Labyrinth, seinem altmodischen Duft und den anmutigen Biegungen der Alleen?

Sind sie gestorben? Irren sie durch die modernen Straßen wie hoffnungslose Verbannte? Tanzen sie als närrische Gespenster, wenn der Mond scheint, ein phantastisches Menuett unter den Zypressen eines Kirchhofs auf den gräberumsäumten Wegen?

Die Erinnerung an sie geht in mir um, ich bin von ihr besessen, sie quält mich und bleibt in mir frisch wie eine Wunde. Warum? Ich weiß es nicht.

Sie werden das vermutlich lächerlich finden?



Inhaltsverzeichnis

Typographmaschinensatz und Druck der
Deutschen Buch- und Kunstdruckerei, G. m. b. H.,
Zossen—Berlin SW. 11.




Digitized by Google

